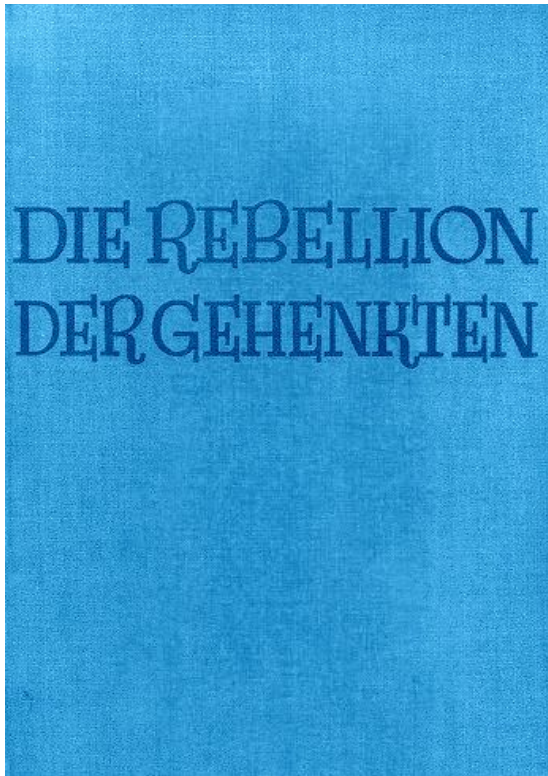


Rebellion der Gehenkten

B.Traven



Büchergilde Gutenberg Zürich Prag
1936, Erstausgabe,
Fünfter Roman des Caoblazykluses

Kapitel 01

01

Nahe dem Orte Chalchihuistan, in einer Siedlung kleiner, unabhängiger indianischer Bauern, die den Namen Cuishin hatte, lebte auf seinem Ranchito der Tsotsil-Indianer Candido Castro mit seiner Frau Marcelina de las Casas und seinen beiden Söhnchen Angelino und Pedrito. Candido bewirtschaftete, besaß etwa zwei und ein halbes Hektar Land, das trocken, dürr und steinig war und mit viel Mühe und viel Fleiß bebaut werden mußte, sollte er die Familie ernähren.

Große Domänenbesitzer, Finqueros, der beiden Distrikte Jovel und Chiilum, versuchten häufig mit verlockenden Versprechungen, Candido zu veranlassen, sich mit seiner ganzen Familie als Peon auf einer der Fincas anzusiedeln und seinen ärmlichen und verelendeten Ranchito als nutzloses Gut aufzugeben.

Die Finqueros, ständig auf der Suche nach neuen Familien, die unentbehrlich als Arbeitskräfte auf den Fincas sind, waren nicht immer sehr wählerisch

hinsichtlich der Mittel, die angewendet wurden, um indianische Familien aus unabhängigen Dörfern und Siedlungen zu ködern. Nicht selten geschah es, daß Finqueros um den Besitz solcher Familien stritten, als wären sie unmarkierte entlaufene Kälber, auf die ein jeder Finquero der Region berechtigten Anspruch zu haben glaubte. Diese Streitigkeiten um den Besitz unabhängiger Indianerfamilien mit vielen Kindern waren ungemein häufig die Ursache langer Feindschaften unter den Finqueros, Feindschaften, die Generationen lang von Vater auf Sohn sich vererbten und weiterbestanden selbst dann, wenn die indianischen Familien in der langen Zwischenzeit ausgestorben, infolge Händeleien in der Sippe odere im Stamm vernichtet oder fortgewandert waren und sich kein Mensch mehr darauf besinnen konnte, warum die alten Familien benachbarter Finqueros in tödlicher Feindschaft lebten.

Die Jefes Politicos, politische Oberhäupter und Vertreter des Diktators in den Distrikten, sowie alle übrigen Behörden waren stets auf Seiten der mächtigen und reichen Finqueros. Natürlich. Gelang es den Behörden,

eine unabhängige indianische Familie ihres Bodens zu enteignen, sei es durch Ungültigkeitserklärung ihrer Besitzrechte, oder sei es durch Mittel, die in jeder Hinsicht Verbrechen gleichkamen, so wurde die entrechtete Familie einem Finquero als Eigentum übergeben. Der Finquero übernahm die Schulden jener Familie und bezahlte die hohen Geldstrafen, die einem oder mehreren Mitgliedern der Familie auferlegt worden waren für irgendwelche Vergehen, die sie wirklich begangen hatten oder deren man sie ungerechterweise anschuldigte. Geldstrafen, die zu keinem andern Zweck auferlegt wurden, als die Familie so zu verschulden, daß irgendein Finquero, der sich bereit erklärte, die Schulden zu übernehmen, die Familie als Leibeigene seiner Finca erwerben konnte. Je näher ein Finquero mit einem Jefe Politico verwandt, je besser er mit ihm befreundet war und je williger er sich zeigte, dazu beizutragen, daß der Jefe Politico oder ein anderer Unterhäuptling der Diktatur ein bequemes und wohliges Leben führen konnte, umso seltener hatte die Finca unter dem Mangel an indianischen Arbeiterfamilien zu leiden.

Durch eine angeborene Bauernklugheit, durch Nüchternheit und dadurch, daß er sich um nichts anderes kümmerte als um seine Arbeit, sein Land und um das Wohlergehen seiner Familie, hatte Candido vermocht seine Unabhängigkeit als freier Campesino aufrechtzuerhalten.

Die indianische Siedlung, Rancheria, bestand aus nur fünf Familien, alle der Tsotsil-Nation zugehörend. Obgleich das Land der übrigen Familien um nichts besser war als das des Candido Castro, obgleich alle in sehr ärmlichen Palmhütten, spärlich mit Lehm beworfen, wohnten und ein Leben führten so schlicht, einfach und dürftig, wie es auf dem amerikanischen Kontinent nur indianische kleine Bauern vermögen, so war es nicht nur gegenüber Candido, sondern auch gegenüber allen anderen Familien nie geglückt, eine von ihnen nach einer Finca als Peones hinwegzulocken. Es wußte ein jeder Mann der Siedelung, daß das Leben der Peones auf den Fincas in vieler Hinsicht leichter, sicherer und zuverlässiger war als das auf dieser mageren, heißen, dünnen, steinigen Erde. Mit Recht hieß die Siedelung

Cuishin, Heiß. Jedoch alle die Familien zogen vor, lieber ärmlich zu leben, ewig bedroht von verlorenen Ernten, als sich unter Herrschaft und Kommando zu begeben, auch wenn die Kommandogewalt ihnen als Ersatz für verlorene Unabhängigkeit und die Freiheit, zu reden was sie wollten, den Garten Eden angewiesen hätte. Sie hungerten lieber in Unabhängigkeit und Freiheit, als sich anzufetten durch Befehle eines Regenten. Würde man sie gefragt haben, warum sie dies Leben dem der Peones vorzogen, so würden sie vielleicht eine gleiche oder ähnliche Antwort gegeben haben, wie sie eine uralte Negerin in Louisiana aussprach. In ihrer Jugend, vor dem Bürgerkrieg, war sie noch Sklavin gewesen. Alle Sorgen um ihr Wohlergehen hatte damals ihr Herr und Meister; sie arbeitete als Dienstmädchen im Hause ihrer Herrschaft und durfte essen von allem, was die Küche bot. Jetzt lebte sie in einer zusammenbrechenden Hütte, wusch für die Nachbarschaft und wußte nie, ob sie am folgenden Tage etwas zu essen haben würde, ohne stehlen zu müssen und dafür ins Gefängnis zu gehen. Sie wurde eines Tages gefragt: „Höre, Tantchen, hattest du es nicht viel besser, als du noch Sklavin warst?“

„Yassuh“, antwortete sie, „damals hatte ich es gewiß viel besser, aber heute bin ich viel glücklicher; denn sehen Sie, Sir, es ist das Gefühl und nicht der Magen, was die Menschen glücklich macht.“

Und sicher sprach auch hier in Cuishin bei allen den Familien mehr das Gefühl mit als der Magen. Andernfalls hätte man es sich nicht erklären können, warum die Leute es ertrugen, so dürftig und so mühevoll zu leben, anstatt alle Sorgen um ihr Dasein einem Finquero aufzubürden für die Gegenleistung, zu tun, was ihnen der Finquero zu befehlen geruhen würde.

Der Indianer, in der Tiefe seiner Seele, glaubt mehr an die Macht seines Schicksals als an die Macht irgendeines Gottes oder Herrn. Seinem Schicksal kann er nicht enttrinnen, was immer er auch tut. Fühlt er sein Schicksal ihm nahe kommen, dann kämpft er gleich allen menschlichen Lebewesen aus reinem biologischen Selbsterhaltungstrieb gegen das Schicksal mit allen Waffen und Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen oder von denen er glaubt, daß sie ihm von Vorteil sein möchten in dieser oder jener Weise, eingeschlossen die Fürbitten eines Heiligen, der mit dem lieben Gott in telefonischer Verbindung steht.

Aber er fühlt, daß er sich auf verlorenem Posten befindet, und sich dem Schicksal nur darum widersetzt, um dessen Wirkung zu verzögern.

Und als Marcelina, die Frau des Candido, unerwartet heftig erkrankte und keines der Mittel, die bei den Familien in Gebrauch waren, ihr Linderung verschaffte, wußte Candido, aus Instinkt heraus, daß er an einem

entscheidenden Wendepunkt seines Lebens angelangt war.

Marcelina hatte unerträgliche Schmerzen an der rechten Seite ihres Unterleibes. Sie behauptete, fühlen zu können, wie ihr Leib innen anschwellen und sicher aufplatzen werde. Die alte Partera der Familien, die Hebamme, sagte, die Därme hätten sich verwickelt und verknotet und müssten wieder aufgeknötet werden. Sie half diesem Aufknoten mit starken Abführmitteln nach, geeignet für hartleibige Elefanten. Jedoch Marcelina ächzte und stöhnte nur um so mehr und behauptete, daß ihre Eingeweide hin- und hergezerrt würden und nahe daran wären, völlig zu zerreißen. Die Partera sagte, daß ihr und Candido das dies ein sicheres Zeichen der ersten Todeswehen sei, und daß es nun an der Zeit wäre, einen Jungen zu don Mateo zu schicken und ihm zu sagen, daß er eine Caja, eine Kiste, aus Jovelto mitbringen solle, um Marcelina auf fromme christliche Weise beerdigen zu können.

Mit dieser Entscheidung war Candido nicht zufrieden. Er liebte seine Frau und dachte nicht daran, sie so leicht

aufzugeben. Er beschloß, Marcelina auf ein Mule zu laden und nach Jovel zu bringen, zu einem richtigen Doktor, der etwas gelernt hatte. Alles Geld, das er in seiner Behausung hatte, kratzte er zusammen, und als er es überzählte, fand er, daß es achtzehn Pesos seien. Daß die Doktoren ebenso wenig etwas umsonst taten wie die geistlichen Herren, das wußte er; und daß diese Krankheit von einer Art war, für die ein Doktor sich nicht mit dem üblichen Peso begnügen würde, das wußte er auch.

Jeder Tritt, den das Mule tat, verursachte der Frau solche Schmerzen und löste ein solches Wimmern aus, daß Candido, sobald der Weg zu schlecht und holperig wurde, seine Frau auf den Rücken nahm und das Mule an der Leine führte. Aber es tat der Frau wenig gut, weil nun ihr schmerzender Unterleib sich mit der vollen Last ihres Körpers gegen den Rücken ihres Mannes preßte. Dadurch wurden ihre Qualen so vergrößert, daß sie ihren Mann bat, sie doch wieder auf das Mule zu setzen, wo sie weniger Schmerzen fühle. Endlich aber vermochte die Frau weder auf dem Mule zu sitzen, noch sich überhaupt

zu bewegen.

Sie ersuchte ihren Mann, sie am Wege niederzusetzen und sie in Ruhe sterben zu lassen; denn sie fühle, daß sie dem Tode nahe sei und ihm nicht entrinnen könne.

Als die beiden dort nun wohl eine halbe Stunde gerastet hatten, die Frau ausgestreckt am Boden, ihr Mann verzweifelt neben ihr sitzend, und ihr zuweilen Wasser von einem trüben lauwarmen Bach bringend, der an der gegenüberliegenden Seite der Straße traurig seines armseligen Weges sickerte, kam eine Gruppe von indianischen Familien daher, die in Jovel zu Markte gewesen waren und nun in ihr Dorf zurückkehrten. Sie gehörten zum gleichen Stamme und zur selben Parochia, der Kirchgemeinde, der auch die Siedelung angegliedert war.

Alle setzten sich zur Rast nieder, um am Bach zu trinken.

„Wo gehst du hin, Candido?“ fragte einer der Männer.

„Der Markt ist längst vorüber.“

„Marcelina ist so krank im Unterleib, daß sie wohl bald

sterben wird. Ich wollte sie zu einem Doktor nach Jovel bringen, der ihr vielleicht die Därme auseinanderknüpfen kann, die sich alle verwickelt haben. Aber ich kann sie nicht auf dem Rücken tragen, dann schreit sie, und auf der Bestia kann sie auch nicht mehr sitzen, so weh tut es ihr im Leib. Sie ist schon halb tot, und ich warte nun hier, bis sie gestorben ist. Dann kann ich sie wieder auf das Mule laden und heimbringen. Es ist schade, sie ist so jung, so sehr gut, eine so tüchtige Arbeiterin im Haus und im Felde, und die beiden Kinder werden keine Mutter mehr haben.“

Darauf sagte einer: „Du mußt sie nicht so leicht aufgeben, Candido. Freilich, wenn Marcelina sterben soll, dann stirbt sie. Aber vielleicht soll sie noch nicht sterben, und wir können dir helfen. Warte einen Augenblick.“

Er rief mehrere Männer beiseite und redete mit ihnen. Dann kam er zurück zu Candido und sagte: „Wir werden deine Frau Marcelina auf unsern Schultern nach Jovel zum Doktor tragen, und wir werden so leicht gehen und so weich, daß sie gar nicht fühlen soll, daß sie überhaupt getragen wird.“

Candido nickte, ohne ein Wort zu sagen.

Die Männer krochen in das Gehölz und schnitten Stämme ab, mit deren Hilfe sie eine einfache Tragbahre fertigten. Zwischen den Stämmen spannten sie ihre entleerten Tragnetze aus, und auf dieses Lager betteten sie Marcelina. Ihre eingekauften Waren verteilten sie auf die Frauen und Burschen, die nach Hause wanderten.

Marcelina war vor Schmerzen bewußtlos geworden und wurde nicht gewahr, was mit ihr geschah.

Spät am Abend langten sie in Jovel an. Sie brachten die Erkrankte zu einem Doktor. Der Doktor fühlte die Stelle am Unterleib der Frau ab und sagte dann: „Sie muß operiert werden und gleich jetzt. Ich muß ihr den Bauch aufschneiden und ein Stück Darm herausnehmen, der vereitert ist und in zwölf Stunden ihren Tod verursacht, wenn ich ihn nicht herausschneide. Was kannst du denn bezahlen, Chamulito?“

„Achtzehn Pesos, Doctorcito Patroncito, mein Herrchen und Doktorchen.“

„Was denkst du dir denn, Chamulito, was das kostet? Achtzehn Pesos kostet mich ja schon die Watte allein, der Alkohol, die Jodoform-Gaze. Was kann ich denn mit achtzehn Pesos tun? Chloroform kostet mich zehn Pesos.“

„Pero, por el amor de Dios, um der Liebe Gottes willen, Doctorcito Jefecito, ich kann doch meine Frau nicht sterben lassen wie einen Hund.“

„Ich will dir etwas erzählen, Chamulito. Siehst du, wenn mir die Liebe Gottes meine rückständige Miete bezahlt, meine Lichtrechnung, meine Schulden beim Krämer, beim Bäcker, beim Fleischhacker, beim Schneider, dann kann ich deine Frau wohl recht gut auch um der Liebe Gottes willen operieren. Aber weißt du, Chamulito, ich habe mehr Vertrauen zu deinem Geld und zu guten Bürgen, die du mir bringst, denn zur Liebe Gottes. Gott kümmert sich um ein Spätzlein, das von einem Aste herunterfällt, aber nicht um einen Doktor, der in seinen Schulden ersäuft. Und alles sind Schulden von meinem Studieren her und von Rechnungen, die ich nicht bezahlen konnte, weil hier so viele Doktoren sind und zu wenig Kranke, die Geld haben.“

„Aber Doctorito, meine Frau stirbt, wenn Sie sie nicht operieren.“

„Auch ich sterbe Hungers, weißt du, wenn ich umsonst operiere. Gut alles, was ich dir sagen kann, ist, daß die Operation dreihundert Pesos kostet. Aber damit du einsiehst daß ich kein Heide bin und niemand, nicht einmal die Frau eines unwissenden Indianers, herzlos sterben lasse, wenn ich etwas für sie tun kann: ich werde die Operation für zweihundert Pesos vornehmen.

„Es ist eine Schande, und ich kann aus der Aerzte-Organisation wegen Preisverlumpung schmachvoll ausgestoßen werden. Also zweihundert Pesos. Und du bringst die zweihundert Pesos in weniger als drei Stunden oder die Operation hat keinen Zweck mehr. Ich will dich nicht betrügen mit einer Operation, die ich nur ihrer Schönheit wegen mache. Wenn ich dein Geld annehme, dann bekommst du meine Arbeit dafür und die Gesundheit deiner Frau, oder, wenn sie nicht durchkommt, brauchst du mir nichts zu bezahlen. Mehr kann ich für dich nicht tun, Chamulito. Du kannst deinen Mais, deine Wolle, und eine Schweine so wenig

verschenken, wie ich meine Arbeit und meine Medizin.“

Während dieser Unterredung lag Marcelina auf einem Petate auf dem Ziegelfußboden im Portico des Doktorhauses. Die Männer, die sie hergebracht hatten, hockten in der Nähe, halblaut schwatzend und Zigarren rauchend.

Was hätten sie auch sonst tun können. Alles Geld, das sie in ihren Heimen besaßen, zusammengeworfen, brachte keine zweihundert Pesos. Sie hätten auch noch ihre Schafe dazu verkaufen können und wahrscheinlich wäre der Ertrag noch immer nicht auf zweihundert Pesos gekommen.

Wie und wo Candido gedachte, zweihundert Pesos zu erlangen, sagte er nicht, weil er es nicht wußte. Und daß ihm zweihundert Pesos in dieser großen Not, in der er sich befand, vom Himmel regnen könnten, daran glaubte er nicht.

Ein solches Wunder mag vielleicht einem reichen Finquero zufallen, oder einem General oder dem Jefe

Politico, nie aber einem armen Indianer, dessen Hab und Gut aus einem Fetzen steinigem Bodens besteht.

Nachdem der Doktor den Preis festgesetzt hatte und keinen Patienten in seinem Consultorio warten sah, stülpte er sich einen alten Hut auf und ging hinaus auf die Straße. Er mußte doch wieder einmal sehen, ob die Häuser noch alle auf ihrem alten Platze standen oder ob sich während der letzten drei Stunden etwas in der Stadt ereignet habe, das würdig sei, darüber in der Cantina zu schwatzen und es wieder und wieder in den verschiedensten Abtönungen auskosten zu können.

Vielleicht hatte doña Adelina es doch endlich erfahren, daß ihr Gespons don Pablo jeden zweiten Abend eine Stunde oder eine und eine halbe bei der appetitlichen Witwe doña Pilar verbrachte, deren Mann nur gerade vier Monate unter der Erde lag. Das war eine Schande. Nicht, daß doña Pilar sich mit dem verheirateten don Pablo vergnügte, sondern daß doña Pilar nicht so viel christlichen Anstand zeigte, wenigstens ein volles Trauerjahr abzuwarten, ehe sie sich weltlichen und anderen Belustigungen hingab. Die ganze Stadt wußte von den abendlichen Besuchen, mit der einzigen

Ausnahme von doña Adelina. Und da die Stadt sonst nichts an Neuigkeiten besaß, Straßenunfälle nie vorkamen und nur gelegentlich ein Hauseinsturz, so wartete die ganze Stadt auf das große Ereignis, da doña Adelina erfahren würde, daß sie nicht die einzige und Bevorzugte sei, die das Recht und das Vergnügen habe, Erleichterung aus mancherlei irdischen Nöten zu finden. Und ganz gleich, ob sich zwei Männer in einer Cantina trafen oder zwei Frauen auf dem Markte oder vor der Haustüre – , sobald das Wetter mit einigen Worten erwähnt war, fiel die Frage: „Weiß doña Adelina noch immer nichts von dieser Schande?“ Niemand betrachtete es als Schande oder sah etwas Unmoralisches in jenen abendlichen Besuchen. Jeder war gesund und normal genug, um einzusehen, daß doña Pilar zu ihren natürlichen Rechten kommen mußte, und weil sich kein anderer ihrer rechtzeitig erbarmt hatte, so war eben don Pablo der Retter geworden, und jede andere verheiratete Frau in der Stadt freute sich im Herzen, daß der Posten besetzt war und es nicht ihr eigener Mann sei, der die Besetzung vorgenommen hatte. Die Nachbarn wünschten nicht die Entdeckung an sich. Das kümmerte

sie wenig. Niemand mißgönnte einem anderen Freuden dieser oder ähnlicher Art. Was die Leute allein wünschten, war, den Skandal genießen zu können, den doña Adelina aus Selbstachtung heraus anzustellen gezwungen war. Es bestand nur eine Sorge in der Stadt, die, daß doña Adelina vielleicht schon von der Sache wußte, aber absichtlich keinen Skandal machte und so jegliche Hoffnung auf eine gesunde dramatische Komödie zerstörte.

Ehe der Doktor seinen Rundgang über die Plaza machte, um dann in die Cantina zu gehen und zu sehen, wer da wäre, und so einen Grund zu haben, zwei Comitecos statt einen zu trinken, ging er zuerst in die Botica, die Apotheke, um seinem besten Freund und Geschäftsgenossen, don Luis, dem Boticario „Buenas Noches“ zu wünschen. Wo Doktor und Boticario gute Freunde sind, blüht das Geschäft für beide; wo jedoch die beiden in bitterer Feindschaft leben, werden Kranke fett und alt, und die deutschen Farben-Werke müssen Arbeiter entlassen.

Als der Doktor das Haus verlassen hatte, wußte Candido

nicht, was er noch weiter hier tun sollte. Er beschloß, auf die Straße zu gehen und zu sehen, wohin der Doktor gegangen sei. Einen andern Doktor aufzusuchen, daran dachte er nicht. Denn er wußte recht gut, daß alle Doktoren gleich seien, wenn der Preis in Frage kam.

Zu Doktor Pablo war er gekommen, weil alle seine Nachbarn in der Siedelung und in dem nächsten Dorfe zu ihm gingen, wenn sie einen Doktor benötigten. Sie wechselten diesen Doktor erst dann, wenn er einen ihrer Sippe zu Tode kuriert hatte. Dann versuchten sie es mit einem andern, solange, bis auch der an dem Tode eines Stammesgenossen schuldig gesprochen wurde. Nach Monaten freilich war die Reihe der Doktoren erschöpft, und der ganze Stamm kehrte nach und nach zu dem erstenzurück, bis sich sein Schicksal abermals erfüllte. Die Doktoren der Stadt sahen die Indianer nicht ungerne als Patienten; denn es waren die Patienten, die jede Behandlung sofort bezahlten, und darum gleich bezahlten, weil ihnen nicht geborgt wurde. Sobald ein Indianer in den Consultorio trat, und ehe der Doktor ihn fragte, was er habe und wo es ihm fehle, mußte er seinen

Peso oder, wenn ihm Preisermäßigung bewilligt wurde, seinen halben Peso oder seine sechs Reales, dreiviertel Peso, auf den Tisch abladen. Ein Doktor, der viele Indianer als Patienten hatte, war in materieller Hinsicht bei weitem besser gestellt als der, der nur Ladinos, die mexikanische Bevölkerung, empfing. Die Ladinos bezahlten besser, aber sie bezahlten selten, ehe drei volle Jahre vergangen waren, und dann murrten sie noch, daß der Doktor sie ewig mit seinen Rechnungen belästigt habe. Das nächste Mal würden sie einen anderen nehmen.

Candido hatte seine Frau in der Obhut seiner Freunde im Portico des Hauses des Doktors zurückgelassen.

Auf der Straße stehend, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. Aber da er keinen anderen Gedanken hatte als seine todkranke Frau, ging er auf die nächste Botica los mit der Absicht, den Boticario zu fragen, was für eine Medizin er ihm für seine Frau empfehlen könne. Die unbestimmte Hoffnung, daß es vielleicht ein wirksames Mittel geben möchte, das er mit seinen achtzehn Pesos kaufen könne, führte ihn in die Botica.

„Was willst du haben, Chamula?“ fragte ihn don Luis.

„Ammoniaco oder Camphor?“

„Das wird mir nicht viel helfen, meine Frau hat es hier an dieser Seite heftig im Unterleib.“ Er erklärte die Krankheitsgeschichte.

Als er damit durch war, sagte der Boticario, er habe für diesen Fall keine Medizin. Er war ein ehrlicher Mann. Als

er sich diese Geschichte angehört hatte, wußte er, was die Frau hatte, und sagte offen, er habe hierfür keine Medizin und nur eine Operation könne helfen.

„Sprich mit dem Doktor hier“, riet er Candido. Denn in diesem Augenblick war der Arzt in den Laden gekommen, um von don Luis zu hören, welche Neuigkeiten sich in der Stadt ereignet hatten, innerhalb der letzten vier Stunden, in denen sich die beiden nicht gesehen.

„Ich kenne den Chamula“, sagte der Doktor. „Seine Frau liegt bei mir im Portico. Sie hat Blinddarmentzündung. Ich habe ihr etwas Eis aufgelegt. Aber das hilft nicht viel. Wenn ich nicht operiere, geht sie drauf. Aber wie kann ich denn operieren, er hat ja nur achtzehn Pesos.“

„Dafür können Sie es freilich nicht machen“, lachte der Boticario. „Für die Watte allein, die Gaze und Chloroform muß ich Ihnen ja schon mehr berechnen als achtzehn Pesos.“

„Das habe ich dem Chamula bereits klargemacht.“ Nun wandte er sich an Candido: „Hast du denn niemand hier,

der dir vielleicht die zweihundert Pesos borgt, damit du deine Frau retten kannst?“

„Wer wird mir denn zweihundert Pesos borgen?“

Candido sagte das weder hoffnungslos noch verzweifelt, sondern ebenso schlicht, als ob er sagen würde: „So ist es und daran kann ich nichts ändern.“

„Könntest vielleicht einen Kontrakt als Kaffeepflücker nach Soconusco annehmen. Der Enganchador würde dir sicher zweihundert Pesos Vorschuß geben“, schlug der Boticario vor.

Candido schüttelte den Kopf. „Nach Soconusco gehe ich nicht. Da sind die Alemanes. Die haben alle Cafetales. Und die sind grausamer als die Bestien des Dschungels und behandeln einen Indianer, als wäre er weniger als ein Hund. Ich kann nicht dorthin gehen, denn ginge ich nach Soconusco, um dort in den Cafetales zu arbeiten, ich würde ganz gewiß einen Aleman mit dem Machete zerhacken, wenn er seine grausame Lust an einem wehrlosen Indianer verübt.“

„Dann wird dir kaum zu helfen sein, Chamula“, erwiderte darauf der Boticario, „und deine Frau wird wohl sterben.“

„Das wird sie wohl, Patroncito“, meinte Candido in einem Tone, als spräche man von einer Frau, die er nicht kenne. Er schabte sich den Rücken gegen den Türpfosten, kraulte sich im Haar herum und spuckte aus auf die Straße, die mager beleuchtet war von einigen traurig glimmenden Glühbirnen.

Der Boticario, beide Arme faul auf die Ladenplatte gestützt und eine Zigarette im Munde herumquirrend, blickte gleichfalls auf die Straße hinaus, die hier in die nordöstliche Ecke der Plaza einmündete. Die Botica befand sich im Eckhaus. Die Plaza, oder der Zocalo, war von hohen alten und schattigen Bäumen bewachsen. An der Westseite erhob sich das Gebäude der Municipalidad, an der Nordseite die Kathedrale und an den beiden anderen Seiten glänzten die Läden der größeren Kaufleute der Stadt.

Der Doktor lehnte mit seinem Rücken an der Ladenplatte. Um sich nach den Anstrengungen eines völlig arbeitslosen Tages so faul und bequem wie möglich auszuruhen, hatte er rückwärts beide Ellenbogen auf die Ladenplatte gelümmelt und seinen rechten Fuß auf eine Kiste gesetzt, die schon seit dem Morgen unausgepackt hier im Laden stand.

„Wann wird denn nun endlich die alte Schraube, doña Amalia, abnibbeln?“ fragte der Boticario gelangweilt. In

Wahrheit hatte er kein Interesse an dem Wohlergehen der doña Amalia, weil sie niemals irgend ein Rezept in seiner Botica anfertigen ließ. Er fragte nur, um zu reden. Die Mehrzahl der Männer, insbesondere, wenn sie sich kennen, fühlen sich unbehaglich, sobald sie nichts zu reden haben. Aus diesem Grunde ist die Hälfte alles dessen, was Männer miteinander reden, Unsinn, und es ist im Grunde nutzloser als das Geklatsche alter Weiber vor dem Waschtrog.

„Doña Amalia? Welche meinen Sie denn?“ fragte der Arzt.

„Die mit dem Uterus-Krebs.“

„Nach allen medizinischen Weissagungen und nach den allerbesten Prophezeiungen Aeskulaps ist doña Amalia seit mehr als zehn Jahren tot und begraben. Da sie aber immer noch herumhüpft und ihre Tage damit verbringt, über ihre Leiden zu klagen und über den unnützlichen Saufbold zu schimpfen, den ihre Tochter geheiratet hat, scheint das ein neues Beispiel zu sein für die laienhafte Behauptung, daß die medizinische Wissenschaft auf

derselben Stufe sich befinde, wo sie vor dreitausend Jahren war. Und das ist auch meine ehrliche Meinung.“ Der Doktor wollte noch etwas hinzufügen. Er wurde aber in seiner philosophischen Abhandlung unterbrochen durch das Auftauchen eines Mannes, der plötzlich im Lichtkreis der gutbeleuchteten Botica erschien.

„He, don Gabriel“, rief der Doktor, „wo kommen Sie denn her? Auf Vergnügungsabstecher hier?“

Don Gabriel blieb stehen, als überlege er, ob er eintreten solle oder nicht. Er entschied sich endlich in die Botica zu kommen und den unnützen Schwatz, der hier geführt wurde, noch weiter zu verblöden. Er stolperte die drei Steinstufen hinauf, trat über die Schwelle und sagte: „Buenas Noches, Caballeros!“ stülpte dabei mit lang ausgestrecktem Zeigefinger seinen Basthut in den Nacken und stöhnte: „Verfluchtes Zeug. Bin ich hier, die Schecks von den Monterias einzulösen. Und nun hat don Manuel nicht genügend Bargeld zur Hand.“

„Er kann Ihnen doch einen Scheck auf seine Bank geben“, sagte der Boticario.

„Freilich kann er das und will es auch. Aber was ich brauche, ist dinero in efectivo, bares Geld. In sechs Tagen hat er es hier. Solange werde ich nun warten müssen. Und, verdammt noch mal, das ist alles verlorene Zeit.“

„Um uns allen die Laune aufzufrischen, werde ich erst einmal einen unverfälschten Apotheker-Cocktail zurechtschütteln, damit wir wieder auf die Füße kommen“, sagte don Luis, der Boticario, und ging in die Abteilung für Rezepte, das Sanctum, wie er es nannte, wo er seine Giftpillen drehte und die verschriebenen Zaubersäfte mischte.

„Worauf wartet denn der Chamula hier?“ fragte don Gabriel, eine Zigarette annehmend, die ihm der Doktor hingereicht hatte.

„Seine Frau hat akute Blinddarmentzündung und muß operiert werden. Ich habe mich erboten, sie für lumpige zweihundert Duros von dem Stück Darm zu erlösen. Sie ist geliefert, wenn sie nicht operiert wird. Aber wo zu allen höllischen Teufeln kann denn der Muchacho

zweihundert Pesos herkriegen?“

Don Gabriels Interesse an diesem Fall war rührend. Er war ein guter Christ und ein noch besserer Katholik und fühlte die biblische Verpflichtung, dem leidenden Nachbar beizustehen, wenn immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Man braucht nicht in Samaria zu wohnen, um ein guter Samariter sein zu können.

„Hast du hier niemand in der Ciudad, der dir die zweihundert Pesos borgt?“ fragte don Gabriel Candido.

„No, Jefecito, nadie“, erwiderte Candido und spuckte in einem weiten Bogen auf die Straße. Dann sog er tief an seiner rohen Zigarre und sah den Vorfall als erledigt an.

„Ich würde dir wohl die 200 Pesos borgen, Chamula, sogar noch 50 Pesos mehr; ja, als Zugabe kriegst du zwei Flaschen Aguardiente für deine Freunde, die sich so abgemüht haben, deine arme kranke Frau hierher zu schleppen. Die kannst du doch nicht einfach so gehen lassen, ohne deine Dankbarkeit zu bezeigen.“ Don Gabriel sagte das alles in einem Tone, als ob er einen

Kontinent zu verschenken habe, den niemand haben wolle, und er nun sehr glücklich sei, einen armen Indianer getroffen zu haben, der wenigstens ein Stückchen dieses Kontinents annehmen würde.

Candido konnte weder lesen noch schreiben. Auch sonst machte er nicht den Eindruck, als besäße er irgendwelche besondere Intelligenz, die ihn unter seinen Stammesgenossen ausgezeichnet hätte. Aber er besaß eine Gabe, die für das gewöhnliche Leben wertvoller ist als alle erlernten Wissenschaften: die natürliche Gabe, wohl zu verstehen, was zwischen den Worten eines Sprechenden verborgen ist. Dazu kam Erfahrung, gesammelt im Umgang mit anderen Menschen, insbesondere mit Ladinos. Wenn ihm ein Ladino einen Peso anbot, so war er sicher, daß ihn der Peso leicht zehn Pesos kosten konnte, wenn er ihn annehmen würde.

Er versuchte nicht lange, um die Sache herumzureden, sondern ging geradezu auf den Punkt los: „Nach Soconusco zu den Alemanes gehe ich nicht, Patroncito, auch nicht für fünfhundert Duros.“

In diesem Augenblick drehte sich der Boticario aus dem Allerheiligsten heraus, in einem großen Glase das mysteriöse Gebräu schüttelnd und schwenkend. Er

zwinkerte mit den Augen wie eine verliebte Krähe und sagte: „Caballeros, das ist ein Cocktailchen, das Sie für eine Woche nicht vergessen sollen. Mein Wort darauf. Und nicht für fünfundzwanzig Pesos verkaufe ich Ihnen das Rezept. Es ist sogar Rosenwasser und ein winziges Tröpfchen Benzoe mit darin - nur um Sie wissen zu lassen, wie kompliziert diese Bebida beschaffen ist.“

Don Gabriel war jetzt in Geschäften, und auch der geheimnisvollste Cocktail hätte ihn nicht verführen können, einen fetten Profit, der ihm so freudig entgegenkam, zu verachten. Geheimnisvolle Getränke sind ein Vergnügen des Magens, aber ein fatter Profit ist ein Labsal des Gemüts. Und was hülfte es einem Menschen, der auf seine Geschäfte bedacht sein muß, wenn er auch alle Cocktails der Welt kosten dürfte, aber darüber an seinem Profit Schaden erlitt.

„Zu den Alemanes nach Soconusco Kaffee zu pflücken?“ Don Gabriel machte ein erstauntes Gesicht. „Aber, Muchacho, manito mio, mein Brüderchen, ich habe gar nicht von Cafetales gesprochen. Dort wird ja nichts verdient, Muchacho, und die Alemanes sind grausame

Leute, stets mit der Peitsche hinter den armen Muchachos her, die sich die Seele aus den Därmen schuftten müssen, um ein paar traurige Reales zu verdienen.“

„Da haben sie recht, Patroncito“, sagte Candido. „Aber wie käme ich denn zu zweihundertfünfzig Pesos, wenn nicht in den Kaffeepflanzungen?“

„Ich werde dir einen Kontrakt für die Monterias geben, Muchacho.“ Don Gabriel drehte sich langsam eine Zigarette. „Du bringst mit einen Confiador, einen Bürgen. Einer deiner Freunde, die deine Frau hierher getragen haben, wird sicher gut zu dir sein und den Bürgen für dich machen. Du sagst mir deinen Namen und den Ort, wo du wohnst, ich schreibe dir den Kontrakt aus, und dann gebe ich dir sofort die zweihundertfünfzig Pesos, hier gleich in die Hand.“

„Besser, du beeilst dich“, unterbrach hier der Boticario, „der Doctorcito hat dir ja bereits gesagt, wenn deine Frau nicht innerhalb zwei Stunden den bösen Darm herausgeschnitten bekommt, dann kannst du sie beim

ersten Grauen des Morgens in die Erde eingraben, und du bist ohne Frau.“

„Und deine Kinder haben keine Mutter mehr“, fügte der Doktor hinzu. Warum sollte er nicht gleichfalls auf sein Geschäft bedacht sein und helfen, sich materielle Werte in die Tasche zu reden.

Obgleich Candido schwerfällig genug in seinem Kopfe zu arbeiten hatte, um das Für und Gegen des Vorschlages abzuwägen, so vergaß er doch nicht, daß er nicht die einzige Person war, die er in Betracht ziehen mußte. Die Bemerkung des Doktors lenkte seine langsam sich bewegenden Gedanken auf die Kinder und auf sein Land. Für sein Stückchen Land fühlte er sich ebenso verantwortlich wie für seine Kinder.

„Was tut meine Frau und was tun meine Kinder, wenn ich in die Monteria ziehe und sie allein lassen muß?“ fragte er. Er fühlte sich in dem Vorschlag gefangen. Es bot sich ein Mittel, seine Frau zu retten; dies Mittel, das von den Heiligen geschickst sein mochte, abzulehnen, um Leiden und Mühen auszuweichen, war gleich einer

schweren Sünde. Weigerte er sich, den Kontrakt und damit die Hilfe anzunehmen, so sprach er das Todesurteil gegen die Mutter seiner Kinder aus, und er mochte sich wohl leicht als ihren Mörder denken. Er wand sich, um aus diesem Netz herauszukommen. Nahm er den Kontrakt an, so bedeutete es, daß er für mehrere Jahre in der Monteria zu arbeiten haben und damit von seiner Frau, seinen Kindern und seinem Land getrennt sein würde. Nahm er den Kontrakt nicht an und starb seine Frau, obgleich ihr hätte geholfen werden können, so würde ihn für den Rest seines Lebens das Gewissen plagen. Tag und Nacht würde vielleicht der Geist seiner Frau um ihn sein, und ihn belästigen und ihn anklagen. Darum suchte er nach einem Loch im Netz, durch das er entschlüpfen konnte, ohne sein Gewissen zu belasten. Was tun meine Frau und Kinder, wenn ich sie allein lasse? Seine Kinder nicht allein zu lassen, darin hätte er eine Rechtfertigung finden können, den Kontrakt abzulehnen, den Tod seiner Frau der Fügung Gottes und dem Wunsche der Heiligen aufzubürden und sich von jeglicher Verantwortung am Tode seiner Frau freizusprechen.

Aber Candido rechnete nicht mit der Geschäftstüchtigkeit don Gabriels. Don Gabriel sah das Loch im Netz, durch das Candido zu entschlüpfen versuchte, ebensogut wie Candido. Jedoch don Gabriel hielt das Netz und zog nach seinem Gefallen.

„Wer hat denn hier etwas davon gesagt, daß du deine Frau und deine Kinder allein lassen sollst, Chamula?“ Don Gabriel zog seine Augenbrauen in erstaunter Gebärde hoch. „Ich habe sicher nichts davon gesagt.“

Candido öffnete den Mund und sah don Gabriel fragend an. Wenngleich er nicht an Wunder solcher Art glaubte, so mochte es vielleicht doch sein, daß hier, im Hinblick auf seine bedrängte Lage, ein Ausweg gefunden würde, der ihm erlaubte, das Geld für die Operation zu erhalten und dennoch auf seinem Lande zu bleiben und seine Familie um sich zu haben. Wie das zu ermöglichen war, das in wenigen Sekunden auszudenken, war freilich zu schwierig für Candido. Und ehe er auch nur Zeit hatte zu fragen, kam schon die Antwort Gabriels: „Das ist sehr einfach, Chamulito. Du nimmst deine Frau und deine Kinder mit dir in die Monteria.“

An eine solche Lösung hatte Candido nie gedacht. Sie kam ihm überraschend. Er sah sofort, daß er sie nicht ablehnen konnte. Sie überwältigte mit einem Schlage alle seine Einwendungen, die er vielleicht noch hätte aufbringen können. Das letzte Loch im Netz war zugezogen. Für eine Sekunde dachte er zu sagen, daß er sein Land nicht aufgeben möchte, weil es ihm verloren gehen könne. Aber er fühlte gleichzeitig, daß dies kein guter Grund gewesen wäre; denn das Land war zu dürrtig, um viel Wesens davon zu machen. Niemand würde auch nur 50 Pesos für das Feld von Steinen geben, das er sein Land nannte. Land wie dieses konnte er, wie ihm don Gabriel sagen würde, jeden Tag für fünfzig Centavos Schreibgebühren haben, die er beim nächsten Bürgermeisteramt zahlte, wenn er sich ein Besitzpapier ausstellen ließ.

Don Gabriel gönnte ihm nun auch keine Sekunde Zeit mehr, das Geschäft zu verzögern. Er fragte ihn nach seinem Namen und Wohnort, fragte ihn nach Namen und

Wohnort eines Stammesgenossen, den er als Bürgen nannte. Don Gabriel schrieb den Namen in sein Büchelchen. Als er das getan hatte, schnallte er einen Lederriemen unter dem Hemd auf und zerrte ihn heraus. Dieser Lederriemen war ein lederner Schlauch, in dem don Gabriel, wie alle Handelsleute, Viehkäufer und Farmer, die weite Reisen zu Pferde machen mußten, ihr Geld verwahrten. Sie trugen diesen Schlauch auf den nackten Leib geschnallt, den sie selbst während der Nacht nicht lösten, sondern so drehten, daß sie auf der Schnalle schliefen.

Don Gabriel schüttelte fünfzig Silber-Pesos aus dem Schlauch hervor, zählte sie in Häufchen auf der Ladentischplatte auf, und sagte: „Hier hast du fünfzig Pesos Vorschuß. Für die zweihundert Pesos, die noch fehlen, stehe ich dem Doktor gut, dem ich die zweihundert Pesos morgen geben werde.“

„Angenommen, Doktor?“

„Aceptado“, erwiderte der Arzt, der sich nun an den Apotheker wandte. „Machen Sie mir hier das Rezept und

gleich, don Luis.“ Er hatte rasch einige Hieroglyphen auf ein Stück Papier gekritzelt und es dem Apotheker hingereicht.

„In zehn Minuten schicke ich Ihnen die Ladung rüber. Aber nun könnten wir erst doch endlich den Cocktail einatmen, der von mir so viele Mühe und Talent erfordert hat, Caballeros.“

„Nicht schlecht“, sagte don Gabriel schmatzend, nachdem er das Glas auf einen Ruck geleert hatte.

„Ehre, dem Ehre gebühret“, lachte der Doktor, streckte dann seine Zunge heraus und leckte in dem leeren Glas herum.

„Einer ist noch drin für jeden von uns“, sagte der Boticario und zog die leeren Gläser zu sich heran, um sie aufs neue zu füllen.

Während die Caballeros Loblieder zum Ruhm des Cocktails sangen und die Talente dessen priesen, der ihn gebraut und gestiftet hatte, war Candido emsig gewesen, das Geld in seinen rotwollenen Leibgurt zu drehen. Als er

es verwahrt hatte, machte er, ohne sich zu verabschieden, einen Satz zur Tür hinaus und verschwand in der Dunkelheit.

Im Hause des Doktors fand Candido seine Freunde, die im Portico des Patio hockten und seine Frau bewachten, so schweigsam, daß er glaubte sie seien eingeschlafen. Denn es war nicht die Gewohnheit seiner Freunde, wie es nicht die Gewohnheit der Männer seines Volkes war, in einer Gruppe zusammenzuhocken und sich dumm anzusehen. Wo immer die südlichen Indianer in einer Gruppe beieinander sind, schwatzen sie unaufhörlich. Sie schwatzen bis spät in die Nacht hinein, und wenn sie endlich schlafen, so wachen sie alle halbe Stunden auf und reden auf ihre Nachbarn, die ihnen zur Seite ruhen, ein. Und am Morgen, sobald sie die Augen öffnen, beginnt auch gleich wieder das Schnatzen. Nur auf ihren Wegen, bei ihrer Arbeit auf dem Felde und in Gegenwart von Menschen, die sie nicht kennen, offenbaren sie eine stockige, unerschütterliche Schweigsamkeit, die den Eindruck erweckt, daß sie überhaupt nicht fähig seien, zu sprechen und dem Verblöden nahe sind.

Candido näherte sich der Gruppe. Er konnte sie nur

undeutlich erkennen, denn der Patio war bloß von einer kleinen Petrollampe erleuchtet, die hinter einem Fenster in einem Raum auf der gegenüberliegenden Seite des Patio zu sehen war.

Er trat dicht auf die hockenden Männer zu und fand, daß sie alle in einem Kreise um seine Frau herum hockten. Sofort wurde ihm bewußt, was geschehen war.

Er hockte sich nieder, nahe dem nächsten, bei dem er stand, tippte ihn leicht an die Schulter und sagte müde: „Wann verließ sie mich?“

„Vor einer halben Stunde oder so. Sie wachte auf und stöhnte sehr. Dann sagte sie: „Oh, Candido, mein Mann, wo bist du?“ Darauf streckte sie sich lang und war tot.

Da kam der Doktor durch die schwere Holztür in den Ausgang. Er pfiff vor sich hin und rief hinüber zu dem Winkel des Porticos, wo er die Indianer wußte: „Bringt sie in mein Consultorio. Ich werde jetzt operieren.“

Ohne auf seinem Wege anzuhalten, ging er mit langen Schritten auf die Tür seines Sprechzimmers zu. Er öffnete die Tür, und rief dann über den Patio hinweg: „Oye, Rodolfa, du verdammte Kröte von einem verschlafenen Mädchen, bring mir sechs Kerzen in leeren Flaschen zum Aufstellen. Ich habe eine Operation. Und heißes Wasser. Einen Eimer voll. Y algo prontito, etwas mit Eile.“

„Vuelo, Doctorcito, ich fliege“, rief das Mädchen aus einer Ecke heraus.

Der Doktor ließ die Tür seines Consultorio weit offen. Er zündete eine Kerze an, die dort in einem häßlichen abgeknabberten Emaille-Leuchter auf dem Tische stand. In einem kleinen Wandschränkchen mit Glasscheiben hatte er einige braune Fläschchen mit Etiketten, die einen

Totenkopf zeigten. Diese Flaschen machten auf seine Kundschaft einen tiefen Eindruck, darum stellte er sie in dem Schränkchen stets in den Vordergrund. In dem unteren Fach des Schränkchens, gleichfalls für die Besucher sichtbar, hatte er seine Instrumente. Sie glichen mehr den Zangen, Zwickern und Pinzetten eines billigen Dentisten denn den Instrumenten eines Chirurgen. Betrachtete man die Instrumente näher, dann fand man, daß sich an allen die Vernickelung abzapellen begann, und mehrere der Instrumente zeigten reichlich Rost. Auf einem kleinen, weiß angestrichenen Tischchen, auf dem eine verstaubte und befleckte weiße Windel als Tischdecke gebreitet war, lagen noch einige Instrumente, die kräftiger aussahen und recht gut für Werkzeuge gehalten werden konnten, wie sie ein Hufschmied gebraucht. Daß sie die Werkzeuge eines Arztes waren, erkannte man nur daran, daß sie einmal recht schön vernickelt gewesen sein mußten. Jetzt freilich war von dem Nickel nicht mehr viel zu sehen. Da sie den irdischen Einflüssen der Regenperioden mehr ausgesetzt waren als die kleineren Instrumente, die im Schränkchen aufbewahrt wurden, trugen diese Werkzeuge den Rost so

dick, von dem übrigen Staub, Fliegendreck und Spritzern der Scheuerlappen nicht zu reden, daß grobes Sandpapier nötig gewesen wäre, um den Rost abzuschmirgeln.

Der Doktor zündete sich eine Zigarette an. Dann ging er zu dem Schränkchen, nahm eine gewaltige Medizinflasche heraus, auf deren Etikett in großen Lettern „Hennessy“ stand. Er hielt sie gegen das Licht der Kerze, um die Menge des Inhalts zu prüfen, griff dann nach einem Wasserglas und füllte es halb voll. Mit zwei guten Zügen goß er die Medizin über seine Zunge hinweg. Er schmatzte, krächzte einige Male in seiner Kehle und sagte halblaut: „Verflucht, ich muß doch morgen eine neue Flasche kaufen. Das Zeug geht weg wie warmes Olivenöl. Oder vielleicht nippt mir die Kröte von einer Muchacha zuweilen an der Flasche herum, wenn sie hier ausfegt. Ich werde ein Gift-Etikett aufkleben. Ist sicherer. Er räusperte sich nun heftig und ging zu dem Tisch, auf dem die Zangen, Hämmer, Bohrer, Messer und Feilen des Hufschmiedes lagen. Er nahm einige auf und begann, sie mit einem schmutzigen Tuche abzureiben.

Halb war er damit fertig, als er sich plötzlich umdrehte und an seine Patientin dachte. Er ging zur Tür und rief:

„Ja, zur Hölle noch mal, bringt ihr sie nun oder bringt ihr sie nicht? Was ist denn da los?“

Keine Antwort kam. Er nahm die Kerze, ging den Portico herum, bis er zu dem Platz kam, wo die Indianer schweigend um die Frau hockten.

Die Männer sahen ihn an, ohne etwas zu sagen. Er beugte sich nieder, leuchtete der Frau ins Gesicht, betastete ihre Wangen, hob ein Augenlid auf und sagte. „He, he! Was wäre mir denn das?“

Sein Gesicht zeigte Enttäuschung. Er fühlte sich von der Frau betrogen. In der Hoffnung, daß er vielleicht doch noch an ihr arbeiten könnte, steckte er eine Hand unter den Latz ihres Jorongo und fühlte ihre Brust. Aber rasch zog er seine Hand wieder zurück. Er rückte die Kerze näher heran und zwickte die Frau heftig in die Backe. Es zeigte sich keine auch noch so leichte Färbung.

„Warum bist du denn nicht früher gekommen?“ sagte er rauh zu Candido, während er sich aufrichtete und den Leuchter aufnahm.

„Ich war frühzeitig genug hier, Doktorchen“, verteidigte sich Candido mit leiser Stimme.

„Verflucht, zum Teufel, halt's Maul. Schafft sie hier heraus aus meinem Hause.“

„Con su permiso, Doctorcito! Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werden wir sie nun heimtragen.“ Candido streichelte das Gesicht seiner Frau und deckte es mit dem Latz ihres wollenen Ueberwurfs zu, so daß die nackten Brüste sichtbar wurden.

Seine Freunde zogen eine der beiden Bastmatten, auf denen die Frau ruhte, hervor; deckten diese Matte über ihren Körper; und mit der anderen Matte rollten sie den Leichnam ein, als wäre er ein Stamm. Dann rollten sie die obere Matte gleichfalls herum, und verschnürten das Ganze gleich einem Bündel. Darauf nahmen sie den Leichnam auf und legten ihn auf das schlichte Traggestell, auf dem sie die Frau hergebracht hatten.

Candido ging voran und öffnete die Haustür.

Als die Männer auf halbem Wege waren, rief der Doktor:
„Oye, Muchacho, du willst doch hier nicht etwa gehen,
ohne deine Schulden zu bezahlen?“ Candido kam zurück.
„Ich vergaß das, Doctorcito. Vergeben Sie mir. Cuanto
debo? Wie viel ist es, das ich schulde?“

„Fünf Peso für die Voruntersuchung, und fünf Peso für
die Untersuchung post mortem, ich meine, für die
Untersuchung, ob sie tot ist.“

„Vergeben Sie mir, Doktorchen, aber Sie haben sie doch
nicht kuriert? Sie haben doch nichts getan, ihr zu helfen.“

„Habe ich sie denn nicht gut untersucht und dir gesagt,
daß sie operiert werden muß?“

„Si, Jefecito, das haben Sie wohl getan.“

„Ist das Arbeit oder ist es nicht?“

„Freilich ist das Arbeit, Doctorcito. Aber die Arbeit hat
doch keinen Wert gehabt. Meine Frau ist tot. Das können

Sie doch sehen. Das kann doch ein jeder Mensch sehen.“

„Ich habe keine Zeit, mit dir zu verhandeln. Ich habe anderes zu tun. Entweder du bezahlst die zehn Pesos, die du mir schuldest, oder ich lasse dich einsperren. Das weißt du nun. Und der Kadaver kommt hier nicht eher heraus, als bis du deine Schulden bezahlt hast. Ich bin ein anständiger Mensch und habe ein gutes Gefühl für den armen Indianer und erst recht für dich. Ein anderer Doktor würde dir zehn Pesos noch extra berechnet haben für das Lager hier. Ich muß den Patz, wo deine Frau verschieden ist, mit Creolin aufwaschen. Das verlangt die Gesundheitsbehörde, deren Chef ich bin. Und das Creolin wird mir nicht geschenkt.“

Der Doktor streckte Candido die offene Hand hin, um anzudeuten, daß die letzten Worte in dieser Angelegenheit gesprochen seien und daß die Hand nun gefüllt werden müsse.

Candido hatte bereits begonnen, seinen wollenen Leibgürtel aufzuwickeln. Er schälte die zehn Pesos hervor und zählte sie dem Doktor in die Hand.

Während er zahlte, Peso für Peso, jeden Peso einzeln in seiner Hand erst wiegend und sich dabei erinnernd, wie viel harte Arbeit es für ihn kostete, einen Peso bares Geld auf dem Markt, wo er die Produkte seines armseligen Feldes verkaufte, einzunehmen, trugen seine Freunde das Bündel zur Tür hinaus.

Auf der Straße warteten sie auf Candido.

Die Beerdigungs-Geschäfte sind Tag und Nacht ununterbrochen geöffnet, weil, des Klimas wegen, die Beerdigung innerhalb zwölf Stunden nach dem Tode erfolgt. Häufig in noch kürzerer Zeit. Darum war es natürlich, daß Candido ein Geschäft offen fand, wo er einen Sarg kaufen konnte. Der billigste Sarg war eine viereckige ungehobelte Kiste. Diese Kiste war schwarz angestrichen. Aber weil das Inhumacion-Geschäft dem Sargmacher, der ein unabhängiger Handwerker war, so wenig zahlte, daß dem Handwerker kaum sechzig Centavos für seine Arbeit an jeder Kiste blieben, hatte er an der Farbe sparen müssen, und der Anstrich war so dünn, daß überall das nackte Holz hindurchschimmerte. Der Boden der Kiste trug überhaupt keine Farbe.

„Dieser Sarg kostet vier Pesos“, sagte der Händler zu Candido.

„Gut den nehme ich.“

„Aber ich glaube, er wird zu kurz sein für deine Frau“,

meinte darauf der Händler, der, als er bemerkte, daß Candido Geld habe, ihm einen teureren Sarg zu verkaufen gedachte.

Einer der Freunde maß mit seinen Armen die Länge des eingewickelten Leichnams und dann die Länge des Sarges. „Der Sarg ist reichlich lang genug“, sagte er zu Candido.

Als der Händler merkte, daß ihm eine bessere Einnahme verloren gehen könnte, klopfte er Candido freundschaftlich auf die Schulter und sagte mit trauriger Stimme: „Nun höre einmal, Chamulito, du wirst doch deine Frau, die dir deine Kinder gegeben hat, nicht in einer so armseligen Kiste begraben wollen. Was wird denn die Heilige Jungfrau von dir denken, wenn sie deine Frau in einer so schäbigen Kiste findet. Sie geht vielleicht gar an deiner Frau vorüber und nimmt sie nicht auf in den Himmel. Du willst ganz gewiß nicht, daß deine gute Frau draußen vor dem Tor des Himmels stehen bleiben muß wie die bösen Sünder, Spitzbuben und Mörder. Diese Kiste, die du kaufen willst, ist nur eine Kiste für die Verlorenen, die tot auf der Straße oder auf den Wegen

aufgelesen werden, und die niemand kennt und die keine Angehörigen haben. Sieh dir einmal diesen schönen Sarg hier an. Brauchst ihn nicht zu kaufen. Sieh ihn dir nur an. Wie schön und sanft deine gute Frau in diesem prachtvollen Sarge ruhen würde! Wenn diesen Sarg die Heilige Jungfrau sieht dann kommt sie gleich mit Singen und Läuten darauf zu, gibt deiner Frau die Hand und nimmt sie mit sich hinauf in den Himmel; denn sie sieht, daß deine Frau keine verlorene Sünderin ist, sondern eine Gesegnete, die getauft wurde. Deine Frau ist doch getauft?“

„Si, Patroncito. Sie wurde getauft, als sie noch klein war.“

„Dann kannst du sie nicht in einer so billigen Kiste begraben lassen. Dieser Sarg hier ist fein gehobelt und gut gestrichen, außen schwarz und innen weiß und mit einem Goldstreifen, wie du sehen kannst. Innen ist er ausgelegt mit echtem chinesischem Papier, mit Spitzenpapier.“

„Wieviel kostet dieser Sarg?“ fragte Candido.

„Zwanzig Pesos, Chamulito.“

Der Händler sah das erschreckte Gesicht des Candido, änderte sofort den geschäftsmäßigen Ton und sagte nun teilnehmend: „Es ist bitter, die Frau zu verlieren, mein Bruder, ich weiß das; ich habe zwei verloren. Es ist das letzte, das du für deine gute Frau tun kannst. Und angesichts der traurigen Lage und des Schmerzes, in dem du jetzt bist, will ich dir den Sarg für siebzehn Pesos erlassen. Dabei verdiene ich nichts; ich schwöre dir, bei der Heiligen Jungfrau, daß mich der Sarg selbst sechzehn Pesos und fünfzig kostet.“

Nun begann das eigentliche Handeln.

Als Candido seine Frau endlich in den Sarg einbetten konnte, hatte er dafür dreizehn Pesos bezahlt.

Er kaufte geweihte Kerzen; dann Aguardiente, um die Leidtragenden nicht trocken gehen zu lassen.

Kapitel 02

01

Von dem Tage, an dem er seine Frau krank angetroffen hatte, bis eine Woche nach ihrer Beerdigung, hatte Candido in einer Dämmerung gelebt. Er vermochte nicht zu denken. Sein Empfinden war stumpf geworden. Er hätte nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob er wache oder träume.

Als er den Sarg kaufte, die Kerzen und die Kruke mit fünf Litern Aguardiente zur Bewirtung seiner Freunde und der Trauergäste, gab er das Geld, das er im Gürtel trug, aus, ohne auch nur ein einziges Mal darüber nachzudenken, wie er zu dem Gelde gekommen sei, und was der Besitz und das Aufbrauchen dieses Geldes für ihn und sein Schicksal bedeuteten. Gesetzt den Fall, er hätte kein Geld gehabt, so würde sich ein Ausweg gefunden haben, die Beerdigung dennoch in genügend würdiger Weise zu vollziehen. Seine Frau wäre begraben worden, in die beiden Petates eingewickelt, oder seine Freunde und

Sippengenossen würden ihm geholfen haben, rohe Bretter aus frisch gefallenen Bäumen zu hacken und eine Kiste schlecht und recht anzufertigen. Jedoch das Ausgeben des Geldes begann, ganz ohne seinen Willen, in jenem Augenblick, als der Doktor zehn Pesos verlangte, und die Herausgabe des Leichnams verweigerte, falls diese zehn Pesos nicht bezahlt würden. Das war nur eine Drohung, denn mehr als zehn Stunden hätte der Doktor den Leichnam nicht in seinem Haus behalten können, ohne gezwungen zu sein, ihn auf seine eigenen Kosten oder die der Stadt beerdigen zu lassen. Aber der Gedanke, den Leichnam seiner Frau im Hause des Doktors zurücklassen zu müssen, allein zu seiner Siedelung heimzukehren und seinen beiden Kindern gegenüberzutreten, ohne die Mutter, sei sie lebend oder tot, mit sich heimzubringen, ließ ihn nicht eine Sekunde zögern, das Geld das er bei sich trug, anzubrechen. Die folgenden Ausgaben tat er wie in einer Betäubtheit. Er würde, obgleich ehrlich in seinem Charakter, selbst Geld ausgegeben haben, das ihm zur Beförderung an eine andere Person übergeben worden war, ohne in jenen Stunden dumpfen Schmerzes auch nur für eine Sekunde

unterscheiden zu können, was recht und unrecht sei.

Und so war in den drei Wochen, die seit dem Tode seiner Frau vergangen waren, nicht ein einziges Mal in ihm die Erkenntnis wach geworden, daß er mit den Verausgabungen jenes Geldes sein ferneres Schicksal entschieden hatte.

In seiner Siedelung war keine Gelegenheit, Geld auszugeben. Das Feld spendete jedem, was er brauchte, um seinen Magen zu füllen. Aber er mußte drei kleine Saugschweinchen kaufen. Schweine sind, schon des Fettes wegen, kaum zu entbehren in dem Haushalt der indianischen Bauern, wie auch Schafe für den Indianer des Hochlandes ebenso unentbehrlich sind wie Kühe für einen Farmer in Minnesota und in den Dakotas. Es zerbrach ihm auch noch beim Ausgraben eines Steines sein einziger Machete, den er besaß, und er zerbrach so dicht über dem Heft, daß selbst der Stumpf nicht mehr zu gebrauchen war. Der Machete würde ihn drei Pesos kosten, so rechnete er. Und die Schweinchen könnte er wohl für vier Reales das Stück kaufen, wenn sie sehr klein waren und er sich Mühe machte, auf dem Markte in Jovel

nach billigen Schweinchen zu suchen. Das waren vier Pesos fünfzig Centavos, die er brauchte.

Als er nun beschloß, am nächsten Tage, an dem der Markt war, nach Jovel zu wandern, suchte er das Geld zusammen, das er für den Handel benötigte. Wie die aller übrigen Indianer seiner Nation, die in Dörfern und Siedlungen wohnen, so war es auch seine Gewohnheit, Geld in einen alten Fetzen einzuwickeln und im Boden seiner Hütte einzuscharren. Wenn das Geld oder ein Teil herausgenommen worden war, so wurde es beim Wiedereingraben an einer anderen Stelle der Hütte vergraben, häufig unter dem Feuerplatz, der ja auch auf dem nackten Boden sich befand.

Candido suchte sein Geld hervor, und als er es fand und in die Hand nahm, tat er einen Ausruf des Erstaunens, als er die Menge Geld vor sich sah. Es waren mehr als sechsundzwanzig Pesos, die ihm, seine ursprünglichen Pesos eingerechnet, verblieben waren.

In den letzten Tagen hatte er begonnen, aus seiner Betäubung aufzuwachen. Die Arbeiten auf seinem Felde,

die infolge der nahe bevorstehenden Regenzeit heftig auf ihn eindrängten, wie auch die Sorge um seine beide Kinder, hatten am meisten dazu beigetragen, sich im wirklichen Leben wieder zurechtzufinden. Da seine klaren Gedanken an dem Tage abschlossen, als er seine Frau nach Jovel gebracht hatte, und da die Verhandlungen im Hause des Doktors und in der Apotheke gleich einem wüsten Traum gewesen waren, so standen in seiner Erinnerung nur jene ursprünglichen achtzehn Pesos als sein Barvermögen.

Freilich dauerte dies Erstaunen, so viel Geld vor sich zu sehen, nur eine halbe Minute. In der nächsten halben Minute kamen ihm die Herkunft des Geldes und dessen teilweiser Verbrauch zu vollem Bewußtsein. Und zum Bewußtsein kam ihm gleichfalls, daß er nicht nur seine Frau verloren hatte, sondern auch die Freiheit, über sich selbst bestimmen zu können. Er war Sklave des Don Gabriel, der ihn zu den Monterias schickte und ihn von seiner Erde und dem Grabe seiner Frau trennte.

Er gedachte seine beiden Kinder zu nehmen und zu fliehen. Aber zwei Dinge, die ihm gleich darauf einfielen,

hinderten ihn, das zu tun. Einer seiner Sippenossen hatte für ihn gebürgt, und wenn er den Kontrakt nicht erfüllte, so hatte sein Freund zu gehen. Das zuzulassen war ihm nicht möglich. Der andere Grund war, daß, wenn er floh, er ja ebenfalls von seiner Erde, mit der er ein Teil geworden war, getrennt wurde. Denn bliebe er hier in der Siedelung, so kamen eines Tages die Leute von der Landpolizei und trieben ihn, dem Kontrakt folgend, zur Monteria.

Eine schwache Hoffnung verblieb ihm: daß don Gabriel ihn vergessen habe. Das erschien Candido besonders deshalb möglich, weil Don Gabriel ihm ja nicht die 200 Pesos ausgehändigt hatte, nachdem die Zahlung an den Arzt überflüssig geworden war. Der Vertrag war von dem Agenten also nicht vollständig erfüllt worden.

Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, nahm Candido seine beiden Söhne und machte sich auf den Weg nach Jovel. Er trug eine schwere Last von Mais auf dem Rücken. Dem größeren Jungen war eine Last von trockenem Futtergras aufgeladen, dem kleineren ein Sack mit Schafwolle. Es waren die Produkte, die Candido in Jovel zu verkaufen gedachte, um für den Erlös Salz, Rohzucker und ein Stück weißen Baumwollstoffes einzukaufen. Sechs Pesos trug er als bares Geld mit sich.

Noch vor Mittag hatte er alle seine Geschäfte beendet. Seine Produkte waren verkauft, wie gewöhnlich zu einem lächerlich geringen Preis. Die Schweinchen, die er erworben hatte, trug er in einem Sack auf dem Rücken. Sie quiekten und krabbelten an seinem Rücken herum. Aber das machte ihm mehr Freude denn Aerger, weil es bewies, daß er gesunde Tierchen erhandelt hatte, von denen er wußte, daß er sie hochbringen würde.

Er war nun auf dem Wege zur Eisenhandlung „El Globo“, wo er den Machete zu kaufen gedachte. Den Sack legte er

vor der offenen Tür ab und gab ihn seinen Jungen zur Bewachung. Dann ging er verlegen und schüchtern in den Laden, nicht als ob er Käufer wäre, der mit barem Gelde kam, um dem Händler Verdienst zu bringen, sondern als wäre er ein Bettler, der jeden Augenblick erwartete, mit einem Fußtritt in den Hintern hinausgeworfen zu werden.

Kaum war er eingetreten, als jemand zu ihm sagte: „Aha, da bist du ja, Chamulito. Auf dich warte ich gerade.“

Candido blickte auf und sah Don Gabriel vor sich stehen, den Enganchador, den Werbe-Agenten.

Es war die Gewohnheit Don Gabriels, wie die der meisten Ladinos, sich den ganzen Tag über damit zu beschäftigen, von einem Laden zu einem andern zu gehen, dort mit den Inhabern zu schnattern und zu sehen, ob nicht ein Bekannter anzutreffen war. Zwischendurch wurde mehrere Male eine Cantina aufgesucht, um durch einige heftige Comitecos die Kehle zu waschen und mit anderen alten oder neugewonnenen Bekannten Unsinn zu reden. Freilich meinte jeder, daß alles, was er redete, wichtig sei und insbesondere auf die Politik des Landes Einfluß habe. War die Kehle ausgeschwenkt, wurde der Rundgang in die Läden der Stadt fortgesetzt. So ging der Tag vorüber. Der Abend gab erneut Gelegenheit, in die Cantina zu gehen und nunmehr statt nur eine copita gleich ein halbes Dutzend die Gurgel hinunter zu schütten. Darauf wurde ein Rundgang um die Plaza getan, und dann war es Zeit zum Abendessen. Das Abendessen mußte gut mit Flüssigkeit abgedeckt werden, was als genügender Vorwand galt, abermals zu sehen, wen man in einer der Cantinas treffen mochte. Die

eigentliche Arbeit der Caballeros, die unbedingt notwendig war, um die Zivilisation in Gang zu halten, wurde so zwischendurch hier und da angetastet; einige Minuten wurden auf rein geschäftliche Dinge verwendet. Man muß es sich leicht machen im Leben und die arbeiten lassen, die keine Caballeros sind und nicht genügend Fett im Obergehäuse haben, um ernten zu können, ohne zu pflügen.

Es waren diese Minuten-Gelegenheiten, die Don Gabriel auszunützen verstand. In einer solchen Minuten-Gelegenheit hatte er Candido den Kontrakt aufhängen können, und jetzt war wieder eine solche Minuten-Gelegenheit, wo er den Kontrakt einzukassieren gedachte. In den Läden herumzulaufen und dort für halbe Stunden zu stehen und zu schwatzen, war denn doch nicht so ungeschäftlich, wie es leicht erscheinen mochte. Wäre er nicht hier, scheinbar nutzlos, im Laden gewesen, hätte er Candido nicht getroffen, um ihm etwas Wichtiges sagen zu können.

„Das weißt du doch, Chamula, daß Montag der Trupp abmarschiert, zu dem du gehörst und der in die

Monterias zieht.“

„Patroncito, mein liebes Herrchen, ich habe doch aber das Geld nicht genommen, weil meine Frau tot war, ehe der Doktor kam.“

„Die zweihundert Pesos liegen für dich bereit in der Botica, kannst sie dort haben, wann du willst.“ Die zweihundert Pesos waren natürlich nicht in der Botica oder sonst irgendwo hinterlegt. Sollte Candido die zweihundert Pesos wirklich verlangen, für die er jetzt gar keine Verwendung hatte, so war reichlich Zeit, sie zu hinterlegen oder sie dem Manne völlig aus seinen Gedanken herauszureden.

Candido wurde hartnäckig, ohne aufsässig zu werden.

„Ich habe die zweihundert Pesos nicht genommen, Jefecito, und darum habe ich auch keinen Kontrakt für die Monteria.“

„Du hast aber fünfzig Pesos genommen, oder vielleicht nicht?“

„Ja, aber die fünfzig kann ich zurückgeben.“

Don Gabriel wurde stutzig und etwas verwirrt. Es bestand Gefahr, daß er den Mann verlor. Aber gleich beruhigte er sich, als er sich überlegte, daß der Indianer auf keinen Fall die fünfzig Pesos haben könne, denn er wußte wohl, daß Candido den Doktor bezahlt und auch einen Sarg gekauft hatte, und fünfzig Pesos Ersparnisse besaß er gewiß nicht.

„Komme mir hier nicht mit Geschichten, die du mir erzählen willst, sagte er. „Ob du die fünfzig Pesos bringst oder nicht, befreit dich nicht aus dem Kontrakt, dem du vor Zeugen zugestimmt hast. Auch das Vorschußgeld hast du vor Zeugen angenommen. Wenn du nur drei Pesos Vorschuß annimmst, bist du im Kontrakt. Oder soll ich dich vielleicht zur Polizei bringen, wo man dir sagen wird, wer hier im Recht ist, du oder ich?“

Don Gabriel wartete auf eine Antwort. Dabei kam ihm ein neuer Gedanke. „Du willst gewiß nicht fortlaufen, Chamula, aus deinem Kontrakt? Das werde ich gleich verhindern.“

Candido wußte, was nun geschehen würde. Mit einem

Satz war er zur Tür hinaus. Es wäre ihm vielleicht geglückt zu entkommen, hätten nicht vor der Tür seine beiden Jungen gehockt, die er nicht allein in der Stadt zurücklassen konnte. Er rief sie an, ihm zu folgen. Aber ehe sie aufspringen konnten, hatte don Gabriel beide fest an den Armen gepackt.

Er rief nun mit gellender Stimme: „Policia! Policia! Aca, aca!“

Das Gebäude der Municipalidad war gleich gegenüber der Straße, wo es die eine volle Längsseite der Plaza einnahm. In der vierten Tür war die Comandancia de Policia, und vor der offenen Tür standen und hockten immer einige Polizisten herum, die auf Befehle ihres Kommandanten warteten. Der Ruf des don Gabriel war noch nicht ganz verhallt, als auch schon drei Polizisten, ihre Holzknüppel schwingend, mit einem kurzen Keuchen vor der Eisenhandlung angehetzt kamen.

„Was gibt es, don Gabriel? Haben die beiden Jungen etwas gestohlen?“ fragte der eine.

„Nimm die beiden Bastarde rüber zur Comandancia und halte sie gut fest. Ich komme sofort selbst, um mit dem Jefe zu reden.“

„Muy bien, don Gabriel, zu Ihren sehr geschätzten Diensten!“ sagten die Polizisten pflichteifrig und zerrten die Jungen hinter sich her.

Die Jungen, ihren Packen auf dem Rücken, begannen nun entsetzlich zu schreien, als ob sie erschlagen werden sollten, und riefen mit voller Kraft ihrer jungen Stimmen: „Tate! Tate! Vater! Vater!“

Candido war, trotz der Schwere seines Packens, ein gutes Stück gerannt und hatte bereits die Hälfte der Plaza überquert. Er war sicher, daß seine Jungen ihm dicht auf den Füßen folgten. Er wußte, wie gut sie zu rennen vermochten, wenn sie hinter einem Hasen oder einem jungen Affen her waren.

Als er jedoch seine Jungen schreien hörte und sich umblickte, sah er sie zum Cabildo gezerrt. So blieb ihm nichts anderes zu tun, als umzukehren und ebenfalls zur Comandancia zu gehen.

Als er in die Wache trat, ließen die Polizisten seine Jungen los. Die stürmten auf ihren Vater zu und klammerten sich, Schutz suchend, an seinen Beinen fest.

Ein Mann, der gelangweilt hinter einem Tisch saß und zur offenen Tür hinaus auf die Plaza sah, weil er sonst

nichts zu tun hatte, sagte schläfrig: „Warte Chamula, bis don Gabriel kommt, der eine Anklage gegen dich hat.“

Im Portico des Cabildo waren Bänke aufgestellt, die gegen die Wände des Gebäudes lehnten. Hier saßen die Leute, die zu warten hatten, bis sie aufgerufen wurden. Im Gebäude befanden sich außer der Municipalidad, der Gemeindeverwaltung und der Polizeikommandantur auch der Zivilrichter, der Untersuchungsrichter, die Steuerbehörde des Staates, die Steuerbehörde der Federalregierung und der Registro Civil, das Standesamt. Im weiten Patio des Gebäudes waren noch andere Behörden untergebracht. Dort befand sich auch der Calabos, das Polizeigefängnis.

Auf einer der Bänke, dicht beim Eingang zur Comandancia, saßen jetzt die Polizisten, die hier auf weitere Befehle warteten. Nachdem Candido eine Weile in dem Vorzimmer herumgestanden hatte, ohne daß sich jemand um ihn gekümmerte hätte, ging er endlich hinaus und hockte sich im Portico nieder. Entlaufen konnte er nicht leicht, weil die Polizisten nahebei auf der Bank saßen.

Es währte eine Viertelstunde, bis don Gabriel gemächlich herangeschleudert kam. Er trat in die vordere Amtsstube und fragte den schläfrigen Schreiber: „Ist don Alejo hier?“ Don Alejo war der Polizeikommandant.

„Im Augenblick nicht, don Gabriel. Er ist mit einem Diputado einen Aperitivo, einen Appetitanreizer, trinken gegangen. Aber er wird in kurzer Zeit zurück sein.“

„Bueno. Ich werde wiederkommen. Hasta luego.“

„Zu Ihren geschätzten Diensten, don Gabriel“, sagte der Schreiber höflich.

Draußen im Portico stand don Gabriel eine Weile, zündete sich mit Andacht eine Zigarette an, blickte über die Plaza hinweg, sah dann auf den hingekauerten Candido und sagte zu ihm: „Vergiß das nicht, Chamula, mir läuft keiner fort. Auch du nicht. Wen ich geangelt habe, den halte ich fest.“

Er reichte den Polizisten sein Päckchen mit Zigaretten hin. Jeder zupfte sich vorsichtig, und mit langen Fingern, eine Zigarette heraus und sagte: „Muchas gracias, don

Gabriel! Vielen Dank!“

Während er sich drehte, um fortzugehen, warf er beiläufig hin: „Und daß ihr mir gut auf den Chamula aufpasst, Hombres.“

„Keine Sorge, don Gabriel, er läuft uns nicht fort.“

Candido zog den Sack, in dem er die Schweinchen trug, zu sich heran. Er öffnete den Sack ein wenig, langte mit der Hand hinein und streichelte und tätschelte die jungen Tiere. Die Schweinchen quiekten und versuchten, sich zur Öffnung des Sackes hinauszukratzen.

„Nicht so ungeduldig, ihr kleinen Racker“, sagte Candido. Dann, sich zu seinen beiden Jungen wendend, meinte er: „Die sind aber einmal lebhaft und gesund, die werden gute fette Puercos machen.“

„Ja, Tate“, erwiderten die Jungen gleichzeitig, „das sind sehr hübsche Tierchen.“

Candido wickelte ein Fünf-Centavostück aus seinem Wollgürtel hervor und sagte zu seinem Ältesten:

„Angelino, hier nimm den Quinto und laufe da um diese Ecke herum, da ist der Markt, kaufe für den Quinto Mais; ich werde den kleinen hungrigen Dingen zu essen geben.“

Der Junge sprang fort. In einigen Minuten kam er zurück, den gekauften Mais in seinem kurzen, wollenen Überwurf tragend. Dem Indianer, obgleich sein Geld ebenso gut ist, wie das der Ladinós, wird nichts in Papier eingewickelt, auch werden ihm keine Tüten gegeben. Wozu auch? Er kann das Gekaufte, sei es Zucker, Salz, Kaffee, in seinen Hut schütten, oder in seinen Überwurf, oder er kann seine Hosen unten zubinden und die Ware in die Hosenbeine füllen. Er erwartet keine andere Bedienung beim Händler, obgleich ohne die indianischen Kleinbauern als Käufer der gesamte Handel der Stadt vernichtet würde und alle Händler verhungern müßten. Denn die Indianer, die wöchentlich oder zweimal im Monat zur Stadt kommen, um zu handeln, belaufen sich auf nicht weniger als zwanzigtausend, wenn nicht fünfundzwanzigtausend; sie sind an Gesamtzahl doppelt so stark wie die ganze Bevölkerung der Stadt, die von

ihnen lebt.

Als die Schweinchen mit Wohlbehagen ihren Mais kauten und Candido und seine Jungen ihnen dabei vergnügt zusahen, kam der Commandante zurück. Er beachtete den auf den Steinboden gekauerten Indianer nicht, weil im Portico zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht Indianer herumhockten, manche, die hier im Gebäude mit den Behörden irgendwelche Geschäfte zu besorgen hatten, und andere, nur um sich auszuruhen oder auf andere Genossen ihres Stammes zu warten, in deren Gemeinschaft sie in ihre heimatlichen Dörfer zurückwandern wollten.

Einige Minuten später erschien don Gabriel.

„Wie geht es Ihnen, don Alejo?“ fragte er.

„Regular, don Gabriel, nichts besonderes.“

„Don Alejo, ich habe da einen Chamula draußen. Sperren Sie ihn ein bis Montag. Ich zahle die Verpflegung.“

„Und welche Anklage bringen Sie, don Gabriel? Ohne

Anklage kann ich niemand hier einsperren. Ich muss etwas ins Buch schreiben.“

„Kontraktbruch. Oder besser gesagt: Versuchter Kontraktbruch.“

„Das genügt.“ Der Kommandant rief: „Un hombre, ein Mann hier !“

Einer der Polizisten sprang auf, rannte zur Tür, grüßte militärisch und sagte: „A sus ordenes, mi Jefe!“

„Bringe den Chamula herein, den Chamula des don Gabriel!“

„A sus ordenes, mi Jefe!“ Der Polizist ging zur Tür und rief im selben Ton, wie ihn soeben der Kommandant ihm gegenüber gebraucht hatte: „He, Chamula, komm hierher, und springe, oder ich bringe dich auf deine faulen Beine.“

Candido sprang auf, band den Sack zu, in dem die Schweinchen quiekten, nahm den Sack und seinen Packen auf und folgte dem Polizisten.

„Was hast du denn da im Sack, Chamula?“ fragte der Kommandant.

„Junge Schweinchen, Patroncito, um sie groß zu machen.“

„Gut, kannst sie mit in den Patio nehmen.“ Der Kommandant sah nun die beiden indianischen Jungen mit ihren Packen auf dem Rücken. Sie waren hinter ihrem Vater hergekommen und hielten sich dicht an seinen Beinen.

„Was wollt ihr denn hier, Niños?“ fragte er.

„Das sind meine beiden Jungen, Ihre gehorsamen Diener, Patroncito“, sagte Candido höflich.

Don Alejo sah don Gabriel an.

Don Gabriel war nicht verlegen. „Am besten ist, don Alejo, Sie sperren die Jungen mit hier ein. Die können allein nicht zurückgehen in ihr Dorf.“

„Das ist richtig, don Gabriel. Aber was machen Sie mit

den Jungen am Montag, wenn der Vater in die Monteria marschieret?“

Don Gabriel lachte glucksend. „Ja, was können wir mit den beiden Jungen machen. Die Mutter ist tot. Ich glaube, wir können nichts Besseres tun, als sie mit ihrem Vater zur Monteria zu schicken.“

Der Kommandant nickte zustimmend, sah auf die Jungen in einer Weise, als ob er an zwanzig andere Dinge zu gleicher Zeit denke und sagte: „Das erscheint mir das Menschlichste zu sein, don Gabriel, daß die Kinder nicht von ihrem Vater getrennt werden. Und dabei fällt mir ein, don Gabriel, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Wir können da hinübergehen, in die Cantina des don Ranulfo, und eine Copita trinken.“

„Ich bin immer dabei, don Alejo.“ Sie verließen das Gebäude und schlenderten hinüber zur Cantina.

Auf dem Wege sagte don Gabriel zu dem Kommandanten: „Sie wissen, don Alejo, ich verdiene, aber ich lasse auch andere verdienen.“

„Das weiß ich, don Gabriel. Und das gerade ist es, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte.“

„Mit Vergnügen, don Alejo, immer zu Ihren geschätzten Diensten.“

Als sie die Klapptüre der Cantina aufstießen, sagte der Kommandant: „Die Jungen sind gesund und kräftig. Warum sollen sie nicht recht gut als Ochsenfütterer und als Ochsentreiber arbeiten, um ihrem Vater zu helfen. Das ist nur ihre göttliche Pflicht gegenüber ihren Eltern.“

„Das habe auch ich gedacht, don Alejo. Und außerdem wäre es eine Grausamkeit ohnegleichen, Kinder von ihrem Vater zu trennen.“

„Eine Grausamkeit, für die es kein anderes Wort gibt als: Sünde, die nie vergeben werden kann. Salud, don Gabriel!“

„Salud, don Alejo!“

Der Comiteco zwitschte die Kehlen hinunter. Während don Gabriel noch an der halben Zitrone saugte, um dem

Branntwein einen verfeinerten Geschmack nachzusenden, rief er: „Dos mas, zwei weitere Copitas, don Ranulfo. Hier sind zwei durstige Caballeros, trocken und mit Staub bedeckt von einem langen Ritt durch die Wüste.“

Während don Ranulfo ihnen den Rücken zukehrte, um die Flasche herzulangen, sagte don Gabriel dicht am Ohr des Kommandanten: „Fünfundzwanzig Pesos, don Alejo. Ich denke, das gleicht unsere Rechnung aus.“

„Aceptado, don Gabriel. Immer bereit, wenn ich etwas für Sie tun kann.“ Er schob das Geld ein, schwenkte das Glas hinunter, nahm eine Prise Salz auf, schüttete sie auf den Handrücken, leckte sie mit breiter Zunge ab, und sagte dann: „Verflucht, jetzt muß ich aber rennen.

Entschuldigen Sie mich, don Gabriel. Hasta luego, don Ranulfo.“ Er bewegte eine Hand gegen den Cantinero und fegte hinaus.

Kapitel 03

01

Am Montag zog der Trupp ab zur Monteria.

Es waren fünfunddreißig Mann, darunter die beiden Jungen. Außerdem gingen im Trupp vier Frauen, die ihre Männer nicht verlassen wollten und darum mit ihnen in die Monterias marschierten, mutig genug, alle Leiden mit ihren Männern gemeinsam zu ertragen und sich als wahre Gehilfinnen und Gefährtinnen zu offenbaren.

Auf dem Marsch, ehe der Trupp den großen Dschungel erreichte, schlossen sich kleinere Gruppen an, bestehend aus Leuten, die don Gabriel in den indianischen Dörfern und in den Domänen angeworben hatte, und die sich bereit hielten für den Tag, an dem der Haupttrupp durch die Gegend kam.

Der Trupp der Caobaleute wuchs mit jeder Meile, die er weiter marschierte. Als er endlich an der letzten Siedelung am Eingang zum Dschungel angelangt war,

betrug die Zahl der Angeworbenen hundertzwanzig. Hinzu kamen vierzehn Frauen und neun Kinder unter zwölf Jahren. Kinder, die älter waren oder älter zu sein schienen, zählten nicht als Kinder, sondern bereits als Arbeiter für halben Lohn.

Es waren drei merkwürdige Burschen mit aufgenommen worden, die sich anschlossen, als der Trupp eines der kleinen Dörfer, durch die er kam, verlassen hatte.

Als die Leute don Gabriel fragten, ob er sie nicht mit zu den Monterias nehmen wolle, sah sie don Gabriel für eine Weile an und sagte. „Wenn ihr tüchtig arbeiten wollt, kann ich euch dort in den Monterias wohl recht gut unterbringen.“ In Wahrheit hätte er sie küssen mögen, daß sie seinen Trupp um drei so kräftige Männer vergrößerten. Sie kosteten ihn keinen Vorschuß, keine Auslagen irgendwelcher Art, ausgenommen die paar Kilo schwarze Bohnen, die sie auf dem Marsch essen würden. Aber sie brachten ihm je fünfzig Pesos Kommission ein. Das war Geld vom Himmel gefallen. Er hütete sich freilich, sie zu fragen, wer sie seien und wo sie herkämen. Die Namen, die sie nannten, schrieb er in seine Listen,

ohne mit einer Miene anzudeuten, daß er die Richtigkeit der Namen bezweifele.

„Schenkt man dir 'nen fetten Hahn, frag nicht, ob er krähen kann!.“

Merkwürdig erschienen die drei Burschen darum, weil sie, nach ihrem Aussehen zu urteilen, sich schon seit einigen Wochen hier herumgetrieben haben mußten und auch nicht das kleinste Bündelchen bei sich hatten. Selbst die ärmsten Indianer, die don Gabriel aufgekauft hatte, trugen ihren Packen und offenbarten damit, daß sie irgendwo eine Heimat hatten, wo sie sich zu jeder Zeit sehen lassen durften.

„Ihr seht verflucht verlumpt aus und verludert“, äußerte don Gabriel, lediglich um in Gegenwart der Capataces etwas zu sagen und sich vor der Mannschaft zu rechtfertigen, daß er keine entsprungenen Sträflinge von der Straße auflese oder gar Gehenkte vom Galgen schneide, um Leute zu bekommen. Er wußte die Antwort, die er erhalten würde, im voraus. Und zu seiner großen Genugtuung kam diese Antwort wirklich: „Wir haben auf

Sie, Patron, hier seit mehreren Wochen gewartet, um Arbeit in den Monterias zu erhalten. Wir hörten, daß Sie in diesem Monat hier durchmarschieren würden, aber wir wußten nicht den Tag, und da haben wir alle unsere schönen Sachen Stück für Stück hergeben müssen, um etwas zu essen zu haben.“

„Freilich“, sagte darauf don Gabriel, „das ist wohl zu verstehen. Ich kann den Tag nicht vorausbestimmen, wie ihr euch das wohl auch recht gut selbst denken könnt. Ich werde hier aufgehalten und dort, und so verspätet sich der Marsch. Gut, ich werde euch mitnehmen, aber nur aus reinem Mitleid, als un muy buen cristiano, als guter Christ, weil ich es nicht verantworten könnte, hier jemand in der Wildnis sterben zu lassen, der willens ist, durch ehrliche Arbeit sein Leben zu fristen. Ich werde mir Mühe geben, daß ich euch Arbeit in den Monterias verschaffe, große Mühe. Ob ich Erfolg haben werde, weiß ich natürlich nicht. Die Monterias haben eine Unmasse von Leuten, mehr als sie brauchen. Also gut, ihr mögt mitmarschieren.“

Die Namen, die sie sagten, und die don Gabriel in die

Listen schrieb, lauteten: Martin Trinidad Castelazo, Juan Mendez, Lucio Ortiz.

Don Gabriel, eine ebenso guter Geschäftsmann wie Menschenkenner, ließ die Kontrakte dieser drei Burschen nicht von der Behörde in Hucutsin bestätigen, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Er schrieb ihnen keine Kontrakte aus und betrachtete es darum auch nicht als seine Aufgabe, die Leute in der Municipalidad vorzustellen. Nur wer Kontrakte besaß, konnte Kontrakte bestätigt erhalten. Er hielt es für gesünder und weiser, den drei Burschen zu empfehlen, auf dem Lagerfelde des Trupps außerhalb des Städtchens zu bleiben und sich nicht unnötig vorzudrängen. Er kannte seine Leute und wußte, daß ihm diese drei Burschen nicht weglaufen würden, ob sie Kontrakte hatten oder nicht. Was sie taten, wenn sie erst einmal in der Monteria abgeliefert waren, kümmerte ihn nicht mehr, sobald er die Kommission für ihre Ablieferung in der Tasche hatte.

Als der Trupp gegen Hucutsin wanderte, saß am Wege, einige hundert Schritte vor den ersten Häusern des Städtchens, ein junges Indianermädchen. Sie war barfuß und hatte neben sich einen schweren Packen liegen.

Im Augenblick, als die ersten Leute des Trupps aus dem Gebüsch hervor kamen, sprang das Mädchen auf und lief auf eine Erhebung zu, von wo aus sie den Zug, der an ihr in seiner ganzen Länge vorbeimarschieren mußte, gut übersehen konnte.

Mit raschen Augen überflog sie jedes Gesicht, das an ihr vorüberzog. Die Männer, von ihren Packen niedergedrückt, gingen müde und gebeugt. Mit ihren Armen verdeckten sie zum Teil ihre Gesichter, weil sie ihre Hände an den Schläfen hatten, um die harten Tragriemen, die über ihre Stirnen liefen, genügend lose zu halten, damit ihre Schläfen nicht zu hart gepresst werden sollten, was ihnen heftige Schmerzen bereitete. Der breite, harte Riemen über der Stirn preßte sich infolge der schweren Last, die an ihm hing, nach einigen

Stunden Marschierens in dem gebirgigen Gelände um den Schädel wie ein stählerner Ring, der langsam aber stetig zusammen geschraubt wurde, je länger der Marsch dauerte.

Es erforderte darum die volle Aufmerksamkeit des Mädchens, die Gesichter der Leute zu erkennen.

Mehr als der halbe Trupp war bereits an ihr vorüber, und sie sah am Zuge entlang, halb mit Enttäuschung, halb mit Hoffnung. Aber sowohl Hoffnung als Enttäuschung erloschen in ihren Augen, als sie sich plötzlich hochreckte, beide Arme in die Luft warf und rief: „Candido, mi querido hermano, mein geliebter Bruder!“

Candido, tief gebückt dahintrottend, seine Blicke auf den Weg gerichtet, zuckte zusammen. Eine kurze Sekunde lang machte er den Eindruck, als wollte er stehenbleiben. Dann jedoch fiel er in den gewohnten Trott. Neben ihm marschierten seine beiden Jungen, wie ihr Vater Packen tragend, und wie er gebückt dahinmarschierend, seine Schritte und Gesten getreulich nachahmend in der Hoffnung, von den Männern des Zuges als vollwertige

Mitglieder angesehen zu werden.

Als das Mädchen sah, daß ihr Ruf von dem, dem er galt, nicht beachtet worden war, lief sie einige Schritt mit dem Zuge, um abermals das Gesicht dessen zu erforschen, den sie angerufen hatte. Als sie einige Schritt voraus war, kam sie von der Anhöhe herunter, sprang dicht zu Candido heran und rief: „Candido, lieber Bruder, kennst du mich nicht?“

Jetzt richtete sich Candido auf, blieb stehen und starrte das Mädchen an, als sähe er nicht klar. Gleichzeitig aber ließen seine beiden Jungen ihre Packen heruntergleiten, liefen auf das Mädchen zu und riefen erfreut: „Tia Modesta, Tante Modesta!“ Sie ergriffen jeder eine der Hände des Mädchens und küßten sie.

Candido verharrte noch für mehrere Sekunden in seinem Erstaunen, während der Zug unbekümmert weitermarschierte, und nur einige der Männer, die am nächsten waren, für eine Viertelsekunde aufgeblickt hatten. Sie alle waren zu müde, um sich um irgend etwas zu kümmern, das sie nicht selbst anging.

Nun trat Candido zur Seite und aus dem Zuge heraus. Er ließ sich auf die Knie nieder, um den Packen heruntergleiten zu lassen. Sobald der Packen den Boden berührte, quiekten die jungen Schweinchen, die er noch immer mit sich schleppte, da er nicht wußte, wo er sie hätte lassen können, weil ihm keine Erlaubnis gegeben worden war, heim zu seinem mageren Höfchen zu gehen, mit seinen Nachbarn und Freunden zu sprechen und ihnen sein Gut anzuvertrauen.

Er streckte seinen Rücken gerade und dann sah er auf seine Schwester. Noch immer nicht vermochte er voll zu erfassen, daß sie neben ihm hockte in Fleisch und Seele. Aber die Freude und Aufgeregtheit seiner Jungen, die ihre junge Tante liebten mit der ganzen Inbrunst, die Kinder gegenüber einem Familienmitgliede empfinden, das ihnen im Alter näher steht als die Mutter, und von dem sie mehr verwöhnt und verhätschelt werden als von den eigenen Eltern, weckte Candido völlig auf und überzeugte ihn, daß seine Schwester wirklich hier neben ihm sitze.

Modesta war das jüngste Kind seiner Eltern. Er, als der älteste Sohn, hatte für diese Schwester von ihrer Geburt an eine besondere Vorliebe, der er praktischen Ausdruck geben konnte, als sein Vater infolge einer Verwundung, verursacht durch einen Absturz in eine Schlucht, gestorben war und er das männliche Oberhaupt der Familie wurde. Seine Mutter starb ein Jahr darauf an den Pocken und ließ ihn nun als einzigen Versorger seiner Schwester zurück. Die beiden älteren Schwestern hatten indianische Kleinbauern, campesinos, geheiratet und lebten in deren Dörfern.

Es war Modesta, die ihren Bruder Candido gedrängt hatte, zu heiraten; ihretwegen jedoch zögerte er eine lange Zeit.

Als aber dann endlich Candido selbst daran dachte, eine Frau zu nehmen, sich ein Stück Land zu wählen und eine eigene Familie zu gründen, suchte er für Modesta eine Stelle als Dienstmädchen bei einem Kaufmann in Jolatepec, wo sie nur zwei Pesos im Monat Lohn erhielt,

aber dafür die Erlaubnis bekam, ihren Bruder zwei Sonntage in jedem Monat besuchen zu dürfen. Meist wurde es freilich nur ein Sonntag im Monat, weil die Frau des Kaufmanns, wie das überall so geht, immer einen Grund fand, die freien Sonntage des Mädchens für sich zu beanspruchen, für eine Arbeit, die unbedingt notwendig war, oder weil sie einen Besuch zu machen hatte oder Gäste erwartete.

Immerhin, diese wenigen Sonntage genügten, daß sich Modesta ihrem Bruder und dessen Frau mehr und mehr zugetan fühlte. Als Candido der erste Junge geboren wurde, begann sie ihr persönliches Leben völlig auf den Bruder und dessen Kinder einzustellen. Sie meinte, überhaupt nur an den Sonntagen zu leben, wenn sie sich im Hause ihres Bruders befand, obgleich dies Haus eine schlichte selbstgebaute Lehmhütte war, die nur einen Raum besaß, während das Haus, wo sie diente, im Vergleich dazu ein Palast genannt werden konnte. Es war vorauszusehen, daß Modesta wahrscheinlich nie heiraten würde, nur um sich nicht von ihrem Bruder und dessen Familie trennen zu müssen.

Die letzten Leute des Zuges marschierten jetzt an der hier hockenden Gruppe vorüber. Hinter ihnen ritt Epitacio, einer der Capataces, der den Zug abschloß und die Nachhinkenden aufzutreiben hatte.

„Olla, Chamula, los, los! Corre, corre!lauf! lauf!“ rief er Candido an. „Gleich sind wir im Campo, im Lager, da kannst du lange genug hocken und deine faulen Hinterbacken anwärmen. Vorwärts, adelante, adelante!“

Er zwitschte die Peitsche durch die Luft und rief dann einen anderen Mann an, der sich gleichfalls hingehockt hatte, um seinen Packen zu ordnen.

Candido spannte den Tragriemen über seine Stirn und richtete sich hoch. Seine Jungen nahmen ihre Packen auf. Modesta rannte zurück zu dem Platz am Wege, wo sie ihren Packen abgelegt hatte, steckte ihren Kopf in die Tragschleife, wippte ihre Knie mit dem federnden Ruck eines erfahrenen Trägers hoch und kam auf Candido wieder zu.

„Gehst du nach Hucutsin, hermanita, Schwesterchen?“ fragte Candido, gebückt und schwerfällig unter seinem Packen vorantrabend.

„Ja, Bruder, ich gehe nach Hucutsin.“

„Dann hast du dort eine neue gute Stelle gefunden? Hucutsin, so sagen hier die Gefährten, ist viel, viel größer als Chamo und ebenso groß wie Vitztán. Bekommst gewiss mehr Lohn, als dir in dem kleinen Pueblito doña Paulina zahlte.“

Modesta sagte nichts, denn alle liefen nun in raschem Schritt, um dem Zuge aufzukommen.

Der Trupp marschierte durch die Stadt, wo alle Einwohner in den Türen und vor den Häusern standen und die müde vorbeiziehenden Indianer mit ähnlicher Erregung betrachteten, wie anderswo durchmarschierende Soldaten angeglotzt zu werden pflegen.

Dieser Trupp angeworbener Arbeiter bedeutete gute Geschäfte für die gesamte Einwohnerschaft; denn es war

das letzte Städtchen vor dem Dschungel und damit die letzte Gelegenheit für die Caobaleute, Einkäufe zu machen. Hier erhielten die Angeworbenen auch ihr letztes bares Geld als Vorschuß auf ihre Kontrakte. Von nun an sahen sie kein Geld mehr bis zu dem Tage, wo sie wieder hierher zurückkommen würden. Im Dschungel kann man nichts kaufen und Geld ist darum ohne Wert. Dies war der Grund, daß die Leute alles Geld, das sie hier bekamen oder noch bei sich trugen, jetzt ausgaben. So war es nicht zu verwundern, daß die Kaufleute des Städtchens die Ankunft durchmarschierender Kontraktarbeiter mit Begeisterung und einem warmen Wohlgefühl im Magen begrüßten.

Freilich, der Zug hielt nicht an, sondern wurde auf das große Lagerfeld, eine stenige Wiese, mit magerem Gras, im Osten des Städtchens, geführt. Einmal auf dem Lagerplatz angekommen, wurden die Leute dann aufgerufen, um zum Cabildo zu kommen, und ihre Kontrakte von dem Bürgermeister stempeln zu lassen. Inzwischen oder nachher konnten sie nach Belieben im Städtchen herumschlendern und ihre Einkäufe und

persönlichen Geschäfte besorgen.

Als Candido, wieder im Zug marschierend, Modesta an der Seite, seine Jungen ihm folgend, zu den letzten Häusern der Stadt kam und er bereits die Friedhofsteine und das weite Lagerfeld, das hinter dem Friedhof war, sehen konnte, fragte er: „Wo ist das Haus, in dem du zur Arbeit gehen wirst? Ich glaubte, du würdest bei der Familie eines Kaufmanns an der Plaza arbeiten.“

Sie äußerte einen Laut, der wie ein leichtes Stöhnen klang und sagte: „Caray, por Jesu Christo, der Packen fängt an zu drücken. Gut, daß wir im Campo sind.“

Schweigend zündete Candido ein Feuer an.

„Ich werde dir helfen, Bruder“, sagte Modesta. „Ich habe lange geruht am Wege und bin nicht so müde wie du bist.“ Sie zog die Kaffeekännchen und die Tonschüsselchen aus den Packen und begann Kaffee zu kochen und Bohnen und Tortillas anzuwärmen“ „Ihr beiden“, rief sie den Jungen zu, „ihr sucht Holz und bringt Wasser herbei!“

Candido, am Boden hockend und eine Zigarre drehend, sah seiner Schwester eine Weile zu. Dann stand er auf. „Ich werde zum Pueblo gehen und Mais für die Schweinchen kaufen. Die haben Hunger und schreien.“

Er suchte nach einem Holzplock, trieb ihn in den Boden, band jedes der Schweinchen mit einem kräftigen Bindfaden am Hinterbein fest und knüpfte die Enden in einem guten Knoten an dem Plock zusammen. Die Schweinchen, die den langen Tag über in einem Klumpen zusammengeschüttelt im Sack auf dem Rücken Candidos gehangen hatten, reckten ihre Beinchen, grunzten und quiekten vor Lebenslust und begannen sofort Gras auszurupfen, den Boden aufzuwühlen und sich gegenseitig um jedes vermoderte Würzelchen zu beißen, das von dem einen oder anderen aufgescharrt wurde.

Als Candido mit dem Mais zurückkam und ihn den Tieren vorgeworfen hatte, sah er ihnen eine Weile zu, rauchte an seiner Zigarre und sagte: „Es sind verflucht gute Fresser, los cochinitos, die werden schnell groß und fett werden.“

Dann blickte er auf und tat eine Gebärde, als ob er erwache. Den Hantierungen seiner Schwester am Feuer sah er zu, als ob er Mühe habe, sich darauf zu besinnen, wo er sei und wie er hergekommen sein möge.

„Fertig“, sagte sie, „listo“. Gleich darauf: „Muchachos, hijos!“ die beiden Jungen rufend, die zu einem anderen Feuer gegangen waren, wo sie zusahen, wie ein Indianer einem Hasen, den er auf dem Marsche erjagt hatte, das Fell abzog und ihn für das Abendessen zubereitete.

Die vier saßen um das Feuer herum und aßen ihr schlichtes Mahl. Candido trank die letzten Schlückchen seines Kaffees, zog eine Zigarre hervor, die er sich vor dem Essen gedreht hatte, steckte sie mit einem glimmenden Aestchen an und stieß ein paar dicke Wolken hervor.

Modesta schüttete den Kaffeesatz aus und wusch die Schüsselchen sauber. Dann nahm sie aus einem kleinen Säckchen Tabak hervor und rollte sich mit Hilfe eines Maisblattes eine Zigarette.

Die Jungen waren müde geworden und hatten sich beim Feuer ausgestreckt. Modesta deckte sie beide mit einer der zerlumpten Woldecken zu, die sie aus dem Packen des älteren der beiden Jungen herausgezogen hatte.

„Es wird spät, Schwesterchen“, sagte Candido, aus einem langen und tiefen Schweigen heraus. „Es möchte wohl besser sein, daß du nun zu deiner neuen Herrschaft gehst.“

„Ich kann auch morgen gehen, Bruder“, antwortete das Mädchen. „Ich kann auch gehen an dem Morgen, nachdem ihr hier abmarschiert seid. Gewiß werdet ihr wohl in zwei Tagen abmarschieren.“

„Ja, in zwei Tagen, so hat uns don Gabriel gesagt.“

„Ich kann zur neuen Herrschaft gehen, wann ich will, Bruder. Denn die wissen nicht, wann ich komme, ob heute oder nächste Woche.“

Candido nickte: „Wie du willst, Schwester.“

Wieder schwiegen sie lange Zeit. Die Nacht kam. Schwer und wuchtig, plötzlich gleich einem Hammerschlag, fiel sie herab. Und noch immer saßen die beiden am Feuer, rauchend, in die dünne Glut blickend und denkend.

Rund um ihnen, nach jeder Richtung hin, brannten und glimmten Lagerfeuer. An ihnen hockten die Männer, schwatzend, lachend, streitend, die meisten schweigend. Mehr und mehr von ihnen kauerten sich zusammen oder rollten sich zum Schläfe ineinander, wie es Hunde tun, um sich unter ihren dünnen und zerlöchernten Decken

warmzuhalten. Die Nacht begann kühl zu werden; um die Gebüsche an den Grenzen des Feldes wehten die ersten dünnen Schleier wallender Nebel. Wolken standen am Himmel, aufgerissen hier und da von zerfetzten Löchern, in denen Sterne funkelten. Von dem Städtchen tönnten ab und zu ungewisse laute Stimmen herüber von Leuten, die lustig zu sein schienen. Aus einer Ecke des Lagerfeldes klang die wehmütige Musik einer Mundharmonika; von dem Platze vor der Kathedrale her summt zuweilen ein kurzes Stückchen einer Melodie, gespielt auf einer Marimba. Im Busch, jenseits des Lagerfeldes, verloren sich die kläglichen Schreie eines aufgescheuchten oder verfolgten Vogels inmitten des hunderstimmigen Zirpens und Flötens der Zikaden und Grillen, die zur Hochzeit willens waren.

Das Feuer, an dem Modesta und Candido saßen, war übergegangen in ein dunkelrotes Glimmern, das keinen Lichtschein verbreitete. Candido kratzte einige Aeste herbei, zerbrach sie und schob sie in die schwache Glut. Das Feuer verdunkelte noch mehr und schmökte nur. Er blies es an, und eine Flamme ergriff ein trockenes

Aestchen, flackerte auf mit einem Husch, war erstaunt, daß sie allein war und verkroch sich sofort wieder in den beißenden grünlichen Rauch, der widerwillig hin- und herzwirbelte.

„Ich kam am Sonntag, dich und die Kinder besuchen“, sagte da plötzlich Modesta. Ihr Gesicht war kaum zu erkennen, obgleich sie von ihrem Bruder nur um die Breite des Feuers und einen Fuß Erde getrennt war.

Candido zog an seiner Zigarre, ohne etwas zu sagen.

„Lauro, dein Nachbar, den ich fragte, sagte mir, daß du und die Kinder in der Carcel seien, in Jovel. Mehr wußte er nicht. Ich ging dann auf den Weg, wo ich Manuel traf, der am Tage vorher von Jovel zurückgekommen war.“

„Manuel hatte gesehen, was mir geschah, denn es war vor dem El Globo, als don Gabriel kam und mir gebot, mich für Montag zum Abmarsch bereit zu halten.“ Candido sprach das wie aus einer langen Erinnerung, als ob das alles Jahre her sei.

„Ja, das erzählte mir Manuel, und ich wußte, daß du nicht

zurückkommen würdest. Darauf bin ich rasch zu Onkel Diego gelaufen und habe ihm berichtet. Und Onkel Diego kam herüber. Er wird nach deinem Haus und deinem Acker sehen und dort mit der Tante wohnen. Bis du zurückkommen wirst. Damit dir dein Haus und deine Milpa und deine Ziegen und deine Schafe nicht abhanden kommen. Vetter Emiliano ist mit seiner Frau in das Haus des Onkels gezogen; und er kann leicht sein eigenes Feld und das des Onkels besorgen. Sein kleines Haus hat er zugemacht.“

„So habe ich alles erwartet, als ich im Hof des Gefängnisses in der Nacht lag, nicht schlafen konnte und darüber nachdachte, was nun daheim geschehen würde, wenn ich nicht zurückkomme.“

„Es war das Einzige und rein Natürliche, was wir taten“, sagte Modesta in einem Ton, als spräche sie von den Umordnungen, die in einem Hause vor sich gehen, wenn die Familie von dem Begräbnis des Vaters oder der Mutter heimkehrt.

Der Tonfall in der Stimme seiner Schwester war es wohl,

der Candido veranlaßte zu äußern: „Ich bin froh, daß Marcela tot ist; jetzt bin ich sehr froh darüber. Sie weiß nicht, was hier geschieht und sieht es nicht. Wie traurig würde sie gewesen sein, hätte sie das alles erlebt und dann immer daran denken müssen, daß ich mich in die Monterias verkaufen mußte, um ihr Leben zu retten. Ich würde nicht gewußt haben, was tun, um sie fröhlich zu machen. Sie wäre dennoch gestorben, vor Kummer und Herzeleid.“

„Sie hätte mit dir in die Monterias gehen können, um bei dir zu sein.“

„Das hätte ich ihr nicht erlaubt. Ich würde einen Freund gesucht haben, einen guten Mann, und würde ihm gesagt haben, sie zu seiner Frau zu machen, damit sie Schutz habe und nicht allein sei. Denn was hätte sie wohl tun sollen, ganz allein, für so viele Jahre?“

„Sie würde nie einen anderen Mann genommen haben, Bruder, das weiß ich. Ich würde zu ihr gegangen sein, und wir hätten die Aecker bestellt und die Ziegen und die Schafe gepflegt damit du ein wohlhabendes Haus

gefunden hättest, mit großen und schönen Söhnen, wenn du eines Tages zurückgekommen wärest. Wir würden auf dich gewartet haben und an dich gedacht haben bei Tag und bei Nacht. Wir würden einen Altar in der Ecke erbaut haben mit einem Lämpchen und einer Heiligen Jungfrau, vor der wir jeden Abend und jeden Morgen für deine gesunde Wiederkehr gebetet haben würden.“

Candido schob einige frische Aestchen in das Feuer. Das Feuer war zu klein, um zu wärmen; und es gab auch kaum irgendwelches Licht. Aber es verbreitete um sich eine Traulichkeit und erweckte in den beiden ein wohltuendes Gefühl des Geborgenseins, so daß sie für einige Stunden ihr gegenwärtiges Schicksal und ihre Kümernisse vergaßen. Die Umgebung, die übrigen Lagerfeuer, und die hockenden, ruhenden oder herumschlendernden Gefährten, deren Gestalten unbestimmter in den Formen waren als Schatten; dann Gespräche, Stimmen und Rufe, die zuweilen hörbar wurden, anschwellen und wieder in Nacht verhauchten, als wären sie nie gewesen; das ununterbrochene Zirpen und Geigen des Busches und das Winseln im Grase des

Lagerfeldes; alles das vereinte sich für Candido und Modesta zu einem einzigen Laut und einer einzigen Masse, innerhalb deren die beiden sich allein fühlten, nur durch das gemeinschaftliche Feuer zu einer und derselben Welt gebunden.

Die Jungen regten sich im Schlaf und zerrten die Decken enger um sich herum. Einer seufzte ein wenig auf, der andere plapperte ein paar unverständliche Worte in seinen Träumen; und dann waren beide wieder ruhig.

Modesta zog ihnen die Decken noch dichter. Sie tat es in einer mütterlichen Geste, nicht darum, weil die Decke vielleicht einen kühlen Windzug an die kleinen halbnackten Körper heranzulassen erlaubte, sondern um die Kinder in ihrem Schläfe fühlen zu lassen, daß sich eine liebende Hand um ihr Wohlbefinden bemühe.

„Morgen wirst du dann deinen Dienst hier aufnehmen, hermanita“, sagte da Candido, aus einem langen Schweigen heraus.

Modesta zerrte ein Maisblatt hervor, glättete es, bog es

um und riß es zu verlangter Größe. Dann schüttete sie Tabak in das Blatt und drehte sich eine neue Zigarette. Sie tat es sehr langsam, als wolle sie eine besonders sauber gedrehte Zigarette erzeugen.

Als die Zigarette dann endlich glimmte und sie einige Züge geraucht hatte, brachte sie die Hand, in der sie die Zigarette hielt, herunter und ließ sie auf ihrem Knie ruhen. Sie sah an ihrem Bruder vorbei und richtete ihren Blick gegen den Busch, dessen tiefer Schatten sich in unruhiger Linie abhob gegen die Felder des dunklen Himmels, die frei von Wolken waren und Sterne sehen ließen.

Sie holte tief Atem und sagte: „Ich gehe in keinen Dienst, Bruder. Ich habe meinen Dienst für die Ladinós aufgegeben. Ich gehe mit dir in die Monterías. Denn ich habe jetzt nur einen einzigen Dienst, der wichtiger ist als alles sonst, das mich angeht, den Dienst für dich und die Kinder.“

Candido senkte seinen Kopf tief gegen das Feuer und sagte leise: „Du hättest das nicht tun sollen,

Schwesterchen. Die Monterias sind nicht für Frauen und am wenigsten für junge Mädchen. Du hättest das nicht tun sollen. Wenngleich ich dir nicht befehlen kann, so möchte ich dir doch raten, wieder zurückzukehren. Wenn du nicht für die Ladinós arbeiten willst, so magst du gut in meinem Hause mit dem Onkel wohnen, denn mein Haus ist auch deines, und du hast ein Recht dort zu wohnen.“

„Dasselbe hat mir der Onkel gesagt und auch die Tante und alle Nachbarn. Aber als sie mir alle das gleiche rieten, kam ich doch immer mehr zu dem Gefühl, daß ich es nicht ertragen könnte, dort ruhig und in Frieden zu wohnen, und das ich jetzt mit dir und den Kindern gehen muss, da ihr in Not seid.“

„Du weißt nicht wie hart das Leben im Dschungel ist, und härter noch in den Monterias. Du bist ein junges Mädchen, und um dich herum werden fast nur Männer sein, und keine guten.“

„Alles das ist mir gesagt worden, ehe ich mich auf den Weg machte. Aber war es denn hart für dich, als du für

mich sorgtest, als ich klein war und hilflos und weder Vater noch Mutter hatte? Wie könnte es nun hart für mich sein, dir zu helfen und an deiner Seite zu sein, wenn deine Kinder klein sind und keine Mutter haben! Wir werden eines Tages zurückkommen; und wenn ich dich wieder in deinem Hause weiß, dann habe ich diesen Dienst vollendet, und du magst mir helfen, einen Mann für mich zu suchen, der gut ist wie du.“

Kein weiteres Wort sagte sie mehr. Beide zogen ihre dünnen Wolldecken enger um sich, rauchten, sahen in das müde, verglimmende Feuer und erwarteten den Morgen.

Der Morgen kam zögernd, mit kalten, nassen, schweren Nebeln, die er auf seinem Wege ärgerlich hin- und herschüttelte, als wären sie lästige Gewänder, die er aber hastig in den Busch zerrte oder auf der Prärie fallen ließ, als die Sonner hervorkam. Ohne vorherige Ankündigung, plötzlich, stand sie am unteren Himmel, als wäre sie mit einem Sprung in das Weltall hineingeboren worden.

Kapitel 04

01

„Ihr himmelgottverfluchten Hurensöhne von faulen und verlausten, dreckigen und stinkigen Spitzbuben, stehlt mir mein bares, unter Schweiß und Blut und Blasen aufgekratztes, schönes, süßes Geld aus der Tasche heraus und sitzt hier herum, sauft und hurt, und alles von meinem Geld, und auch nicht eine einzige gottgesegnete Abfahrt von Caoba geschafft in drei langen, ewigen Monaten, von Gott im Himmel euch verpesteten Banditen geschenkt zur Arbeit, zur Arbeit für mich; denn Gott im Himmel und die Heilige Jungfrau fürwahr wissen es, ich bezahle euch euren Lohn, ich bleibe keinem von euch verluderten Hurenböcken auch nur einen schimmeligen Centavito schuldig. Bin nie einem, der seine Arbeit tat, etwas schuldig geblieben. Und hier komme ich her, nach drei langen und schönen Monaten, nach vierzehn Wochen, oder sind es fünfzehn, und nicht ein krummer Stecken von Caoba, der wert ist, ihn auch nur mit einer abgehackten Silbe zu erwähnen, ist an den

Tumbos zu sehen. Und ich ehrlicher Mensch, der ich bin, ich habe gedacht, daß hier an den Tumbos die Trozas aufgeschichtet sein werden, bergehoch oder wenigstens so hoch wie die Kathedrale in Villahermosa. Und was finde ich? Ein Häuflein Trozas, so schäbig, daß es mir verhungerte Ameisen auch herangeschafft hätten, und besser und mehr, für eine Flasche verdünntes Honigwasser. Ja, um aller Heiligen in allen Himmeln und Höllen wegen, was habt ihr gottvergessenen Straßenräuber von Capataces denn eigentlich hier getan? Gehurt? Gerotzt? Gesoffen? Oder ewig geschitt? Raus mit der Sprache. Und schwindelt mir hier nichts vor, oder, bei der Madre Santisima, ich schlage euch die Zähne in den Rachen hinunter, daßsie euch unter den Zehennägeln rausrutschen sollen, ihr gottverfluchten und verpesteten Golfos und Leichenschänder. Hei, wird's bald mit der Antwort!“

Das alles pfefferte don Severo auf seine beiden Capataces, El Picaro und El Gusano, los, ohne sich auch nur ein einziges Mal dabei die Zunge zu verschmalzen. Er schrie es so heftig hinaus in die Lüfte, daß jeder, der in einer

Entfernung von zwei Kilometern sich befand, es deutlich verstehen konnte. Und wer es verstand, dem war nicht länger mehr wohl zu Mute und er fühlte, daß sich irgendwo in seinem Magen oder in dessen Nähe etwas verschlinge und verknote. Mit jedem Worte, das er hinauskanonierte, wurde sein Gesicht röter und schwellender. Vielleicht dachte er, sein Gesicht sei nun nahe daran, aufzuplatzen, was ihn bewog, seine Rede endlich abzuschließen, wenn auch mit einem Tonfall, der unzweifelhaft erkennen ließ, daß es sich lediglich um einen vorläufigen Abschluß handle, und daß der Redner nur auf die Antwort seiner beiden Aufseher warte, um eine neue, bessere und schönere Kette von Perlen seines reichen Sprachschatzes herunterzubeten.

Don Severo war der älteste der drei Brüder Montellano, die Eigentümer dieser großen Monteria hier und noch zwei kleinerer auf der anderen Seite des Stromes waren. Diese große und wichtigste der Monterias trug den Namen La Armonia; die beiden kleineren La Estancia und La Piedra Alta.

La Armonia umfasste ein so weites Gebiet im Dschungel,

daß es nötig gewesen war, sie in vier Distrikte einzuteilen, in Campos Norte, Este, Sur und Oeste, nach den Himmelsrichtungen, in denen sie, von einem Zentralpunkte aus gerechnet, lagen. Die Grenzen der Konzession standen nicht genau fest. Sie hätten sich auch nicht gut korrekt festlegen lassen, denn es war nichts als Dschungelgebiet. Die ungefähren Grenzen der Konzession wurden durch Flüsse bestimmt, deren Lauf freilich auch nicht erforscht worden war, die aber doch wenigstens ein Gebiet anzudeuten vermochten, Von einer Grenze bis zur andern mochten sechzig bis achtzig Kilometer sein, die freilich, wenn sie marschiert oder geritten wurden, sich um wenigstens die Hälfte verlängerten, weil das Gelände, Berge, Felsen, Sümpfe, Schluchten, Flüsse, gerade Weglinien nicht gestattete.

Don Severo verwaltete Campo Norte. In jedem der übrigen drei Campos hatte er einen Capataz, mit dem er seit Jahren zusammen gearbeitet hatte, als Verwalter des Campo eingesetzt, als Mayordomo, dem ein zweiter Capataz als Ayudante, als Assistent oder Gehilfe, beigegeben war.

Der zweite Bruder, don Felix Montellano, saß als Rechnungsführer in den Haupt-Oficinas, der Administracion oder Ciudad, der Stadt. Die Administracion lag nicht im Mittelpunkt der Monteria, sondern an jener Grenze, wo der Strom, der Hauptstrom, der die Caoba zur Meeresküste schwemmte, floß. Die Administracion konnte hier alle vorüberkommenden Schwemmungen beobachten und kontrollieren und, soweit es möglich war, schätzen, buchen und verrechnen. Es war auch leichter, infolge der zahlreichen Nebenflüsse und Schwemmgräben, die alle mit dem Hauptstrom in Verbindung standen, von der Administracion aus mit Hilfe von Canoes zu den einzelnen Distrikten zu gelangen, während alle übrigen Verbindungen häufig sehr schwierig aufrechterhalten werden konnten. Freilich war selbst die Verbindung mit Canoes oder Cayucos, wie sie eigentlich genannt wurden, keineswegs immer zuverlässig. Aber aus zahlreichen Ursachen hatten die Gründer der La Armonia den Platz, auf dem sich die Administracion oder Stadt befand, als den geeignetsten und strategisch günstigsten betrachtet, als die Monteria von einer Company eröffnet wurde. Die Montellanos

hatten La Armonia von der letzten Company gekauft, als die Direktion dieser Company andere Geschäfte übernahm und alle Monterias, deren Konzession sie besaß, aufgab.

Der dritte Bruder, der jüngste, don Acacio Montellano, übernahm die Verwaltung der beiden kleineren Monterias auf der gegenüberliegenden Seite des Stromes, dabei einem Beschluß folgend, auf den sich die drei Brüder in einer Beratung geeinigt hatten.

Don Severo hatte erstens einmal in seinem eigenen Campo Norte genug zu tun, so daß er nicht alle zwei oder drei Wochen die übrigen drei Campos inspizieren konnte; dann war auch der Weg zu den einzelnen Campos so weit und so schwierig, daß eine Runde durch alle drei Campos, wenn er das seine nicht mitzählte, etwa zwei, ja sogar drei Wochen Zeit gebrauchte, besonders wenn er noch in jedem Campo auch die Tumbos besuchte, die Abschwemmstellen, wo die Caoba in Trozas aufgeschichtet lag und auf die Regenzeit wartete, um auf den anschwellenden Bächen und Flüssen zum Hauptstrom abgeschwemmt zu werden. Darum

mußte sich don Severo damit begnügen, alle drei Monate einmal auf die Inspizierungsreise zu gehen. Eine solche Reise war weit davon entfernt, ein Vergnügen zu sein. Sie war, richtig und verständnisvoll gesehen, eine Strafe, die einmal abzubüssen einem vor Gott sehr leicht das Recht beanspruchen lassen konnte, der Hölle aus dem Wege zu gehen und im Paradiese mit Blechmusik aufgenommen zu werden. Don Felix konnte diese Reisen nicht unternehmen, weil er die Administracion, die Hirn und Herz der Monteria war, nicht verlassen durfte. Hier wurden die Werkzeuge ausgegeben, hier waren die Lager für alles, was die Monteria und ihre Hunderte von Arbeitern gebrauchten, hier kamen die Händler her und hierher kam die Post mit Briefen der Aufkäufer, mit Rechnungen, mit Anfragen der Steuerbehörden, mit Berichten der Banken und mit den Spezialinformationen der Agenten in New York und London, die Tips gaben hinsichtlich der Weltmarktpreise, die im nächsten Jahr für Caoba zu erwarten sein möchten.

Seiner Arbeitsenergie und seiner jahrelangen Erfahrung im Heranschaffen der Caoba wegen, eignete sich don

Severo nach jeder Richtung hin besser für die Verwaltung der Arbeit und die Herbeischaffung der Caoba als don Felix. Darum hatte er die rauhere Arbeit übernommen und don Felix die angenehmere Stellung in der Administracion gelassen.

Don Acacio, auf seinem fernen Posten ebenso unermüdlich, aber noch gieriger und grausamer wirtschaftend als seine beiden älteren Brüder, war, seit die Montellanos die Monteria gekauft hatten, überhaupt nicht zur Administracion gekommen. Nicht einmal einen Brief hatte er der versumpften Pfade wegen schicken können. Ob er lebte oder schon längst vermodert war, wußte niemand in der Administracion. Daß don Severo und don Felix überhaupt sehr betrübt gewesen wären, wenn sie plötzlich vernommen hätten, ihr Bruder don Acacio sei ermordet oder am Fieber verreckt oder von einem Tiger oder einem Löwen aufgefressen oder von einem giftigen Skorpion zu Tode gestochen oder von einem Sumpf verschluckt worden – das ist nicht gewiß. Wenn er nur genügend Caoba an den Tumbos zurückgelassen hatte, die einzige Freude und der einzige

Genuß der Gebrüder Montellano, so hätten sie seinen unzeitgemäßen Tod wahrscheinlich nicht einmal sehr bedauert, um so weniger, als der Gewinn dann anstatt in drei nur in zwei Teile gegangen wäre. Da es den Gebrüdern nur auf Geldmachen ankam und auf sonst nichts unter dem Himmel, so hätte auch nicht der geringste Grund vorgelegen, um des Verlustes eines Bruders willen traurig zu sein.

Es war im Campo Sur, wo don Severo jetzt inspizierte und wo er dem Capataz El Picaro und dessen Ayudante, El Gusano, der Wurm, seine Liebe und Zuneigung erklärte. Am frühen Morgen, El Picaro zur Seite, hatte er seinen Inspektionsritt durch den Campo unternommen, mit dem Zweck, die Tonnen geschlagener Caoba aufzuschreiben, die zum Abschwemmen bereit an den verschiedenen Tumbos des Campo aufgeschichtet lagen. Bei jedem Tumbo, den er besuchte, und sobald er mit einem raschen Blick die Zahl der aufgehäuften Trozas so ziemlich richtig geschätzt hatte, rief er wütend aus: „Und das ist alles, was du hier hast, in drei langen schönen Monaten? Dios mio. Allmächtiger Gott, wie ist das nur möglich, in drei Monaten ein halbes Dutzend schwindsüchtige Knüppelchen glücklich auf einen Haufen gebracht. Das ist ja eine Sünde gegen Gott und alle Heiligen, die er um sich hat.“

El Picaro gab bei jedem Tumbo die gleiche Antwort: „Da fehlen noch mehrere Tumbos, don Severo, wo ich bei

weitem mehr Toneladas aufgeschichtet habe.“

Jedoch don Severo behauptete, angesichts jeder weiteren Lagerstelle, die sie besuchten, daß hier weniger als die Hälfte an Zahl der Trozas sei, wie an dem Tumbo, den sie gerade vorher inspiziert hätten. So vergrößerte sich bei jeder weiteren Besichtigung der nächsten Abfahrtlager die Wut des don Severo. Diese Wut verwandelte sich in Wildheit, als die beiden nach dem angestrengten langen Tagesritt völlig ermüdet in der Oficina im Campo anlangten und hier El Gusano auf dem Boden liegend vorfanden, so dickvoll besoffen, daß er nicht einmal mehr grunzen konnte.

Don Severo fegte ihm gleich ein halbes Dutzend mit der Sattelpeitsche über. El Gusano nahm es ihm aber nicht übel, weil er sich gegenwärtig in einer anderen Welt befand, wo Leiden und Trübsal wie Sirup sind.

Dann hieb don Severo mit der Peitsche auf den rohen Tisch, und jede Stelle seiner Rede, die er mit Kraft, Nachdruck und gotteslästerlichem Fluchen unterstreichen wollte, um ihr Ewigkeitswert zu geben,

begleitete er mit harten Peitschenhieben auf den Tisch oder einen der Stühle, die ihm am nächsten standen.

„Die Eingeweide sollte ich euch beiden Dieben an einem Strick aus dem Leibe zerren, weil eine solche Faulheit nicht einmal in der Hölle vergeben werden kann.“ Er schrie sich immer mehr in Wut. „Zum Teufel und zu allen eiterfressenden Hunden, was habt ihr denn eigentlich hier in den letzten drei Monaten getan? Gehurt? Gesoffen? Oder euch die Nasenlöcher voll Asche gestopft und in den Ursch gemahlenen Zimt geblasen? Oder was denn sonst? Rede schon, du!“

El Picaro stand an der anderen Seite des Tisches. Er war vorsichtig genug, den Tisch als Barrikade zwischen sich und den tobenden Severo zu halten. Und er drehte sich so, daß er zu jeder Zeit, sollte es gar zu heiß werden, zur offenen Tür hinausflitschen konnte.

„Rede, du Schurke!“

„Die Stämme waren alle hochgewurzelt“, sagte El Picaro endlich.

„Hochgewurzelt! Hochgewurzelt! Wenn ich so etwas schon höre; da wird mir doch gleich ganz grün und gelb im Gesicht. Hochgewurzelt. Als ob das ein Grund wäre, hier zu faulenz.“

„Wir haben Gerüste bauen müssen, zwei Meter hoch, um an den Stamm zu kommen“, verteidigte sich El Picaro.

„Ist das vielleicht etwas Neues? Das habe ich jahrelang bei der Hälfte aller Bäume tun müssen, Gerüste gebaut, weil die Wurzeln und Strahlen zwei und drei Meter hoch wuchsen. Ich habe aber doch von jedem Mann meine drei und vier Tonnen herangeholt. Zwei gemeine Spitzbuben lasse ich hier und gebe ihnen Extrabelohnungen, so hoch beinahe wie einem Contratista, damit sie mir ein paar Tonnen Holz heranschaffen. Zwei Verbrecher seid ihr, Spitzbuben, die mir mein teures Geld aus dem Sack stehlen und damit huren und saufen gehen. Kaum eine Tonne auf jeden Mann und jeden Tag.“

El Picaro wandte sich einen halben Schritt näher zur Tür und sagte: „Es sind mehr als zwei und eine halbe Tonne für Mann und Tag.“ Er sage es sehr schüchtern und noch

mehr entschuldigend.

„Halt dein dreckiges Maul, wenn ich mit dir rede. Zwei Tonnen. Zwei Tonnen. Und das, wenn ich euch den Auftrag gegeben habe, wenigstens vier Tonnen aus jedem Mann herauszuholen. Der Regen hat schon begonnen. In acht Wochen geht das Schwemmen los, und was habe ich zum Abfahren? Eine und eine halbe Tonne. Und sechzigtausend Pesos bar zu zahlen am ersten Januar.“ Er sah im Raum herum mit wirren, sich rötenden Augen. Sein Blick traf auf El Gusano. Er sprang hin und trat ihm mit einem erbarmungslosen Tritt in die Seite. „Besoffen, besoffen wie ein Schwein.“

El Picaro fühlte wohl die Zeit gekommen, seinen Kampfgenossen zu entschuldigen. „In den ganzen sechs Wochen war er nicht einmal betrunken, denn wir hatten nicht eine einzige Flasche hier. Nur gestern kam der Türke und brachte ein paar Flaschen mit. Und da war es ganz natürlich, daß wir einen Zug nahmen.“

„Einen Zug, Ein guter Zug, das muss ich schon sagen. Wo hast du denn die Flasche?“

El Picaro ging in die Ecke und brachte unter dem Bettgerüst eine Flasche, halb gefüllt, hervor. Er glaubte, daß don Severo die Flasche nehmen und an die Wand pfeffern würde. Aber das geschah nicht. Don Severo hatte sich trocken geredet. Er ergriff die Flasche, hielt sie gegen das Licht der offenen Tür, schüttelte sie und goß sich einen mächtigen Hieb in den Rachen.

Als er die Flasche absetzte, krächzte er entsetzlich in der Kehle, als ob er Gott im Himmel anklagen wollte, daß, er, um seine Ruhe wiederfinden zu können, die Verpflichtung habe, solch ein nichtswürdigen Kehlenschleifer runterzuschießen. Er schüttelte sich grunzend, schüttelte abermals die Flasche und zog einen zweiten Gurgler durch die Röhre.

Es schien, als habe der harte, halbvergiftete Branntwein seine Wut etwas gemildert. „Schwenk dir einen ein, Picaro“, sagte er, halb kratzig, halb gelinde. Jedoch diese kurz aufgelistete Freundlichkeit war auch sofort wieder verschwunden, als er sich plötzlich daran erinnerte, warum er sonst noch hergekommen sei.

Don Acacio hatte ihm vor drei Tagen einen Brief zugeschickt, den ersten und einzigen, den er bis jetzt zu schicken sich die Zeit genommen hatte. Der Brief war mit einem Capataz zu Pferde gebracht worden. Don Acacio schrieb, daß die beiden kleinen Monterias, die er gegenwärtig ausbeute, zur Zeit nicht weiter bearbeitet werden könnten. Durch schwere Regengüsse und durch ihre besondere Lage, eingebettet zwischen Hügeln und Bergen, seien sie so eingesumpft, daß Trozas nicht abgeschleppt werden könnten, weil die Ochsen bis an die Joche im Sumpf versanken. Das allein wäre nicht so böse, denn man könnte ja später, wenn die Trockenheit komme, die Trozas zu den Tumbos abschleppen. Was das Unangenehmste sei, so berichtete don Acacio, wäre, daß auch nicht einmal mehr geschlagen werden könne, denn die Leute verschwänden in den Sümpfen. Mit einer Art von Flößen und Plattformen, die nahe an die Stämme gebracht wurden, hätte er versucht, Bäume zu schlagen. Das aber verursache so viele besondere Arbeit, daß kaum eine Tonne für den Mann und Tag geliefert werden

könne.

Durch diesen Brief kam don Severo zur traurigen Erkenntnis, daß eine Lieferung der beiden Monterias, die don Acacio bewirtschaftete und deren Ertrag er auf etwa die Hälfte der Gesamtproduktion des ganzen Unternehmens geschätzt hatte, in diesem Jahr ausfiel. Dieser Ausfall nun mochte recht gut die Ursache sein, daß er nicht die Möglichkeit finden würde, alle die Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen, die er eingegangen war, als er die Monterias kaufte. So bestand nun eine Aussicht für ihn, daß die früheren Besitzer der gekauften Monterias, eine starke und reiche Kompanie, die Konzessionen wegen der Zahlungsschwierigkeiten mit Beschlag legen liessen und zurückforderten oder gar weiter verkauften. Zu allen diesen Maßnahmen war die Company laut Vertrag berechtigt; der Vertrag war, im Hinblick auf die verhältnismäßig geringe Anzahlung, die von den Montellanos geleistet worden war, ausdrücklich mit solchen harten Klauseln und Bestimmungen ausgestattet worden.

Sofort war don Severo zur Administracion, zu den

Oficinas Generales, geritten, um sich mit seinem Bruder, don Felix, zu beraten, was zu tun sei. Sie kamen beide zu dem Ergebnis, daß ihnen nur ein Ausweg bleibe, um dieses Produktionsjahr für sich zu retten. Beide stimmten darin überein, daß don Acacio, der jüngste der drei Brüder, der energischste sei, wenn es hieß, aus Arbeitern das letzte Spritzerchen ihrer Kraft herauszuholen. Wenn don Acacio schrieb, daß er in seiner Region gegenwärtig nicht liefern könne, dann hätten das zehn Götter ebensowenig fertiggebracht. Und konnten die beiden kleinen Monterias nicht genügend liefern, dann mußte die Hauptmonteria, La Armonia, das Doppelte, wenn irgend möglich das Vierfache schaffen. In La Armonia war genügend Caoba, um alle Fehllieferungen auszugleichen. Es war nur nötig die Caoba herauszuholen. Für diese Aufgabe war niemand besser geeignet als don Acacio, unter kräftiger Mithilfe der Capataces, die er sich selbst erzogen hatte. Beide, sowohl don Severo als auch don Felix, wußten recht gut, daß don Acacio dabei vielleicht geopfert wurde. Aber es mußte etwas gewagt werden, um gewinnen zu können.

Derselbe Mann, der den Brief des don Acacio gebracht hatte, nahm das Antwortschreiben mit sich zurück. In diesem Schreiben wurde don Acacio aufgefordert, mit allen seinen Leuten zur La Armonia zu kommen, um hier zu arbeiten. Don Acacio war aber nicht dümmer als seine beiden älteren Brüder. Er war bereits auf dem Hermarsch, als er den Boten mit dem Briefe begegnete. Der Bote steckte mit seinem Pferde in einem Sumpf und wäre vielleicht darin umgekommen, hätte don Acacio mit seiner Kolonne nicht denselben Weg genommen, den der Bote kam.

Don Acacio befand sich gerade jetzt mit seinen Leuten im Hauptcamp, um die Provisionen zu empfangen. Don Severo war einen Tag vorausgeritten, um in dem Camp Sur des El Picaro die Produktion zu notieren.

Nachdem der Aguardiente für einige Minuten eine besänftigende Wirkung auf don Severo ausgeübt hatte, schien er nun das Gegenteil zu bewirken. Don Severo dachte daran, daß für dieses Jahr alles verloren war, was er von den beiden anderen Monterias erhofft hatte. Von El Picaro hatte er mehr denn die doppelte Förderung erwartet, als die, die er heute bei der Inspizierung der Tumbos vorgefunden hatte.

„Wenn ich nicht mehr Tonnen gewollt haben würde als die, die du mir hier vorsezttest, dann hätte ich keine zwei Capataces hier nötig gehabt; das hätten die Muchachos allein besorgen können, und vielleicht wäre mehr geschafft worden, als mit euch beiden faulen Knochen. Sage mir doch nur, wie hast du denn das überhaupt fertiggebracht, nur halb so viel zu schaffen, als du schaffen solltest. Ihr müßt ja hier mehr geschlafen als gearbeitet haben.“

„Was konnte ich denn mehr tun, Jefe? Ich habe sie gepeitscht, wie bissige Hunde, daß sie kaum noch ein

Stück Fell auf dem Rücken hatten. Aber da wurden sie bald daran gewöhnt. Je mehr ich sie peitschte, um so weniger schafften sie.“

„Ich habe dir doch vorher gesagt, daß so vieles Auspeitschen nicht hilft. Die werden störrisch und legen sich hin und tun überhaupt nichts mehr. Warum hast du sie denn nicht mehr gehenkt? So wie wir das in unseren Camps getan haben. Das zieht besser, und schreckt sie mehr und macht sie nicht aufsäßig.“

„Wir sind doch hier nur zwei, El Gusano und ich. Wenn wir ein halbes Dutzend henken wollen, ist das nicht so leicht. Die strauben und widersetzen sich, die älteren Muchachos. Wir brauchen für jeden Mann wenigstens drei, um sie unterzukriegen.“

„Wozu hast du denn deine Kanone auf der Hinterbacke, wenn sie sich widersetzen wollen. Oder hast du die nur zum Vergnügen und um wilde Truthähne zu jagen?“

„Was nützt mir denn die Kanone dabei?“

„Halt sie ihm in die Fresse, wenn er bockt, und du sollst

mal sehen, wie schnell du ihn mürbe hast.“

„Das war früher, Jefe. Die lachen mir frech in meine Fratze, wenn ich ihnen die Pistola in die Rippen poke. Die grinsen und schreien: Schieß doch, du Lausekröte, wenn du ein Mann bist. Warum schießt du denn nicht? Wir kriegen dich schon noch, warte nur. Dich und El Gusano. Die singen jetzt auch noch ganz gemeine Lieder hinter mir her, und in der Nacht sitzen sie herum und singen.“

„Dann erschieß doch ein paar, damit sie sehen, es ist eine ernsthafte Sache.“

„Gut, Jefe, wenn Sie so sagen, so werde ich das machen. Es ist ja nicht mein Geld. Und sie sagen mir frech, wenn ich ihnen mit dem Eisen auf den Leib rücke: Schieß los, dann fehlt dir ein Schläger, Picaro, Picarote; und du kannst dir deine Extraprämie in den Ursch stecken, hinten rein. Das ist eben das Böse hier, die wollen ja, daß ich sie erschieße, damit sie nicht mehr arbeiten brauchen.“

Don Severo sagte nichts darauf. Er trat in die Tür, sah

hinüber zu den Schlafhütten der Leute, drehte sich um, nahm die Flasche mit dem Comiteco und zog sich einen mächtigen Hieb ein. Dann zündete er eine Zigarette an.

Endlich meinte er: „;Morgen kommt don Acacio mit seinen Capataces und seinen Leuten. Da werden wir hier einmal gründlich aufräumen, und du kannst einmal zusehen, wie er die Burschen herankriegt und wie wir auf vier Tonnen für jeden Mann und jeden Tag kommen. Vielleicht auf fünf.“

„Sicher, Jefe“, sagte El Picaro.

„Natürlich sicher, was denkst du dir denn? Wir haben andere Geschichten durchgemacht, ich und meine Brüder. Das ist hier gar nichts. Das ist hier kaum Flohbeißen, wenn ich an andere Monterias denke, wo wir drei gearbeitet haben.“ Er steckte den Hals der Flasche in seinen Rachen und gluckste, als wäre es Wasser, das er tränke. Als er die Flasche absetzte, fiel sein Blick auf El Gusano.

„Bring mir den Eimer her!“ sagte er zu El Picaro.

El Picaro brachte einen Eimer, gefüllt mit Wasser. Don Severo stand auf, nahm den Eimer und schüttete ihn mit einem Schwung über El Gusano.

„Hole mir mehr!“ rief er, El Picaro den leeren Eimer hinreichend. „Einer genügt nicht, ein halbes Dutzend wird ihn wohl auf seine syphilitischen Stelzen bringen. Und wenn er hoch ist, dannbürste ihm mal sein Rückenleder ab. Hier nimm diese Mulepeitsche. Dann wird er vielleicht wieder zu gebrauchen sein. Aber nicht hier vor meinen Augen. Ich habe kein Vergnügen daran. Nimm ihn dir runter zum Graben, damit ich ihn nicht winseln höre.“

„Gut, Jefe.“ El Picaro sparte sich das Heranschleppen weiterer Eimer Wasser. Er zerrte El Gusano hoch, nahm ihn auf seinen Rücken, trug ihn zum Graben und tauchte ihn so tief ein und so lange, bis El Gusano zum irdischen Dasein zurückkehrte.

„Aber, compañero“, sagte El Gusano weinerlich, „du wirst mir doch hier nicht mein Fell bearbeiten wollen, wir sind doch Bundesgenossen.“

„Freilich, du Puerco, sind wir Bundesgenossen. Aber warum mußt du dich denn gerade besaufen, wenn der Alte kommt. Was kann ich denn machen? Ich muß dir deinen Zimmet geben, ob es dir gefällt oder nicht. Es ist besser, ich wackle dich hier durch in aller Freundschaft, als wenn er einen der Muchachos ruft, vielleicht gar den Gregorio oder den Santiago. Mein Bundesgenosse, dann hast du nichts zu lachen, das kann ich dir sagen.“

„Ich glaube, du hast recht, Manito. Also, los mit der Suppe. Ich bin sowieso immer noch dick im Duse! und werde das auf die leichte Schulter nehmen. Kannst du denn nicht vorher die Flasche kriegen und mich einen guten Schluckser einatmen lassen, ehe du loslegst?“

„Das ist keine so schlechte Idee, ich kann auch einen brauchen.“ El Picaro rannte hinauf zu seiner Oficina, klemmte sich durch die Hintertür und machte eine Flasche locker, die er mit sich nahm und an der er El Gusano einige Male heftig saugen ließ, ehe er damit begann, ihm den Rücken abzubürsten.

Am folgenden Tage, kurz vor Sonnenuntergang, kam don Acacio mit seiner Kolonne im Camp Sur an. don Severo empfing ihn mit dem Gruße: „Es sieht hier verflucht faul aus. Das muß ich dir schon sagen, Cacho. Kaum zwei Tonnen auf den Schläger.“

„Dann sind wir ja wohl so weit, endlich so weit, daß wir auf dem Bauche kriechen und Dreck fressen können“, war die Antwort.

Er hielt sich nicht weiter bei solchen nutzlosen Betrachtungen auf. Trotzdem er einen langen und schwierigen Weg gehabt hatte, schien er kein großes Bedürfnis zu haben, zu rasten oder sich hinzusetzen und sich Geschichten anzuhören.

Er rief hinaus zu seinen Capataces: „Los, faules Pack, Jacales gebaut! Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Und wenn ihr nicht alle Nächte im Freien liegen wollt, dann macht euch jetzt an die Arbeit, morgen haben wir nicht viel Gelegenheit, uns hier schöne Villen zu bauen.“

Die Capataces fegten mit den ermüdeten Leuten in den Dschungel, um Stämme zu schlagen und Palmblätter zum Bau der Schlafhütten heranzuschleppen. Aber die Nacht brach herein, ehe auch nur eine Hütte errichtet war. Die Muchachos quetschten sich zwischen die hier arbeitenden Burschen in deren Hütten. Jedoch es war nicht Platz genug. Viele blieben im Freien liegen. In der Nacht regnete es heftig, und die Burschen fanden sich in tiefen Schlamm gebettet, als sie zur Arbeit aufgescheucht wurden. Es war, wie stets, noch tiefe Nacht, als sie antraten.

Don Acacio sagte: „Guten Morgen, Leute!“ in folgender Weise: „Es hat keinen Zweck, Jacales zu bauen; wir gehen tiefer in den Dschungel hinein, gleich heute und jetzt. Keine Zeit, Kaffee zu kochen und eure Bohnen anzuwärmen. Fressen könnt ihr auf dem Marsch. Los, alle die Packen auf und abmarschiert.“

„So wird's gemacht!“ sagte don Severo zu El Picaro, der neben ihm vor der Oficina stand. „Und hättest du das so gemacht, du und das besoffene Ferkel von einem Gehilfen, dann hätten wir vier Tonnen auf den Mann.“

„Sicher, Jefe. Aber wenn ich das so mache, dann bin ich am Abend nicht mehr am Leben, oder drei Muchachos liegen mit Blei im Magen irgendwo herum.“ El Picaro grinste, als er das sagte.

„Das ist eben der Unterschied im Arbeiten“, meinte darauf don Severo. „Es gibt Aufseher, die es verstehen, ihre Leute zum Arbeiten zu kriegen, und es gibt andere, die das nicht verstehen. Du bist einer von denen, die das nicht verstehen und die das nie lernen. Und überhaupt, wo ist denn dein Milchbruder, El Gusano?“

„He, El Gusano!“ schrie El Picaro in den schwarzen Morgen hinaus. „He, El Jefe ruft dich!“

El Gusano kam angesaust und sagte mit raschem Atem: „A sus ordenes, Jefe.“

„Los, du und El Picaro und die ganze faule Horde hier, aufgepackt und abmarschiert mit don Acacio zu dessen Distrikt.“

Die beiden Capataces riefen ihre Leute zusammen und folgten dem Trupp des don Acacio.

Eine Woche darauf war es, als don Gabriel mit den neu angeworbenen Caobaleuten in La Armonia, auf dem weiten Platze vor den Bungalows der Administracion, anlangte.

Er hatte Aufträge für neue Leute von vier verschiedenen Monterias, und es war sein Plan gewesen, in La Armonia mit seinem Regiment zu rasten, und von hier aus die geworbenen Leute auf die Monterias entsprechend der erhaltenen Aufträge zu verteilen. Aber an dem Tage, als er in den Haupt-Oficinas ankam, war don Severo hier zugegen. Dieser, die Gelegenheit wahrnehmend, begann mit don Gabriel zu handeln. Das Ergebnis war, daß der ganze Trupp, den don Gabriel gebracht hatte, in La Armonia verblieb, so daß die übrigen Monterias warten mußten, bis ein anderer Agent sich ihrer erbarmte oder don Gabriel einen neuen Trupp herbeischaffte.

Don Severo und don Felix sahen sich die frische Zufuhr an und waren zufrieden mit dem, was sie vorfanden.

Die Leute, alle übermüdet, lagen in Gruppen verstreut auf dem Platze vor den Gebäuden. Wenn don Severo und don Felix auf eine Gruppe zutraten, standen die Burschen auf. Don Severo fühlte ihre Arme ab, ihre Beinmuskeln und ihre Nacken, als wären sie Ochsen, die er zu kaufen gedachte.

„Was bist du, Chamula?“ fragte er Candido, als er zu dieser Gruppe kam. An der Kleidung und am Hute erkannte er die indianische Nation, zu der jeder Mann gehörte.

„Campesino, Kleinbauer, su humilde servidor“, antwortete Candido bescheiden.

„Dann wirst du ja wohl einen tüchtigen Schläger machen, Chamula“, sagte darauf don Severo.

„A sus ordenes, Patroncito, zu ihrem geschätzten Befehl, mein gnädiges Herrchen.“

„Wer ist denn das Weib, das du hier bei dir hast? Deine Frau?“

„Mein Schwesterchen, Patroncito. Meine Frau ist gestorben.“

„Aber die beiden Jungen sind deine Kinder?“

„A sus ordenes, sie sind bereit zu Ihrem Befehl, Patroncito.“

Don Severo stieß die Jungen mit der Faust leicht gegen die Brust und packte sie an den Armen. „Sie können gute Vaqueritos, Kuhburschen meine ich, machen.“

„Vergeben Sie mir, Patroncito, mein gnädiges Herrchen, wenn ich nicht zu Ihren Diensten bin, aber die Jungen sind noch recht klein und schwächlich und können hier im Dschungel nicht schwer arbeiten. Es ist ja der eine nur gerade sechs Jahre alt und der ältere sieben und ein Viertel Jahr.“

„Wenn sie hier essen wollen, dann müssen sie arbeiten. Von deinem Essen bleibt nichts übrig für deine Jungen, oder ich muß dir das Doppelte für das Essen anrechnen, und dann kommst du in aller Ewigkeit nicht los von deinem Konto.“

„Wir können tüchtig arbeiten, wir sind stark, mi Jefe“, sagte der ältere Junge eifrig, als er begriff, sein Bruder und er möchten die Ursache sein, daß ihr Vater nicht mehr zurückkehren könnte.

Da trat der Kleinere einen Schritt vor und dicht an don Severo heran. Er hielt seinen Arm hoch und beugte ihn, um die Muskeln herauszupressen.

„Fühlen Sie einmal hier, Patroncito, wie kräftig ich schon bin; ich kann noch besser arbeiten als mein Bruder, obgleich er älter ist, und als Ochsenjunge, das würde mir schon gut gefallen.“ Dann wandte er sich um zu seinem Vater: „Mit deiner würdigen und gütigen Erlaubnis, Tate!“

Candido sagte nichts. Er kniff nur die Augen zusammen.

„So etwas gefällt mir“, lachte don Severo, „das sind Jungen, wie ich sie gern habe. Und es hat noch niemand etwas geschadet, wenn er frühzeitig begann, sich selbst sein Brot zu verdienen. Ihr beide geht zum Ochsenkamp und euer Vater zu den Schlägern.“

Erschreckt blickten die beiden Jungen auf. „Bleiben wir nicht bei unserm Vater?“

„Er ist kein Boyero, sondern ein Schläger, und kann nicht mit euch im selben Camp sein. Zuweilen vielleicht, wenn es sich gerade so trifft, dann seid ihr im selben Nachtcamp.“

Candido zog die Jungen zu sich zurück, als wolle er sie beschützen. Er streichelte ihre dickbehaarten Köpfe eine Weile und sagte leise: „Was können wir machen, Jungens? Er ist der Herr, und wir haben zu gehorchen.“

Don Severo ging weiter zur nächsten Gruppe.

Jedoch don Felix blieb stehen und winkte Modesta heran, die einige Schritt in den Hintergrund gegangen war, als don Severo ihren Bruder und die Jungen verhörte. Dem Wink gehorsam folgend, kam sie nun näher an don Felix heran. Sie neigte den Kopf und hielt die Arme gekreuzt über der Brust. Aber sie sah nicht auf.

Don Felix pokte sie mit seinem ausgestreckten Zeigefinger in die Backe, und dann stieß er ihr mit den

Knöcheln der geballten Hand gegen das Kinn, um das Kinn aufzurichten. Modesta wich zurück und neigte den Kopf zur Seite, ohne ihn anzusehen.

„Brauchst keine Furcht zu haben, du kleines Hürchen. Ich fresse keine Mädchen zum Frühstück, nicht einmal dann, wenn mir ihre Oberschenkel gut gefallen. Ich kann sie schon kräftig genug auseinander quetschen, wenn ich Lust dazu habe. Wie heißt du denn?“

„Modesta, su humilde servidora.“

„Mocha werde ich dich rufen. Was tust du denn hier?“

„Ich bin mit meinem Bruder gekommen, weil er allein ist und der Kinder wegen, Patroncito.“

Sie sagte das, ohne den Kopf zu heben.

„Wo willst du denn essen, Hürchen?“

„Mit meinem Bruder im Camp.“

„Das kannst du nicht. Er bekommt nur Ration für einen

Mann, und wenn er zwei Rationen empfangen will, muß er für zwei bezahlen. Dann bleibt ihm nichts vom Tagelohn, und er hat bei uns ein Konto von ungefähr dreihundertfünfzig Pesos. Verdient nur einen halben Peso den Tag, wenn er seine drei Tonnen liefert.“

„Zwei Tonnen, Patroncito, so steht in meinem Kontrakt.“ Candido war dicht herangekommen und hatte die letzten Worte gehört.

„Was in deinem Kontrakt steht, geht uns hier gar nichts an, und du hältst dein stinkiges Maul, oder ich lasse gleich einen Capataz rufen, um dir den Monteria-Willkommgruß zu geben. Wenn du den einmal weg hast, wirst du wissen, daß du deine Fratze nur dann aufreißt, wenn du gefragt bist. Drei Tonnen Lieferung den Tag, und schaffst du keine drei Tonnen, wird dir der Tag nicht bezahlt; und wenn das einige Tage so faul weitergeht, wirst du ja sehen, wie wir dich zu drei Tonnen herankriegen. Kannst froh sein, wenn wir nicht vier Tonnen verlangen. Und das kommt auch noch.“

„Aber, mit Ihrer sehr gütigen Erlaubnis, Patroncito“,

sagte Candido bescheiden, „don Gabriel, der Enganchador, hat mir gesagt, und auch der presidente municipal in Hucutsin, wo wir den Kontrakt gestempelt haben, hat gesagt, daß es nur zwei Tonnen sind für den Tag.“

„Vier für dich, du verlauster Coyote. Vier Tonnen. Und wehe deiner Haut und deinen Knochen, wenn du weniger schaffst als vier.“ Don Felix nahm ein Büchelchen aus seiner Hemdtasche, schrieb den Namen ein, und hinter den Namen kritzelte er: Cuatro Toneladas Obligacion; vier Tonnen Pflicht.

„Aber, mit Ihrer Vergebung, Patroncito – begann Candido aufs neue.

Er kam nicht weiter. Don Felix versetzte ihm einen mächtigen Fausthieb ins Gesicht, so daß sofort dickes Blut aus der Nase Candidos tropfte. „Ich habe dir gesagt, du dreckiges und verlaustes Stinktief, daß du dein Maul hier zu halten hast.“

Candido hockte sich auf den Boden. Mit Gras, das er aus

der Erde zupfte, verstopfte er sich die Nasenlöcher, um das Blut aufzuhalten.

Modesta stand noch immer mit gebeugtem Kopfe vor don Felix. Der Vorgang war für sie schmerzlicher, als er für Candido war. Jedoch von Kindheit an gewöhnt, daß sie und alle ihresgleichen ohne Murren hinzunehmen haben, was ihnen die Ladinós antun, hatte sie sich kaum gerührt. Mit keiner Miene, keiner Geste deutete sie an, was sie empfand. Sie war zum Herrn gerufen, stand vor ihm, und sie war nicht entlassen, um ihren Bruder zu trösten.

Die beiden Jungen setzten sich dicht zu ihrem Vater und umklammerten seinen Körper, um ihn vergessen zu machen, was ihm geschehen war. Der Kleinere begann zu weinen und sagte unter Schluchzen: „Tate, lieber Tate, ich kann nichts dafür!“

Der Vater streichelte ihn und lächelte ihn an.

Der größere Junge nahm die Kürbisflasche auf und lief zum Fluß hinunter, um Wasser für den Vater zu holen, damit er trinken und das Blut abwaschen könne.

Don Felix war bereits wieder mit dem Mädchen beschäftigt. Einem Indianer ins Gesicht zu schlagen, war für ihn kein Ereignis, dessentwegen er auch nur für eine Minute seine Gedanken unterbrochen haben würde. Selbst wenn er einen indianischen Arbeiter erschlug oder erschöß, hatte er es eine Stunde darauf völlig vergessen. Er erinnerte sich bei weitem besser einer erjagten Antilope oder eines gutgetroffenen Tigers als eines erschossenen Peons.

Für Arbeiter, Indianer oder Halbblut, gab es weder Gerechtigkeit noch Schutz. Heilig war nur das Leben des Diktators und seiner Spießgesellen. Nicht nur der Versuch, sondern der Gedanke an den Versuch, den Diktator oder einen seiner Minister oder politischen Chefs, oder einen Mann seiner Mörderscharen auch nur anzutasten, wurde mit dem Tode bestraft. Einen rebellischen Indianer oder Arbeiter niederzuknallen, galt als eine patriotische Tat.

„Bist gar kein übles Pflänzlein, Mocha“, sagte don Felix.
„Essen muß du, und dein Bruder kann dir nichts zu essen geben.“

„Ich werde hier im Camp eine kleine Hütte bauen und die Schweinchen großbringen und Essen kochen für die Handwerker. Das kann ich tun.“

Der Gedanke, ihr Leben auf solche Weise hier zu fristen, war ihr plötzlich in diesem Augenblick gekommen. Sie wußte wohl, das es nicht so leicht sein werde, diese Idee zu verwirklichen. Aber sie war froh, eine Ausrede zu haben; denn sie fühlte, daß don Felix sie zu anderer Arbeit zwingen wollte. Sie war nicht unter Kontraktverpflichtung und war frei, zu tun, was ihr beliebte. Jedoch, sie mußte essen, und hier gehörte alles Essen der Compañia Montellano Hnos., den Gebrüdern Montellano.

„So leicht ist das nicht, mein Hürchen. Du kannst hier nur eine Choza bauen, wenn ich dir das erlaube. Und Schweine kannst du hier ebenfalls nur halten, wenn ich dir das gestatte. Essen kannst du für die Leute kochen, wenn es sonst niemand für sie kocht. Aber wenn du arbeiten willst, kannst du auch für mich arbeiten. Weniger Arbeit für einen als für zwanzig. Ich gehe wahrscheinlich nächste Woche auch noch los, um ein

anderes verschlafenes faules Camp einmal gründlich aufzumuntern. Und dich, mein Hürchen, nehme ich mit. Ich werde dich zu meiner Köchin und meiner Criada machen, mein Dienstmädchen für alles.“ Er packte sie am Kinn und riß das Kinn hoch, so daß er ihr in die Augen sehen konnte. Modesta jedoch schlug ihre Augen nieder.

„Wenn du dich gut beträgst und mir zu Gefallen bist, dann geht es dir gut, du Lümpchen. Und wenn du dich nicht gut beträgst, dann reibe ich dir dein braunes Fell ab und sause dich raus, und du magst allein durch den Dschungel heimkriechen in dein verdrecktes, verlaustes und verhurtes Dorf, wenn dich nicht vorher die Tiger erwischen und dir beide Beine ausreißen und wer weiß, was sonst noch mehr.“

„Ich will aber nicht Ihr Dienstmädchen sein, Patroncito“, sagte Modesta leise.

„Das bestimme ich und nicht du, du Dreckfratze.“ Don Felix wandte sich ab und folgte seinem Bruder don Severo, der bereits weit vorausgegangen war und die äußerste Gruppe von Leuten verhörte.

Kapitel 05

01

Es war tiefe Nacht, als die neue Mannschaft im Camp Sur anlangte. Die Leute, völlig übermüdet von dem langen anstrengenden Marsch durch den Dschungel und von dem Waten in dickem und zähem Morast, ließen nicht nur ihre Packen, sondern auch ihre eigenen Körper zu Boden fallen, um liegenzubleiben, wo sie waren. Erst eine halbe Stunde später begannen sie nach Essen zu suchen. Der Koch sagte, daß er nichts für sie habe, und wenn sie selbst nichts mitgebracht hätten, dann müssten sie bis morgen warten, ehe er ihnen zu essen geben könne; außerdem sei er selbst müde und habe jetzt keine Lust, noch mehr zu arbeiten, und wo denn die Köchin sei, die ihm versprochen wurde. Der Capataz La Tumba, der den Trupp hergeleitet hatte, sagte, die Köchin werde sich morgen bei dem Koch einfinden, jetzt sei sie bei ihrem Bruder.

Die Angekommenen zündeten sich nun ein eigenes Feuer an und wärmten sich die wenigen Bohnen auf, die sie

noch vom Marsch übrig behalten hatten.

Es kamen einige der Burschen, die in diesem Camp bereits seit Monaten arbeiteten und in der Nähe der Küche herumstanden, herzu, um sich die Neuen anzusehen. Vielleicht waren Bekannte darunter. Sie setzten sich zum Feuer, zündeten sich ihre Zigarren an und sahen zu, wie sich die Neuen ihr mageres Mahl bereiteten.

„Dabei werdet ihr gewiß nicht fett“, sagte ein Muchacho zu der Gruppe, bei der er sich hingesezt hatte.

„Wir haben nichts weiter, und man kann nur essen, was man hat“, war die Antwort.

„Ist Don Felix mit euch gekommen?“

„Nein, er ist im Hauptcamp geblieben, er hat nach den Geschirren zu sehen und den neuen Proviant zu verrechnen, der in dieser oder der nächsten Woche erwartet wird.“

„War einer von euch schon mal in einer Monteria?“ fragte

nun ein anderer.

„Ich nicht“, gab einer müde zur Antwort, „und ich denke auch nicht, daß ein anderer hier von unserer Kolonne die Bekanntschaft gemacht hat.“

Santiago, einer der Boyeros, der Ochsenknechte, lachte laut auf. „Bekanntschaft gemacht. Verflucht, das ist gut gesagt. Bekanntschaft gemacht. Junge, Junge, hier werdet ihr Bekanntschaften machen mit allen Höllen und Teufeln.“

Darauf war es eine Weile still unter den Leuten. Die Alten rauchten, und die Neuen warteten, daß ihre Bohnen und ihr Kaffee heiß werden sollten. Das frische Feuer hatte geknistert und Funken herumgespritzt; jetzt brannte es ruhiger, jedoch mit mehr Kraft.

Die neuen Leute, die herumsaßen, blickten plötzlich auf, als hätten sie im Dschungel das Fauchen eines Tigers vernommen.

„Was ist denn das, da weiter drin im Gebüsch, da drüben?“ fragte Antonio, ein Indianer von Sactan, seine Ohren gespitzt haltend wie ein wachsamer Hund.

„Meinst du vielleicht das Wimmern und Winseln und Klagen und Gurgeln, das da aus jenem Gebüsch am Fluß kommt?“ Santiago, der hier saß, zog die Augenbrauen hoch und grientete, als er sprach.

„Ja, das ist es, was ich meine. Es hört sich an, als ob Tiere gequält werden und man ihnen die Mäuler zugebunden hat.“

„Mann auf Erden!“ spottete Santiago, „was hast du doch für ein feines Ohrchen! Ich bin gewiß, du kannst einen Floh hören, wenn er den Zapateado auf einem abgeschlissenen Seidenfetzen tanzt. Aus dir kann etwas

werden mit solchen feinen Ohren. Du hast richtig gehört, Muchacho.“

„Sehr richtig gehört“, mischte sich Matias ein. „In der Tat, da werden Tiere gequält, und man hat ihnen die Mäuler zugebunden, damit man ihr Schreien nicht hört. Denn ihr Schreien könnte don Acacio heftig ärgern, der sich jetzt gerade zwischen die fetten Beine seiner schiefnasigen Cristina gequetscht haben wird. Himmel, was ist das Luder fett, aber sie hat sicher einen weichen Ursch, und er wird schon wissen, warum er sie überall mit sich herumschleppt und ihr halbe Kisten parfümierte Seife kauft, wenn der Türke ankommt.“

„Und wozu werden denn die armen Tiere so gequält?“ fragte Antonio.

Die alten Boyeros brüllten ein kurzes Lachen heraus, das wie ein stumpfes Husten klang.

„Die armen Tiere!“ sagte Santiago. „Ja, die armen Tiere werden grausam gequält, und das ist es, warum sie so jammern und winseln mit zugebundenem Maul.“ Er

lachte wieder.

„Seid keine weißen Lämmlein“, erklärte nun Pedro den neuen Leuten. „Tiere, arme Tiere! Es sind keine Tiere, die da gequält werden und wimmern, ihr Esel. Es sind zwanzig Schläger, Hacheros, die da wimmern. Sie sind gehenkt für drei Stunden oder vier, weil sie heute und gestern und vorgestern keine vier Tonnen schaffen konnten. Was vier Tonnen bedeutet, werdet ihr Unschuldigen und Unwissenden in drei Tagen lernen. Zwei Tonnen täglich ist die kräftige Leistung eines geübten Schlägers, der stark ist wie ein Ochse. Und nun verlangt der stinkige Hund von einem don Acacio vier Tonnen, und wer sie nicht schafft, henkt die halbe Nacht, zusammengeknotet nicht an allen Vieren, nein, gleich an allen Fünfen, damit auch ja nichts vergessen wird, und den Kopf mit eingequetscht. Und dann die Moskitos herum, gerade da am versumpften Dreck, und rote Ameisen in ganzen Völkern. Ich brauche euch wohl nicht mehr darüber zu erzählen. In weniger als einer Woche wißt ihr mehr darüber – aus eigener Erfahrung. Dann seid ihr eingeweiht in die Geheimnisse einer Monteria,

die den Gebrüdern Montellano gehört, und seid Soldaten des Regimientos der Colgados, der Gehenkten.“

„Ich habe geglaubt, daß hier nur gepeitscht würde, wie auf den Fincas oder wie in den Lagern, wo die Rebellen hingeschickt werden, um dort zu verrecken, weil sie das Maul aufrissen gegen den Jefe Politico oder weil sie zu Unrecht ins Gefängnis gesteckt waren oder sich beschweren wollten gegen Geldstrafen oder Zwangsarbeit.“ Martin Trinidad schien gute Erfahrung zu haben. Er war einer der drei Verlumpten, die sich der Kolonne auf dem Wege angeschlossen hatten und ohne abgestempelten Vertrag geblieben waren. Auf dem ganzen, langen, drei Wochen dauernden Marsch durch den Dschungel hatten diese drei Vagabunden kaum ein Wort mit ihren Gefährten gesprochen. Die drei waren immer zusammen und sprachen nur unter sich, ohne scheinbar je einen anderen ihrer Weggenossen zu beachten. Jetzt, zum ersten Male, seit sie der Kolonne angehörten, hatte einer von ihnen, Martin, zu den übrigen gewendet gesprochen.

Santiago sah ihn an mit halb zugekniffenen Augen und

ein wenig mißtrauisch, als betrachte er ihn mit der Vorsicht, die der ehrliche Prolete gegenüber einem Spitzel hat.

„Wo bist du denn her, Hombre?“ fragte er ihn.

„Yucataneco.“

„Gottverflucht, das ist sehr weit her. Wie kommst du denn hier zu dieser Region? Fugitivo, ausgebrochen?“

„Ausgerückt, Bruder, laß uns sagen.“

„Ja, laß uns das so sagen. Und wenn du dreimal gehenkt sein wirst, dann werde ich dir alles glauben, was du mir erzählst. Denn siehst du, Brüderchen, wer hier nicht gehenkt wird und nicht gepeitscht, bei dem ist etwas nicht in Ordnung. Ausgepeitscht werden, verdammt nochmal, da kannst du uns etwas vorheucheln. Aber gehenkt, gut und vorschriftsmäßig gehenkt, so wie es El Rasgon, La Mecha und El Faldon verstehen, da hört das Heucheln auf, da macht keiner mehr mit, der nicht ganz sauber auf der Brust ist. Ich denke, du weißt, was ich meine und wie ich es meine. Celso und Andreu werden ja noch mit dir

und deinen beiden dicken Freunden das Kreuzverhör vornehmen, damit wir alle wissen, wem du angehörst. Bange hat niemand hier, und wir schneiden dir so schön und lieblich die Kehle durch in einer schönen, heißen Sommernacht, nur zwanzig Schritt von der Schlafhütte entfernt, daß du gar nicht spürst, wie die stinkige Seele eines Denunciante zur Hölle saust. Siehst du, es tut uns nichts. Wir werden nicht erschossen, denn das kann sich niemand hier erlauben, der von uns jeden Tag vier Tonnen haben möchte. Ein Erschossener kann keine Bäume mehr schlagen. Wir können nur gehenkt werden. Und daran sind wir nun bald so sehr gewöhnt, daß es nichts mehr hilft. Es gab eine Zeit, da wurden wir gepeitscht, grausam gepeitscht, wenn wir nicht mehr als zwei Tonnen hatten. Auch daran gewöhnten wir uns. Es half nichts mehr. Im Gegenteil, es wurde jeden Tag weniger als zwei Tonnen und immer weniger. Dann kamen die Montellanos mit ihrer neuen Erfindung, dem Henken. Das ist nur grausam, entsetzlich grausam, so lange du gehenkt bist. Am nächsten Tage kannst du wieder arbeiten, und du schaffst vier Tonnen. Kriechst raus aus deiner Hütte drei Stunden vor Sonnenaufgang

und wieder hinein, müde wie ein Stein, vier Stunden nach Sonnenuntergang. So gut hat dir das Henken getan, daß die Erinnerung daran, die Erinnerung allein, und die Furcht, noch einmal gehenkt zu werden, es dir möglich macht, vier Tonnen zu schaffen, da, wo eine eine Tonne dir das Fell von den Händen schält, als wäre es nur mit Spucke aufgeklebt. Aber, wir sind nun gerade so dicht dabei, daß auch das Henken nicht mehr fruchtet. Den Celso können sie schon nicht mehr mit Henken mürbe kriegen. Wenn er vier Stunden gehenkt hat, und El Guapo kommt ihn abzuknüpfen, dann blökt ihn der Celso an: „He, du stinkiger Hurenbengel, ich bin jetzt gerade dabei, mich bequem zu fühlen und war so recht schön beim Einnicken, und da mußt du elendes Stinktief herbeischleichen und mich in meinem süßen Schlummer stören.“ Celso war der erste, der sich nichts mehr draus machte. Aber jetzt sind wir schon ein halbes Dutzend. Der Trick ist: Menschen können wie Ochsen und Esel werden, die sich nicht rühren, so lange sie auch gepeitscht und gestochen werden mögen, wenn sie erst einmal den richtigen Rebellensinn in sich reingefressen haben.“

Martin Trinidad sagte nichts. Er brach sich ein Stück harter Tortilla ab und löffelte damit die Bohnen aus einem Tonscherben, in dem er sie angewärmt hatte. Seine beiden Gefährten, Juan Mendez und Lucio Ortiz, knabberten an einem Streifen zähem Trockenfleisch und tranken dazu dünnen Kaffee.

Die Leute der neuen Kolonne, die ursprünglich in weiten Gruppen gesessen hatten, drängten nun, während sie aus ihren Tontöpfchen Bohnen aßen und aus Blechkännchen ihren Kaffee tranken, langsam näher und näher zu den alten Boyeros, Matias, Pedro, Santiago, Cirilo, Fidel, die sich bei der ersten Gruppe hingesetzt hatten.

Andreu, der intelligenteste Bursche unter den Boyeros, war nicht unter ihnen. Er war mit mehreren Jungen zur Hauptweide geschickt worden, um frische Ochsen herbeizutreiben und ermüdete und schlecht genährte Ochsen zu jener Weide in die Ferien und zur Erholung zu bringen. Die Weide lag sechs Leguas weit entfernt an einem See, und weil der größte Teil des Weges versumpft war, mochte es drei Tage dauern, ehe er wieder zurück war.

„Werden die Schläger jeden Abend gehenkt?“ fragte Antonio.

„Natürlich nicht“, sagte Matias. „Dann würden sie zu

rasch Paludismo, Sumpffieber, weißt du, bekommen und absausen. Es sausen so schon genug ab, kaum eine Woche, daß wir nicht zwei oder drei einkratzen.“

„Was weißt überhaupt du denn?“ unterbrach ihn Pedro. Er, als Alter, hatte wie die übrigen Alten ein reges Verlangen, von seinen Erfahrungen und Kenntnissen zu sprechen, als er sah, wie Santiago so sehr aufmerksame Zuhörer fand. Es war für die Alten ein Fest, sich mit Leuten unterhalten zu können, denen alles, was sie hier vernahmen, wie ein Roman erschien.

„Was weißt denn du?“ wiederholte Pedro. „Natürlich werden die Schläger nicht jeden Abend gehenkt. Wie auch wir, die Boyeros, die Ochsenburschen, wenn ihr das besser versteht, nicht jeden Abend gehenkt werden. Darum sitzen wir ja auch hier und können unsere Zigarren rauchen und mit euch kleinen unschuldigen Knaben uns in Ruhe Kindermärchen erzählen, und euch die verkleisterten Gucklöcher auswaschen.“

„Die Sache ist die“, sagte Cirilo, „und das Ergebnis ein solches – und so kommen wir auf langen Umwegen zur

wahren Kenntnis dessen, was hier vor sich geht.“

„Hört nicht auf den Kaplan“, sagte Santiago mit grunzendem Lachen. „Es ist ihm heute ein Jochbalken aufs Hirn gefallen, und er hat sich noch nicht davon erholt. Darum redet er jetzt, ohne zu wissen was. Und morgen wird er noch dümmer sein. Was ich nun hier erzählen wollte, ist so und nicht anders. Vor fünf Tagen oder sechs ist der jüngste der drei Montellanos hier angelangt. In seiner Monteria ist das Gelände ersoffen und wird wahrscheinlich erst wieder trocken sein im Januar oder später. Da fehlt den Brüdern jene Monteria in ihren Lieferungen. Und was ihnen da fehlt, müssen sie nun hier dreifach herausholen. Der don Acacio ist der böseste der drei. Er ist im Frühjahr in seine Monteria gezogen mit achtzig Leuten, alle gesunde und kräftige Indianer von den Fincas, darunter noch ein Dutzend Frauen und vielleicht zwanzig Kinder. Wißt ihr, wieviel er von den achtzig Männern übrig hatte, als er von seiner Monteria abmarschieren mußte? Das wißt ihr nicht. Dreiundzwanzig. Alle anderen tot. Die meisten zu Tode gepeitscht oder zu Tode gehenkt; andere vom Fieber

geholt; zehn vom Sumpf verschluckt; vier geflohen und im Dschungel verkommen; ein paar von Schlangen gebissen; und vier von Tigern und Löwen geschnappt. Zwei wurden gefressen von Tigern, während sie gehenkt waren. Was kann einer tun gegen Tiger, wenn er gehenkt ist und keinen Finger rühren kann. Von den Dutzend Frauen sind drei nicht mehr richtig in ihrem Kopf; eine, eine junge Fette, deren Mann er erschöß, hat er sich für seinen persönlichen Bedarf angeeignet, und sie liegt nun mit ihm im Bett; zwei flohen mit ihren Männern und verkamen gleich ihren Männern; eine peitschte er, bis sie zusammenbrach, weil sie ihren Mann aufgehetzt hatte, wegzurennen. Er ließ sie liegen, und weil niemand in der Nähe war, ihr aufzuhelfen, wurde sie von wilden Schweinen weggeschleppt und stückweise aufgefressen. Von den zwanzig Kindern leben zwei, und die sind jetzt vom Fieber gepackt.“

„Ein erfolgreicher Ladino, wie ihr seht“, sagte Fidel.

„Du redest nur, wenn du gefragt bist, Hijito, mein Söhnchen.“ Santiago sah Fidel an, als ob er etwas verbrochen hätte. „Und damit du mir nicht mehr hier

reinredest, nimm diese schön gewickelte Zigarre.“ Es war aber nicht eine Zigarre des Santiago. Santiago hatte vorsichtig eine Zigarre aus der eigenen Hemdtasche des Fidel herausgezerrt und sie ihm hingereicht mit einer Geste, als mache er ihm ein Geschenk.

Fidel besah sich die Zigarre, drehte sie um und um, und sagte dann, sie dicht an das Feuer haltend: „Nun sieh doch einer nur hierher, wickelt der Mann sich seine Zigarren nach meinem Muster. Also kann ich doch etwas besser als du, Santo, sonst würdest du mir nicht meine Zigarren so schön nachmachen.“

Er tastete gegen seine Hemdtasche, um dort die Zigarre herauszufischen und sie mit der zu vergleichen, die ihm Santiago gegeben hatte. Als er nun die Zigarre nicht fand, sagte er: „Das hätte ich doch wirklich vorher wissen können, daß du keine Zigarren wegschenkst. Leicht, eine Zigarre zu verschenken, wenn du sie mir vorher aus der Tasche stiehst. Schadet nichts, ich bin froh, daß mir niemand, nicht einmal du, meine Sorte von elegant gewickelten Zigarren nachmachen kann. Niemand hier, das könnt ihr mir glauben, alle die ihr nun hier

beisammensitzt, kann mir meine Zigarren nachmachen.“

„Und wenn du nicht ruhig bist“, sagte nun Santiago zu ihm, „dann gebe ich dir eins aufs Schindeldach, und du gehst heim in deine Hütte. Wie kann ich denn hier den ehrlichen und aufgeweckten Leuten etwas erzählen, wenn du mir ewig dazwischen kommst mit deinen Zigarren. Du weißt recht gut, daß ich die Sorte, die du drehst, nicht vertragen kann. Und um nun wieder auf das schlanke Pferd zu kommen, von dem wir sprachen und das uns in den Schitthaufen setzen ließ, also, nachdem der Acacio alle Leute, oder die meisten, glücklich verscharrt hatte, und dann auch noch seine Monteria im Sumpf versackt war, kam er hier angefegt mit den paar Männchen, die ihm geblieben waren. Auf dem Wege hierher sind ihm noch fünf ausgerückt, und jetzt sind zwei Capataces hinter ihnen her, sie wieder zu fangen. Sie werden sie auch kriegen, arme Burschen. Wenn sie auch noch so gut rennen, gegen Pferde können sie nicht aufkommen. Vielleicht hängen sie sich auf oder schneiden sich die Kehlen durch, wenn sie sehen, sie werden gefangen und können nicht weiter. Es bleibt ihnen nicht ein Strich am

Leibe heil, wenn sie zurückgebracht werden. Und da kam nun der Acacio hier vor sechs Tagen oder so an. Das erste, was er tat, war, daß er eine gute Idee ausheckte. Er mußte das einbringen, was er in der Monteria, die er bis jetzt bewirtschaftet hatte, in diesem Jahr verlor. Er ordnete an, daß jeder Schläger vier Tonnen täglich zu liefern habe, und wer weniger als vier Tonnen leiste, bekomme den Tag nicht berechnet und außerdem würde es ihm beigebracht, wie man vier Tonnen den Tag schaffen kann, wenn man nur will. Peitschen hatte ihm nichts geholfen, und er wußte, daß es hier erst recht nichts helfen würde. So versuchte er es mit Massenhennen. Und ihr kommt gerade zur rechten Zeit, um die Musik des ersten Massenhennens zu genießen. Wir, die Boyeros, haben auch schon die neue Verordnung erhalten. Heute morgen. Er reitet jetzt täglich die Felder, wo geschlagen wurde, ab und bestimmt, wieviel Trozas jeder Boyero täglich abzuschleppen und am Tumbo aufzuhäufen hat, wenn ihm der Tag berechnet werden soll. Und so, während wir heute Abend hier alle friedlich und gemütlich ums Feuer sitzen und uns hübsche kleine Geschichten erzählen, könnt ihr wahrscheinlich morgen

Abend um etwa dieselbe Zeit uns unsere Geschichten von drüben, aus dem Dickicht am Sumpfloch heraus wimmern hören, und dann werden die Schläger hier sitzen und zuhören.“

„Was kann man dagegen nur machen?“ fragte zitternd einer der neu hergekommenen Burschen. Er kam von einem unabhängigen Dorfe und hatte sich in die Monteria verkauft, um Geld für seine Heirat zu verdienen.

„Ja, was denkt ihr wohl was man dagegen machen kann?“ Fidel wiederholte die Frage. Dann blickte er die Burschen, die ihm am nächsten saßen der Reihe nach an, spitzte die Lippen und beantwortete die Frage in seiner Weise. „Was man dagegen machen kann? Das kommt immer darauf an, was wir für eine Sorte von Burschen sind.“

„Was meinst du damit?“ fragte ein anderer der Neuen.

„Er meint gar nichts damit“, sagte Santiago. „Aber ich habe da vor einigen Nächten einen Muchacho singen

hören. Er sang fest in das Wimmern und Stöhnen der Gehenkten hinein, und es schien sie zu beruhigen.“

„Du wirst dich doch erinnern, wie der Gesang war?“
Cirilo kannte den Gesang, aber er wollte, daß Santiago jetzt im Beisein der Neuen den Gesang wiedergebe.

„Freilich kann ich mich erinnern. Solche Lieder braucht man nur einmal zu hören, und man vergißt sie sein ganzes Leben nicht. Das ging so: Unser Dasein ist so billig geworden, daß es uns nichts kostet, unsere Henker zu morden; wenn wir uns nicht mehr wie Menschen betragen, so mögen sich die, die uns henken, darüber beklagen.“

„Da verstehe ich kein einziges Wort – von dem Lied“, sagte Antonio.

Matias lachte auf, kurz und hart. Fast ohne den Mund zu öffnen. „Es gibt Lieder, die man nicht zu verstehen braucht und deren Melodie klar wird, wenn man tut, was im Liede gesungen wird.“

Ein anderer der Neuen fragte: „Wehren sie sich denn

nicht, wenn sie zusammengeknotet und gehenkt werden?“

„Es wehrt sich auch das Schwein, wenn du es schlachten willst“, sagte Procoro. „Oder vielleicht nicht? Und hast du denn nicht drei Stunden darauf ein gutes Stück Fleisch im Topf? Siehst du, hier ist das gerade so. Was kannst du denn machen, wenn drei oder vier von den Folterknechten über dich herfallen. Natürlich wehrst du dich. Dann geben sie dir zwei saftige Hiebe mit einer Keule auf den Schädel, und wenn du wieder zur Besinnung kommst, hängst du lustig an einem Ast, und die roten Ameisen kriechen dir in die Nasenlöcher und in die Ohren, wo diese Folterknechte Fett reingeschmiert haben, damit die Ameisen gleich in ganzen Heereszügen kommen sollen. Am nächsten Tag hast du einen so dicken Schädel und ein solches Brummen drin, daß du beim nächsten Mal keinen Finger rührst, wenn sie dich wieder henken wollen, du bist dann froh, daß sie kein Fett in den Hintern schmieren oder vorne hin. Was auch recht lieblich ist. Die Moskitos kriegst du umsonst, ohne Fett. Als besonderes Labsal für dich füllen dir die Hunde eine

Kanne heißen Kaffee in den Rachen, daß du schwitzt, bis du denkst, du mußt nun explodieren, und dann sollst du mal sehen, wie dick die Moskitos angeflitzt kommen.“

„La Mecha, diese schiefäugige Bestie, hat einen neuen Trick entdeckt, den kennt selbst ihr nicht. Santiago wandte sich an die alten Leute. „Frag hier Procoro. Zeig mal her, du.“

Procoro hatte kein Hemd an. Er drehte seinen nackten Rücken zum Licht des Feuers.

Santiago führte seinen Finger an dünnen Linien, die sich auf dem Rücken des Procoro befanden, auf und ab, um sie zu zeigen. „Hier hat der stinkige Coyote, La Mecha, nachdem er den Procoro aufgehenkt hatte, mit einem Dorn Risse in das Fell eingeschnitten, damit Moskitos, Ameisen, Maden und weiß der Teufel was sonst noch für Insektenzeug es bequemer haben sollten. Was denkt ihr grünen Jüngelchen denn eigentlich, wo ihr hier seid? In einer Finca? Oder in euren Dörfern, wo euch nur Flöhe und Läuse fressen? Ihr seid nicht in der Vorhalle der Hölle, hier seid ihr bereits am anderen Ende der Hölle.“

„Das hast du sehr gut gesagt, Santo“, meinte Fidel, „am anderen Ende der Hölle. Ja, am anderen Ende der Hölle. Richtig. Denn hier würde selbst der grimmigste der Teufel nicht mehr mitmachen und sich lieber in einen weichen Stuhl setzen, eine Flasche Comiteco vornehmen und sich dann elendiglich schämen.“

Candido und seine Schwester Modesta saßen mit einer Gruppe von Männern ihres Stammes an einem kleinen Feuerchen, einige dreißig Schritte entfernt von der großen Gruppe, wo es so lebhaft zuging. Die beiden kleinen Jungen schliefen. Infolge der Entfernung vernahmen die Leute, die hier saßen, nichts von den Schilderungen, die den Neuen das Blut in den Adern stocken ließen. An diesen kleinen Feuerchen wurde wenig geredet. Die Burschen befanden sich in gedrückter Stimmung. Teils waren sie übermüdet von dem harten Marsche. Teils aber lagerte der unbekannte Schrecken dessen, was ihnen in den nächsten Wochen alles bevorstehen mochte auf ihrem Gemüt. Grauen war rings um sie, wohin sie auch blickten. Es war finstere Nacht. Jedoch das Grauen kroch an sie heran. Es kam von der grasbedeckten Erde, auf der sie saßen; es schlich herbei aus dem Dickicht, das den weiten Platz umrahmte; es gurgelte herauf aus dem nahen Fluß. Sie hörten zuweilen, gleich der großen Gruppe, die näher zum Fluß lagerte, das Wimmern und Winseln aus dem Dschungel. Wenn

das Wimmern, vom Winde hergeweht, deutlicher vernommen wurde, blickten sie sich gegenseitig mit verängsteten Augen an. In ihrer Seele fühlten, ja, wußten sie, daß es das Winseln gequälter Menschen war, ihrer Leidensgefährten von morgen, daß sie alle, die jetzt hier scheinbar friedlich bei ihrem Lagerfeuer saßen, wahrscheinlich übermorgen abend schon genau so wimmern würden, und daß dann sicher andere ihresgleichen hier sitzen und es hören würden, wie sie es jetzt hörten, ohne ihren Brüdern helfen zu können.

Sie wußten, daß bei der großen Gruppe das Wimmern im Dschungel erklärt und besprochen wurde. Denn zuweilen schwirrten laut gesprochene und ganze und halbe Sätze herüber. Jedoch keiner von ihnen stand auf, bei den alten Leuten zu fragen, was jenes klägliche Winseln und erbarmungsheischende Stöhnen im Dickicht bedeute. Sie wollten nicht um ihre letzte leise Hoffnung betrogen werden dadurch, daß sie die Wahrheit vernahmen. Sie redeten sich in ihren Gedanken ein, daß es nicht gequälte Gefährten seien, die wimmerten, sondern daß es ein Wimmern des Busches sei oder Myriaden von Insekten

irgendwelcher Art, die jenes unterdrückte Wehklagen erzeugten.

Erst recht ging niemand von ihnen in das Dickicht, um selbst nachzusehen, was sich dort ereigne. Es ging ja auch keiner von der großen Gruppe in das Dickicht. Weder hier noch in den Finquas, noch in dunklen Winkeln von Kasernen, noch in Polizeigefängnissen und Wachstuben, noch in den großen Internierungslagern in Veracruz, in Yucatan, Morelos, Tabasco; Jalisco, Michoacan war es je ratsam für irgend einen Arbeiter, neugierig zu sein und die Ursache des Winseln, Wimmerns und Wehklagens in Dickichten, in Brunnen, in Höhlen, in tiefen Erdlöchern, in Gewölben zerfallener Convente zu erforschen. Aus Erfahrung wußten Arbeiter und Peones, daß der Neugierige so ziemlich sicher sein konnte, in der nächsten Viertelstunde mehr noch zu wimmern als die, deren Winseln ihn herbeigelockt hatte, seinem Wunsche folgend, Brüdern in Not zu helfen.

Vielleicht war es wirklich nur Täuschung, was sie hörten. Im Dschungel, bei Tage und bei Nacht, gab es viele Tausende von Arten der Täuschungen des Gehörs, des

Gesichts, des Geruchs, sogar des Geschmacks auf der Zunge, und erst recht des Verstandes. Und es war in jeder Hinsicht klüger, nicht darüber zu sprechen, ja es nicht einmal zu erwähnen. Man mochte dann leicht denken, es geschehe alles in einem fernen Lande, weit und noch viel weiter von hier.

Von den Oficinas her lachten und grölten die Capataces. Zuweilen sangen zwei oder drei mit rostigen und gequetschten Stimmen. Hin und wieder erklang das schrille Quieken eines besoffenen Mädchens. Da waren nur zwei Mädchen, mit denen sich die fünf Capataces begnügen mußten, und die sie von den versumpften Monterias des don Acacio mit sich geschleift hatten.

Die beiden Muchachas waren alt und schwammig. Sie besaßen nichts, aber auch gar nichts, was irgendeinen Mann irgendwo auf Erden hätte reizen können. Die Mädchen wußten das. Und sie wußten auch, daß sie auf der allerletzten Station angelangt waren, wo sie noch gerade ihr Leben fristen konnten. Obwohl ihnen auch nicht eine einzige Krankheit fehlte, die sie sich in ihrem anstrengenden Leben nach und nach hatten erwerben können, waren sie hier immer noch willkommen. Niemand hatte sie gezwungen, mit den Capataces hierher zu ziehen. Sehulichst würden sie gewünscht haben, daß man sie mit Gewalt hierher gebracht hätte, um

wenigstens protestieren zu können und darum zehn Centavos im Preise höher zu stehen. Als sich aber niemand geneigt zeigte, selbst nicht einmal diese verdreckten Capataces, sie zu vergewaltigen und als persönliches Eigentum zu erklären, waren sie froh gewesen, daß ihnen don Acacio erlaubte, mitzukommen und ihnen sogar noch Pferde zum Reiten stellte. Sie wären auch zu Fuß marschiert, hätten sie keine Tiere bekommen. Denn hätte man sie allein im versumpften Camp zurückgelassen, so wäre ihnen nichts weiter zu tun übrig geblieben als den letzten Capataz anzuflehen, ihnen um der Heiligen Jungfrau willen einen Gnadenschuß in den Kopf zu geben. So waren sie höchst zufrieden, daß immer noch ein paar Männer um sie herum waren, die sie für irgend etwas, was es auch sein mochte, gebrauchen konnten und ihnen dafür ihre Bohnen, Tortillas und ihren Kaffee zuteilten. Gelegentlich, das wußten sie recht gut, war auch einer oder der andere willens, ihnen einen neuen Fetzen zu kaufen, wenn der Türke ins Lager kommen sollte. Es tat ihnen wohl, zuweilen von einem der Capatazes zu hören: „Gott sei Dank, daß wir wenigstens noch etwas hier herum haben,

das man wie eine Frau gebrauchen kann, wenn es auch nur gerade eine Handvoll ist, was noch schlecht und recht nutzbar zu machen ist.“

Gar nicht so selten hatten sie sogar die Genugtuung gehabt, daß sich selbst don Acacio in der Notlage befand, die eine oder die andere, und mehrere Male beide zu gleicher Stunde, in seine Oficina zu rufen.

Aber keiner der Capataces und keiner sonst, der sich vielleicht gelegentlich der einen oder anderen annahm, hätte irgendwelche Rechte auf Privatbesitz geltend gemacht. Dessen hätte sich ein jeder geschämt, so wenig Scham sie auch kannten. Es gab niemals eine Prügelei unter den Capataces der Mädchen wegen, weil keiner Privilegien beanspruchte. Man kann sagen: Ein jeder würde Privilegien als eine Beleidigung angesehen haben.

Die Mädchen begannen nun mit krächzender Stimme zu singen, und zwei der Capataces fielen in den fürchterlich klingenden Gesang mit ein.

El Guapo trat in die offene Tür. Er schwankte einige Male

hin und her. Dann rief er in das Haus: „He, Faldon und du, Mecha, und ihr stinkigen Kröten, kommt raus.“

Mit den stinkigen Kröten bezeichnete er zwei kleine Indianerjungen, die in der Oficina bedienten.

„Die Laternen!“ rief er den Jungen zu.

Die Jungen nahmen zwei Laternen und zündeten sie an der traurig schmökenden Kerze an, die auf dem rohen Tisch stand.

„Wir wollen die Schweine runter lassen. Die hängen nun lange genug; sonst sind sie morgen zu krumm und können nicht schlagen“, sagte El Guapo, ungewiß mit beiden Armen in der Luft herumfegend.

„Können wir nicht mitkommen und sehen, wie ihr die Burschen aufknüpft und abknüpft?“ Das eine der Mädchen kam zur Tür.

„Ich möchte das auch gern sehen“, sagte die andere, sich das Hemd, das ihr bis an den Nabel offen stand, heraufziehend.

El Guapo stieß der nächsten seine offene Hand so heftig quer ins Gesicht, daß sie bis zur gegenüberliegenden Wand zurücktaumelte.

„Ihr verlausten und verfuckten Säue bleibt hier. Und wenn ich je eine von euch Huren in der Nähe finde, wo die Muchachos henken, ich schlage euch den Schädel zu Brei. Verflucht noch mal! Säue, die ihr seid! Könnt ihr denn eure Schachteln nicht vollkriegen, daß ihr auch noch Theater haben wollt? Laßt euch ja nicht in der Nähe sehen, wenn ihr am Leben bleiben wollt.“

Er ging auf die Ecke zu, wo das Mädchen jetzt stand, die mitkommen wollte, um sich wahrscheinlich besonders zu ergötzen. Das Mädchen wußte, was kam. Sie hielt beide Hände vor ihr Gesicht. Aber mit einem kräftigen brutalen Griff seiner linken Hand riß er die beiden Hände herunter und schlug dem Mädchen ein halbes Dutzend klatschende Hiebe so erbarmungslos quer in das Gesicht, daß die Nase des Mädchens aufplatzte und das Gesicht mit quellendem Blute bespritzt wurde.

„Los!“ rief er den Capataces zu. „Abhenken. Haben schon

zu lange gebaumelt.“

Die drei Capataces gingen zwischen den Gruppen, die auf dem Platze lagerten, hindurch, ohne sich mehr um sie zu bekümmern, als wären das nur gerade Sträucher, an denen sie vorbeizugehen hatten.

„Wo wollen sie denn hin?“ fragte Antonio leise Fidel, der neben ihm saß.

„Die gehen, die Castigados, die Bestraften, abhenken.“

„Lass uns gehen und zusehen“, riet einer der Neuen und sprang auf.

Matias riß ihn heftig nieder. „Du läßt das bleiben, wenn dir dein Fell lieb ist. Brauchst nur in die Nähe zu kommen, wenn die Capataces aufknüpfen oder abknüpfen und gleich bist du an der Reihe. Wo Hiebe ausgeteilt werden, da machst du immer besser einen Umweg, sonst fallen welche für dich ab.“

„Nur abwarten“, sagte darauf Santiago halblaut. „Es kommt auch noch einmal der Tag, wo wir aufknüpfen

und abknüpfen werden. Und wo wir gerade dort nahe herangehen, wo Hiebe fallen, nicht um welche abzukriegen, sondern um sie auszuteilen. Die Hunde vergessen immer, daß man einen Burschen nicht ewig peitschen kann. Eines Tages lernt er es, wie gepeitscht wird und wen er zu peitschen hat, um in seiner Seele wieder ruhig zu werden.“

Als er das zu Ende gesagt hatte fiel sein Blick auf Martin Trinidad, den einen der drei Landstreicher. Für einige Sekunden sah er ihn an, als wolle er dessen Gedanken ergründen. Dann sagte er: „Was siehst du mich denn so an? Wenn du ein Horcher bist, sage es nur. In ein paar Tagen wissen wir es. Und einen Tag später horchst du nicht mehr.“

Martin Trinidad grinste. „Wenn du nicht willst, daß ich horche, dann sprich nicht, wenn ich hier sitze. Ich habe dich nicht eingeladen. Du bist zu uns hier gekommen, und wir nicht zu dir.“

Santiago nickte und zog den Mund breit. Seine Zigarre war ausgegangen. Und er zündete sie aufs neue an mit

einem glimmenden Ästchen, das er aus dem Feuer zog.

„Morgen wird euch Celso von oben bis unten betrachten, euch drei“, sagte er endlich. „Der Celso hat ein gutes Auge.“

„Wir haben sechs gute Augen“, erwiderte Martin Trinidad. Seine beiden Freunde lachten, und Juan Mendez sagte: „Ja, wir haben sechs sehr gute Augen, sonst wären wir vielleicht nicht hier. Was sagst du, Hermanito?“ wandte er sich an Lucio Ortiz. Lucio antwortete: „Wir drei können sehen für sechs.“

Er schien das als fetten Witz zu betrachten, denn er lachte laut heraus.

„Da kommen sie zurück, besoffen wie Lederstrippen“. Santiago deutete mit dem Kopf zu den drei Capataces, die aus dem Dickicht herauskamen und auf die Oficina zgingen.

„Nun können wir zu den Muchachos gehen.“ Fidel stand auf.

Zehn andere Burschen erhoben sich.

Fidel und noch zwei gingen zu der großen Schlafhütte und brachten Laternen herbei, die sie am Feuer anzündeten.

Dann ging die Gruppe hinüber zum Dickicht.

Auf dem Boden lagen acht Klumpen Mensch. Sie waren völlig in sich zusammengequetscht, als wären sie für Monate in engen runden Fässern aufbewahrt gewesen. Jeder hatte nichts weiter an als ein Stück zerlumpter Baumwollhose. Sie stöhnten und ächzten wie Leute, die aus tiefem Schlaf gerissen werden und noch zu ermüdet sind, um völlig aufzuwachen. Sie kollerten sich auf dem Boden herum und begannen, Glied um Glied langsam auszustrecken, um wieder gelenkig zu werden; denn Arme und Beine waren in sich verkrampft und

eingeschlafen.

Die Lassos, an denen die Klumpen hingen, waren mit einigen geübten Griffen der Capataces aufgeknötet worden, und man hatte die Körper einfach zu Boden fallen lassen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Die Aufseher wußten, daß die übrigen Muchachos ihren Kameraden helfen würden. Es war nicht Aufgabe der Capataces, sich um das Wohlergehen der Gehenkten zu kümmern. Ob sie während des Henkens verreckten, wie es zuweilen geschah, oder ob sie nicht verreckten, hatte für die Montellanos und deren Aufseher nur insoweit Interesse, als ihnen Arbeitshände verloren gingen. Wenn die Hände zu faul sein sollten und nicht fähig waren, drei oder vier Tonnen zu schaffen, so war nichts verloren, wenn der Mann verreckte. Entweder er schaffte vier Tonnen oder er kam unter die Erde, weil er nicht einmal sein Fressen verdiente. Es ist die Pflicht des Proleten zu arbeiten, und wenn er zu faul ist zu arbeiten, dann hat er kein Recht zum Leben. Weg mit ihm. Ein überflüssiger Fresser weniger auf Gottes schöner Erde.

Die Augen der Abgehenkten waren blutig und verquollen.

Der Körper an hundert Stellen entzündet von Beulen, verursacht von den Stichen der Moskitos und den Bissen der roten Ameisen. Dutzende von kirschgroßen und Hunderte von sehr kleinen Zecken hatten sich in die Haut so heftig eingebissen, daß ihre Köpfe völlig eingegraben waren. Es kostete Mühe und Geduld, alle die Zecken wieder herauszuziehen, ohne daß die Köpfe im Fleisch stecken blieben, denn dann gab es böse, schwer heilende Wunden. Wo immer eine Zecke sich eingebissen hatte, auch wenn sie wieder herausgezogen worden war, da verblieben Stiche, die eine Woche lang so entsetzlich juckten, daß der Verletzte sich die Haut ständig aufkratzen mußte, um Ruhe zu finden. Jeder Körper war bedeckt mit einem Gewimmel von Ameisen, eingebissenen und solchen, die hinweggrannten mit Tröpfchen von Blut oder mit Stückchen menschlichen Fleisches. In den Zehen und zwischen den Zehen steckten Sandflöhe, die ihre Eier tief in das Fleisch gelegt hatten. Kleine Spinnen waren im Haar verkrochen, und größere Spinnen hatten begonnen, Netze über Stellen des Körpers zu weben, um die winzigen Fliegen, angelockt vom Schweiß und Blut der Gehenkten, zu fangen. Schnecken

hatte ihre glitzernden Schleimwege auf den nackten Oberschenkeln zurückgelassen, und in offenen Wunden, verursacht bei der Arbeit und nicht verbunden, hatten große Fliegen ihre Eier abgelegt.

Die alten Burschen hoben ihre Kameraden, die noch immer halb wie im Traum waren, auf und schleppten sie dicht an das Flußufer. Hier nahmen sie jeden Körper auf ihre Arme und steckten ihn ins fließende Wasser, um die glühenden Moskitostiche zu kühlen und die Ameisen und Spinnen abzuwaschen. Nachdem die Körper abgewaschen waren, zerrten sie jeden an das Ufer, und nun begannen sie, die Glieder zu strecken und zu massieren.

„Es ist nicht ganz so schlimm, wenn wir hier dicht bei den Hütten gehenkt werden“, sagte Santiago zu Antonio, der ihm half, Lorenzo, einen der gehenkten Schläger, wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Schlimmer ist es, wenn einer ganz allein, aus besonders schwerer Strafe, weit fort vom Lager gehenkt wird, wo er von Wildschweinen oder von Dschungelhunden angefressen wird, und er sich nicht wehren kann.“

„Eine andere Auffrischung, wie don Felix sagt, ist auch recht schön. Don Felix hat sie erfunden.“ Matias, der nächst Santiago einen anderen Körper behandelte, sagte das. „Um elf Uhr morgens wird der Muchacho hergenommen, und auf einem weiten Platz, wo kein Baum steht und kein Dach, wird er nackt fest zusammengeschnürt und dann in den heißen Sand gegraben, bis über das Maul, so daß nur die Nase, die Augen und der Schädel frei bleiben, alles natürlich unter der brühenden Sonne. Ich kann jedem von euch neuen unerfahrenen Lämmchen hier sagen: wenn du einmal so eingegraben warst, du zitterst wie ein Ziegenbärtchen, wenn dir don Felix sagt: du machst heute vier Tonnen oder du wirst morgen drei Stunden eingescharrt. Dein ganzes Leben scheint dir nicht so lang zu sein wie diese drei Stunden.“

Die entsetzlich grausame Strafe des Henkens war gerade darum so erfolgreich, kostete darum so selten ein Leben, weil die indianischen Burschen ungemein kräftig und gesund waren und meistens am Tage nach der Folterung arbeiten konnten, als wäre ihnen kaum etwas geschehen.

Die Montellanos hatten aus ihrer langjährigen Erfahrung in den Monterias gelernt, daß das Henken der „faulen Burschen“ weit wirksamer war als das Auspeitschen. Vom Henken und vom Einscharren blieben keine wunden Rücken, die an der Arbeit hinderten, zurück. Was zurückblieb und so sehr wirksam war, das war die Furcht, abermals jene Stunden entsetzlicher Qualen durchzumachen, Stunden, die zu Ewigkeiten wurden, angefüllt von stetem Schrecken, weil in der Finsternis der Nacht die Gehenkten nichts sehen konnten, was sich ihnen näherte, und wenn sich etwas Bedrohliches näherte, so konnten sie sich nicht wehren.

Niemand weiß besser als der Indianer aus den Regionen nahe den Dschungeln, welche Grauen der Dschungel birgt. Was aber das Henken und die Wehrlosigkeit des Gehenkten in der Nacht, in den Tiefen des Dschungels, für den Indianer so unsäglich und unerklärbar grauenhaft macht, ist seine nicht zu unterdrückende Furcht vor Geistern und Gespenstern, sein Aberglaube an das Wiederkehren der Toten, die er, allein in der Nacht, überall zu sehen glaubt. Ein Weißer, über Nacht

eingesperrt in die Schreckenskammer eines Wachsfigurenmuseums oder in die unterirdische Gruft eines Mausoleums, kann nicht so leiden wie ein primitiver Indianer, aufgehängt und wehrlos in der Nacht im Dschungel und ohne Feuer in der Nähe. Die Montellanos waren klug und erfahren genug, die Burschen, von bestimmten harten Ausnahmen abgesehen, nicht zu weit vom Lager zu hängen. Hätten sie die Burschen tief in den Dschungel, weit vom Lager gehängt, so wäre am Morgen keiner mehr am Leben gewesen. Sie wären von Geistern und Gespenstern erwürgt worden. Bei einigen hätte man sogar Merkmale des Erwürgens an der Kehle gefunden, verursacht freilich nicht von Geistern, sondern von der ungemein heftigen Einbildungskraft dieser natürlichen und völlig ungeschulten Menschen.

Nachdem alle Gehängten dann endlich von ihren Kameraden aufgefrischt waren und man ihnen heißen Kaffee und ein Gericht aufgewärmter Bohnen eingefüllt hatte, erhoben sie sich vom Feuer, und, schwankend wie Betrunkene, gingen sie auf die Schlafhütten zu, um sich

niederzulegen. So war es nun gegen elf Uhr nachts geworden.

Morgens um halb vier kam La Mecha in die Schlafhütten und trat den Burschen mit seinen Stiefeln heftig in den Bauch, als Morgengruß. Das brachte sie mit einem Ruck auf.

Sie waren noch so erfüllt von den Schmerzen und dem Grauen des Gehentseins am vergangenen Abend, daß sie verstört und hastig mit der ungewaschenen Hand die schwarzen Bohnen, kaum richtig warm geworden, aus dem Topfe fischten und den Klumpen in den Mund steckten – so rasch, daß sie an der festen Masse beinahe erstickten. Mit der anderen Hand packten sie das Blechkännchen, das dünnen, lauwarmen Kaffee enthielt, und spülten den Bohnenteig, der sich in der Röhre festgeklebt hatte, hinunter. Dann, den Mund weit aufgeblasen von dem neuen Bohnenteig, den sie nachgeschoben hatten, warfen sie ihre Äxte auf die Schultern und rannten, wie verfolgt, in den Dschungel, um heute sicher vier Tonnen zu schaffen.

Nur einen einzigen Gedanken hatten sie während dieses

Tages und während der nächsten drei Wochen: Por todos los Santos, um aller Heiligen willen, Gott, lasse mich vier Tonnen heute schaffen, damit ich nicht gehenkt werde!

Aber Gott war auf Erden vor zweitausend Jahren und erlöste alle Menschen. Er vergaß die Indianer.

Deren Land war freilich damals nicht bekannt. Und als es endlich gefunden wurde, war das erste, was die Entdecker taten, ein Kreuz am Meeresufer zu errichten und eine heilige Messe zu halten. An diesem Vorgang leiden die Indianer heute noch.

„Und sicher“, sagte eines Abends, wenige Tage später und ganz unerwartet Martin Trinidad: „Gott war auf Erden und erlöste die Menschen vor zweitausend Jahren. Das nächste Mal sind wir dran.“

„Vielleicht“, meinte schläfrig Pedro, einer der Ochsenknechte, der etwas von Kirche und von Curas kannte. „Vielleicht. Vielleicht aber müssen wir abermals zweitausend Jahre warten, um endlich an die Reihe zu kommen.“

Darauf sagte Celso trocken und ohne irgendein Aufhebens davon zu machen: „Warum auf den Erlöser warten? Erlöse dich, mein Bruder, und dann wird auch dein Erlöser kommen.“

Kapitel 06

01

„Das ist ein prachtvolles Bäumchen, das du da hast“, sagte Celso zu Candido. „Hat don Cacho diesen Baum für dich angekreidet?“

„Ja, der Baum hat meine Nummer.“

„Das dachte ich mir. Aus diesem Bäumchen, es ist ein Genuß ihn anzusehen, schabst du leicht deine drei Tonnen heraus.“

Candido hatte die Axt neben sich auf den Boden gestellt und spuckte sich nun heftig in die Hände.

Ehe er aber die Axt wieder anhob, um weiter drauflos zu schlagen, sagte er: „Viel weiß ich nicht von Tonnen und Trozas. Das ist der zweite Baum, den ich schlage. El Faldon hat mir gesagt, daß die ersten zwei Wochen nur zur Übung sind, und ich nicht gehenkt werde, wenn ich weniger als vier Tonnen am Tag schaffe; er sagt, daß er während dieser zwei Wochen mit drei Tonnen zufrieden

sein will für den Tag. Aber ich schlage nun bereits zwei Stunden hier herum und bin kaum am Stamm.“

Celso lachte. „Freilich, wenn du so weiter kratzt wie seit dem Morgen, dann kann ich dir sagen, daß du in vier Tagen diesen Baum immer noch nicht lang liegen hast.“

„Das habe ich auch gedacht, Brüderchen, wenn ich mir die Arbeit besehe. Ich möchte doch lieber weiter im Dschungel suchen, um meine Nummer an einem anderen Baum zu finden, der vielleicht leichter zu schlagen ist.“

„Das hilft dir nicht viel, Manito. Er ist für dich angekreidet und du mußt ihn schlagen, wenn nicht heute, dann morgen.“

Candido sah Celso verzweifelt an. „Was mache ich denn nur? Meine Axt ist gut und scharf. Aber sie beißt nicht an. Es ist gerade so, als ob ich Eisen schlage. Sie springt mit jedem Hieb zurück und läßt nur eine winzige Kerbe am Baum. Zweimal ist sie mir schon gegen das Bein zurückgeschossen. Siehst du hier, Bruder, wo das Fleisch aufgeplatzt ist. Da ist mir die Axt 'reingesaut.“

„Du machst das verkehrt, Bruderherz. Diese Art Bäume, wie der hier, müssen in anderer Weise geschlagen werden.“

Celso machte Candido klar, daß der Baum zu den bösen Ausnahmen gehöre. Freilich waren, wie er sagte, diese Ausnahmen so häufig, daß don Acacio oder die Capataces, die die zu fällenden Bäume ankreideten, in der Lage waren, einem Schläger das Leben höllisch sauer zu machen, indem sie ihm nur diese Ausnahmen zuteilten. Darin habe er, Celso, besonderes Glück.

Viele Bäume in den tropischen Urwäldern nehmen beim Wachsen ihre Hauptwurzeln mit hoch. Diese Wurzeln formen breite starke Rippen, die an ihrem äußeren Ende etwa einen Zoll dick sind; und je näher sie zum Stamm kommen, desto dicker werden sie, bis sie, am Stamm selbst angelangt, breit in den Stamm übergehen. Manche Bäume haben sieben oder gar neun solcher Rippen, die strahlenartig vom Stamm ausgehen. Diese Rippen, die ja eigentlich Wurzeln sind, bestehen aus Holz, sehr viel härter als das des Stammes. Soll der Stamm geschlagen werden, so müssen zuerst alle Rippen durchgehackt

werden, ehe die Axt den eigentlichen Stamm erreichen kann. Die Rippen sind nicht nur ungemein hart, sie sind auch häufig drei oder vier Fuß breit, abgesehen von der Dicke.

Candido stand einem solchen Urwaldbaume hilflos gegenüber. Er konnte voraussehen, daß es ihn zwei Tage kosten mochte, ehe er den Baum gefällt hatte.

Celso freilich, einer der erfahrensten und kräftigsten Schläger des Camps, lachte über die verzweifelte Lage des Candido. Er sah lediglich die drei Tonnen, die der Baum lieferte. Für ihn bedeuteten diese breiten dicken Rippen nur ein geringes Hindernis, das er willig mit in Kauf nahm in Rücksicht darauf, daß der Baum drei Tonnen auf einen Hieb lieferte.

„So wie du dir das denkst, kannst du den Baum nicht kriegen“, sagte er abermals. „Das machen wir anders. Hier muß du zuerst ein Gerüst bauen. Hoch genug, daß du mit deiner Axt gleich an den Stamm kommst. Es muß so hoch sein, daß du über den Rippen stehst, so, daß du keine Rippen durchzuschlagen hast, sondern nur den

Stamm.“

„Dazu brauche ich ja allein einen halben Tag“, erwiderte Candido.

„Für das erste Mal, das mag sein. Wenn du den Dreck erst einmal richtig weg hast, dann geht das leicht. Du hackst dir kleine Stämme und schneidest dir Lianen zum Verbinden der Stämme. Natürlich baust du das Gerüst nicht so, als ob es für die Ewigkeit bestimmt sein soll. Wenn es unter dir zusammenbricht in derselben Minute, wo der Stamm umzuknicken beginnt, dann hat es seinen Zweck erfüllt. Freilich bis zu diesem Augenblick muß es halten. Überhaupt, warte einmal, ich werde dir helfen, damit du siehst, wie das gemacht wird.“

Candido hackte die Stämmchen, während Celso die Stämmchen und Aeste miteinander verflocht. Es dauerte in der Tat kaum eine Stunde, da war das Gerüst rund um den Baum gebaut.

„Du siehst hier, Hermanito“, sagte Celso, wohlgefällig die schöne Arbeit betrachtend, „daß du keine Bretter hast,

auf denen du gemütlich stehen kannst. Du stehst nur gerade auf den Quer-Aesten, auf denen du dich mit deinen nackten Füßen festklammern mußt wie ein Affe. Wenn du nicht acht gibst, brichst du durch und mußt wieder hochklettern. Versuch nun mal, loszuhacken.“

Candido kletterte hoch und begann zu schlagen. Er hatte gerade drei Schläge getan und holte zum vierten aus, da fiel er der Länge nach herunter vom Gerüst.

„Gut, daß du nun weißt, was dir geschieht.“ Celso lachte. „Da ist ein anderer Trick, den ich dir zeigen will. Wo hast du denn deinen Lasso, der dir mit den Geschirren gegeben wurde? Gut. Diesen Lasso wirfst du hoch und schlingst ihn hoch über dir um den Stamm. Das untere Ende windest du um deinen Kadaver. Richtig, so ungefähr. Und nun mußt du so knoten, daß der Lasso nicht zu schlaff ist und nicht gar zu stramm. Wenn du dann mit den Füßen von einem Stämmchen abgleitest, fällst du nicht herunter, sondern wirbelst um den Baum herum. Hast du den Lasso in der richtigen Länge, so baumelst du nicht, sondern schwankst nur ein wenig aus, bist aber gleich wieder an der richtigen Stelle. In

bestimmter Länge geknotet, hilft dir der Lasso ein gut Teil, heftig und mit voller Kraft zu schlagen.“

Candido spuckte in die Hände und hieb mit gutem Erfolg drauf los. Die Axt schnitt rasch in den Stamm ein.

„Da siehst du, Junge, wie leicht das alles geht, wenn man weiß, wie es gemacht wird.“ Celso wollte zu seiner Arbeit gehen.

Candido hielt an und sagte: „Compañero, warum hilfst du mir denn? Ich kenne dich ja nicht einmal. Und du wirst vielleicht gar heute gehenkt, weil du deine Zeit mit mir verloren hast.“

„Vielleicht“, antwortete Celso. „Ich habe einige Tonnen im voraus und komme schon auf meine Wochenlieferung. Es tut mir leid um dich, Bruder. Du bist noch nicht eingewöhnt. Zudem, es kann mir vielleicht nichts schaden, wenn ich noch ein paar Mal gehenkt werde. Siehst du, ich brauche Wut. Mucho coraje, ungemein viel Wut. Und dazu hilft es mir, wenn ich noch ein paar Mal gehenkt werde.“

„Wozu brauchst du denn die Wut, compañero?“

„Um ein junges Wildschwein zu fangen. Ich habe Hunger auf frisches und zartes Wildschwein. Und ich werde nun erst einmal auf die Jagd gehen.“

Celso nahm seine Axt auf, steckte seinen Machete in den Lasso, den er um seinen Leib gewickelt hatte, und brachte unter dem Hemd ein kleines Säckchen hervor. Er öffnete das Säckchen und zeigte es Candido. „Weißt du, was das ist?“

Ohne von seinem Gerüst herunterzukommen, sagte Candido: „Ja, das weiß ich. Das sind Pfeilspitzen aus Flint.“

„Richtig gesehen. Ich habe mir zwei prachtvolle Bogen gemacht. Mit diesen Flinten werde ich mir nun auch noch Pfeile machen. Und wenn ich die erst habe, dann habe ich auch eine halbe Stunde später ein Schwein oder wenigstens einen wilden Truthahn. Schmeckt auch ganz gut. Und wenn ich etwas Gutes habe, dann lade ich dich heute Abend ein, mit mir zu essen, dich und deine

Jungen und deine Schwester. Wie heißt sie denn, deine Schwester?“

„Modesta.“

„Schöner Name. Die Bescheidene. Das gefällt mir. Ich hatte auch ein Mädchen. Aber die wird nun verheiratet sein, weil ich nicht zurückkam. Ich werde lieber nicht daran denken und nun sehen, was ich jagen kann.“

„Arbeitest du heute nicht?“

„Natürlich. Was ich zu arbeiten habe, das mache ich, ohne dabei auch nur tief Atem zu holen. Siehst du die Hände?“

Er hielt Candido seine Hände hinauf.

Candido besah sie sich und dann fühlte er sie ab.

„Hombre, das ist ja kein Fleisch, das ist Knochen oder Eisen.“

„Sicher“, sagte Celso lachend. „Die sind hundertmal abgepellt worden. Jetzt wächst kein Fleisch mehr. Das ist

alles Knorpel. Einer der Gründe, daß ich, wenn ich will, sechs Tonnen runterdresche in einem halben Tage. Aber ich mache das nicht. Ich bleibe immer nur gerade bei vier oder auch nur bei drei, wenn ich wütend bin. Aber kannst mir glauben, Kamerad, wenn ich mit dieser Hand einen Capataz auf den Schädel tippe, da geht der ganze Schädel in Scherben wie ein alter Topf.“

„Meine Hände sehen anders aus“, sagte Candido. Er wies seine offenen Handflächen hin. Das Fleisch war bereits herunter, und die Fetzen aufgebrochener Blutblasen hingen zu den Seiten herab wie Fransen.

Celso betrachtete sie anerkennend. „Hier beginnst du nun etwas zu verstehen. Es ist das Aussehen der Hände, warum dir während der ersten zwei Wochen keine vier Tonnen abverlangt werden und du weder gepeitscht noch gehenkt wirst, selbst wenn du keine zwei Tonnen machst. Aber wenn die Hände erst einmal wieder trocken sind, dann finden die Bestien andere Stellen an dir, sie abzapellen.“

Celso ging. Er war aber kaum einige Minuten fort, als er

zurückkam. „Du, compañero, ist das da drüben dein Baum, den du geschlagen hast?“

„Ja, das ist er. Der erste, den ich geschlagen habe.“

„Der wird dir nicht abgenommen, Junge.“

„Aber ich habe doch den Baum von allen Ästen gereinigt.“

„Dir wird nur die fertige Troza abgenommen und angerechnet, nicht der Baum. Geh nur wieder rüber und hacke den Stamm auf die richtige Länge einer Tonne zu. Und wenn du ihn auf seine Länge hast dann hackst du ihn zu einem viereckigen Balken und schlägst deine Marke ein.“

„Zu allen Teufeln damit“, fluchte Candido. „Das kostet mich ja noch zwei Stunden Arbeit mehr.“

„Bei deiner Unerfahrenheit sicher zwei Stunden. Aber es hilft dir nichts. Du hast Trozas zu liefern. Bäume stehen genug im Dschungel. Was die Montellanos haben wollen, sind Trozas und nicht Bäume. So mache dich nur wieder darüberher. In einer halben Stunde wird sicher El Faldon

hier angeritten kommen, und wenn er den Baum so sieht, wie er jetzt ist, reißt er dir gleich eine halbes Dutzend über. Daß du das nicht besser gewußt hast, ist für ihn keine Entschuldigung. Ebenso wenig wie es hier keine Entschuldigung ist, daß du zum Fällen nicht genügend Kräfte hast. Vier Tonnen täglich oder gehenkt, Dreckschwein von einem verlausten Indianer. Wie du die vier Tonnen heranschaffst, ist deine Sache, nicht Sache derer, die dir das Saufressen geben und hin und wieder einmal ein paar Kapseln Quinin, nicht zu deiner Freude, sondern damit du nicht gar zu rasch am Fieber verreckst und erst dein Konto runter hast, ehe du eingegraben wirst und dich dann ausschlafen kannst.“

Es war Ende August und Don Severo hatte angeordnet, daß nächste Woche, falls die Regengüsse anhielten, mit dem Abschwemmen begonnen werden sollte. Don Acacio machte sich mit vier Capataces auf den Weg, alle Camps zu inspizieren und zu sehen, ob alle fertigen Trozas an den Abschwemmplätzen aufgeschichtet seien. Zu seinem Ärger fand er aber, daß im Camp Oeste mehr als zweihundert Trozas verstreut an den Stellen lagen, wo sie gefällt worden waren. Die Boyeros erklärten, daß es, obgleich sie Tag und Nacht geschuftet hätten, nicht möglich gewesen sei, alle Trozas zu den Tumbos zu schleppen. Die Trozas vergruben sich im Morast so tief, daß man eine schwere Tagesleistung vollbracht hatte, wenn vier Trozas zum Graben geschleppt worden waren. Die Burschen hatten sogar, wenn die Ochsen wegen Übermüdung weitere Arbeit versagten, sich selbst vor die Trozas gespannt und so versucht, die Trozas abzuschleppen.

Don Acacio rief die Capataces des Camp herbei und fragte

sie, was sie denn eigentlich hier die ganze Zeit über getan hätten. Sie entschuldigten sich damit, daß sie zuerst einmal hinter den Fällern hätten hersein müssen, damit sie auf die höchste Tonnenzahl kamen. Wenn sie jedoch hinter den Schlägern hersein müßten, könnten sie nicht hinter jedem Ochsengespann herwaten, damit auch die Trozas alle abgeschleppt würden. Sie wären nur zwei Mann und nicht imstande, überall zu gleicher Zeit zu sein. Sie forderten don Acacio auf, sich einmal die Gassen, wo die Trozas geschleppt würden, anzusehen, wie sie versumpft seien und wie schwierig es sei, auch nur eine einzige Troza durchzubringen; denn mit jedem Tage versumpften die Gassen tiefer und tiefer, was nicht zu verwundern wäre, da man sich ja mitten in der Regenperiode befinde.

„Freilich, ihr Saufetzen von Faulenzern, verhurt und versoffen, wenn ihr in der Trockenzeit sauft und schlaft, dann ist es nun zu spät, wenn der Regen da ist. Was habt ihr denn in der Trockenzeit getan?“

„Da war seit Monaten nicht viel Trockenheit in unserer Region, Patron“, verteidigte sich El Doblado. „Wir haben

weder gesoffen noch gehurt, denn hier gab es weder Aguardiente noch Huren.“

„Halt deine dreckige Fresse, oder ich schlage dir die Peitsche rüber, wenn du auch noch frech bist. Ich werde euch beiden drei Monate abziehen; denn ihr glaubt doch nicht, daß ich euch Lohn bezahle, wenn ihr nicht arbeitet.“

„Ganz wie Sie wollen, Patron“, erwiderte El Doblado.
„Aber wenn Sie uns etwas abziehen wollen, wo wir auch nicht die geringste Schuld haben, dann gehe ich und ebenfalls hier mein anderer Mann, El Chapapote, wieder heim, wo wir hergekommen sind, das kann ich Ihnen nun auch sagen, Patron.“

„Daraus wird nichts. Was denkt ihr euch denn?“ brüllte nun don Acacio. „Ihr habt immer noch ein Konto runterzuarbeiten.“

„Richtig, Patron“, sagte jetzt El Chapapote. „Wir haben noch ein gutes Konto. Aber ich lasse mir nichts abziehen. Nicht einen Tag.“

„Dann geht zum Teufel, ihr Spitzbuben, und ihr könnt in Hucutsin erzählen, ich hätte euch rausgepeffert – wegen Faulheit und Versoffenheit. Aber die Pferde bleiben hier. Ihr könnt auf euren Vieren durch den Dschungel kriechen, wenn ihr gehen wollt, und eines Tages werde ich ja wohl eure Knochen irgendwo finden, abgenagt von Geiern. Los, an die Arbeit. Und ruft mir mal ein paar Boyeros herbei.“

Nach einer halben Stunde kamen zwei Boyeros zur Oficina.

„A sus ordenes, Patroncito“, sagten die Burschen, als sie in die Tür traten.

„Merkt euch, was ich hier sage.“ Don Acacio kam zur Tür, packte beide Burschen an den Ohren und zerrte sie dicht zu sich heran. Dann schüttelte er sie, als ob er ihnen die Ohren abreißen wolle. Die Burschen wanden sich, krümmten sich, griffen mit ihren Händen hinauf und umklammerten die Arme ihres Peinigers. Don Acacio ließ die Ohren endlich los. „Morgen abend sind alle Trozas, die bis jetzt nicht abgeschleppt wurden an ihren Tumbos.“

Wenn nicht, dann gibt es morgen für euch alle eine Fiesta, wie ihr sie bis jetzt nie erlebt habt. Los, und es den andern gesagt!“

Die beiden Burschen, wissend, daß sie weder widersprechen noch sich entschuldigen durften, verschränkten ihre Arme und verbeugten sich. Und beide antworteten gleichzeitig: „Si, Patroncito, ja, wir werden es tun.“

„Es ist nichts als Faulheit, und mit eurer Faulheit werde ich jetzt mal ein Ende machen.“ Don Acacio ging wieder hinein in die Hütte, die hier die Oficina war, und setzte sich an den Tisch.

Draußen begann es heftig zu regnen. In dicken Strömen schoß das Wasser herunter; der Platz, wo die Oficina und die Schlafhütten standen, verwandelte sich in einer halben Stunde in einen See.

Don Acacio ließ sich von einem Jungen eine Flasche mit Comiteco aus dem Reisepacken bringen, und während er sich innerlich erwärmte, sah er die Arbeitslisten durch.

Gelegentlich stand er auf, ging zur Tür, sah hinaus, wie sich der See mehr und mehr erweiterte, und als endlich das Wasser selbst in die Oficina strömte, sagte er:

„Gottverfluchtes Wetter!“ Dann zog er einen kräftigen Hieb aus der Flasche, schüttelte sich und rief endlich hinüber zur Hütte, wo die Küche des Camps war. „He, Pedro, wann kriege ich denn endlich etwas zu fressen? Was für eine Wirtschaft ist denn das hier?“

„Gleich, Jefe“ rief Pedro. „Im Augenblick ist das Essen fertig. Mir ist nur das Feuer für ein en Augenblick ausgegangen und der Kaffee umgefallen.“

„Dann beeile dich, ich sterbe vor Hunger.“

Eine Stunde später ließ der Regen nach. Das Wasser des Sees hatte sich jedoch noch nicht völlig verlaufen, da strömte schon wieder ein neuer, schwerer Guß herunter.

Als es dunkelte, kamen die Fäller und die Boyeros zum Camp, um zu essen. Der Regen hatte abermals aufgehört.

Der Boden in den Schlafhütten war morastig. Einige der Schläger hatten Hängematten. Aber die Mehrzahl der Leute besaß nichts als zwei Bastmatten, auf denen sie schliefen. Sie waren so ermüdet, daß, nachdem sie sich einmal niedergelegt hatten, sie selbst dann nicht aufstanden, als eine Stunde später das Camp wieder in einen See verwandelt wurde und sie im Wasser lagen. Aeltere Muchachos mit längerer Erfahrung, die keine Hängematten besaßen, hatten freilich ihr Lager auf Gestellen errichtet; sie lagen, soweit nicht der Regen durch das Palmdach rieselte, trocken. Allen anderen, die mit den schweren Regengüssen im Dschungel weniger vertraut waren, blieb nichts weiter übrig, als entweder im Wasser zu schlafen oder jetzt in der Nacht noch

aufzustehen und Gestelle zu bauen.

Nur die Fäller hatten sich zum Schläfe niederlegen dürfen, die Ochsenknechte, gewarnt von der übermäßigen Leistung, die sie in den nächsten 24 Stunden vollbringen sollten, hatten nur ihr Essen hinuntergewürgt und waren sofort aufgestanden. Sie zündeten ihre Laternen an und marschierten ab in den Dschungel, um Trozas zu schleppen. Die Ochsen, nachdem sie gefüttert waren, wurden wieder herangebracht. Die Burschen kamen nur am frühen Morgen zurück, um ihre Bohnen und ihren Reis zu essen. Dann mussten sie sofort wieder zu ihrer Arbeit losziehen.

Am Nachmittag ritt Don Acacio die Region ab. Er inspizierte die Gassen. Dutzende von Trozas steckten metertief im Morast. Die Boyeros, bis zur Brust im Schlamm stehend, stets in Gefahr, unter den Ochsen begraben zu werden, schufteten wild, um die Trozas zu den Tumbos zu zerren. Pünktlich, alle zwei Stunden, schoß für zwanzig Minuten der Regen in armdicken Güssen herunter, den Boden tiefer und tiefer aufwühlend und zu zähem Teig aufpeitschend.

„Nicht einmal die Hälfte der Trozas sind abgeschleppt“, schrie don Acacio erbot auf die Burschen los, die auf die Ochsen einhieben und mit allen ihren Kräften an den Trozas zerrten, um sie aus dem Schlamm zu würgen und einen Schritt weiter zu schleifen. „Nicht einmal die Hälfte, und ich habe euch doch befohlen, daß alle Trozas am Graben sein sollen. Was habe ich euch versprochen, ihr Schweine? Eine freudige Fiesta habe ich euch versprochen. Ihr sollt sie auch haben. Mit Musik und Tanz.“

Als Antwort kam nur das Knistern, Zerren, Knirschen und Knacken der Joche und Geschirre der ziehenden Ochsen; das Anrufen der Jungen, die neben den Ochsen gingen und sie antrieben; das Aechzen und Stöhnen der Boyeros, die mit gigantischen Anstrengungen die Trozas über Steine und Wurzeln hoben und sie aus dem Morast, in den sie sich eingewürgt hatten, wieder herauszerrten; es antwortete das teigige Watschen der aufgeweichten, lehmigen Erde, aus der die Burschen und die Ochsen ihre Beine zogen, nur um einen halben Schritt weiter voran ebenso tief oder gar tiefer wieder hineinzusinken.

Als die Nacht hereinbrach, kamen die Boyeros und ihre Jungen zum Camp, um zu essen. Sie waren so ermüdet, daß sie nicht einmal auf dem Boden hocken konnten. Sie fielen um und begannen zu schlafen. Bei einigen jedoch war der Hunger stärker als ihre Müdigkeit. Sie gingen mit ihren Kännchen und Töpfen zur Küche, um ihr Essen zu empfangen.

Da kam von der Oficina don Acacio her, begleitet von den fünf Capataces, die er aus seinen Monterias mit sich gebracht hatte.

Er ging auf den Haufen der Burschen zu und rief: „Los zur Fiesta! Ich werde doch einmal sehen, ob ich euch verlausten Cabrones nicht zu richtiger Arbeit erziehen kann. Auf!“

Die Burschen, so gewöhnt an Befehle, die ihnen ein Ladino gab, daß sie mit keiner Faser ihres Wesens daran dachten, nicht zu gehorchen, standen auf wie gemalte Soldaten, auf Pappe geklebt und alle am selben Faden gezogen.

„Abmarschiert, da rüber, zu jenen Bäumen!“
kommandierte don Acacio.

Gleich aufgedrehten Spielzeugen aus Blech marschierten die Boyeros zu dem bezeichneten Platze.

„Henkt sie alle an den Beinen auf, und salzt ihnen das

Fell ein, den faulen Schweinen“, rief don Acacio den Capataces zu. „Nicht zu zaghaft, Guapo“, herrschte don Acacio einen der Capataces an. „Wenn auch ein paar Fetzen des stinkigen Kadavers abspringen und herumflitzen, es wächst wieder nach. Laß nur ruhig jeden eine Stunde hängen, nachdem er sein Salz weg hat, so daß ihm der Saft nach unten abtropfen und er ihn schlucken kann, damit er die Fiesta nicht vergißt. Vielleicht lernt er dann besser, daß keine Trozas über Nacht liegen bleiben dürfen.“

Es vergingen mehr als zwei Stunden, ehe die Capataces sich an ihrem Abendessen mehr oder weniger vergnügt hatten und dann endlich daran dachten, die Burschen abzuhenken.

Die Burschen blieben unter den Bäumen, wo sie gefoltert worden waren, liegen und schliefen dort ein, ohne auch nur den Versuch zu machen, zu ihrer Schlafhütte zu kriechen. Es kümmerte sie weder Regen noch die Kälte der Nacht.

Zwei standen auch am Morgen nicht auf. Sie schliefen

durch, begannen vier Stunden darauf zu stinken und wurden eingegraben.

Kapitel 07

01

Unter denen aber, die am Morgen aufgestanden waren, befanden sich Urbano und Pascasio, zwei Indianer aus einem und demselben Dorfe. Sie wuschen sich gegenseitig die Striemen aus und schmierten Fett hinein, das sie sich gleich den anderen vom Koch hatten geben lassen.

Es war noch finster, und alle Burschen wurden zur Arbeit aufgerufen. Sie marschierten ab. Nur wenige Schritte waren sie gegangen, als Urbano zu Pascasio, der neben ihm ging, sagte: „Jetzt, Hermanito!“

Wie Katzen schlichen sich beide aus dem Trupp hinaus, verkrochen sich hinter den Bäumen und eilten zurück zu den Hütten. Der Capataz, der die Burschen begleitete, konnte das Verschwinden in der Finsternis nicht sehen; und hätte er es gesehen, würde er vermutet haben, daß die Burschen zurückliefen, weil sie etwas vergessen hatten.

Sie erreichten die Hütte. Dort hatten sie bereits ihre Bündelchen mit Trockenfleisch, Tortillas und gekochten Bohnen gepackt. Sie ergriffen die Bündelchen, rannten quer über den Platz und verschwanden im Dickicht.

„Wir müssen vom Wege abweichen und einen Umweg machen,“ riet Urbano.

„Erst gegen Mittag können sie mit Sicherheit wissen, daß wir uns fortgemacht haben“, sagte Pascasio halblaut, als fürchtete er, es könnte ihn jemand hören. „Vielleicht haben wir Glück, und sie erfahren es nicht bis zum nächsten Morgen.“

Am zweiten Tag gegen Mittag, als sie gerade einen Fluß durchwateten, hörte sie hinter sich das Rufen der zwei Capataces, die auf Pferden hinterher geschickt worden waren, um die Flüchtigen zurückzubringen.

Urbano konnte das Ufer nicht erreichen und wurde mitten im Fluss mit dem Lasso eingefangen.

Pascasio jedoch war bereits dem Ufer näher und entwischte. Gewandt kroch er am Gestrüpp eines

niedrigen Felsens hoch. La Mecha hetzte auf seinem Pferde hinter ihm her. Das Pferd aber vermochte den steilen Felsen nicht zu erklimmen, obgleich der Reiter mehrere Male versuchte, es hochzutreiben.

Pascasio war jetzt oben auf der Kuppe des Felsens angelangt. Er sah, daß, auch wenn er vielleicht auf der anderen Seite hinunterklettern und im Dickicht sich verkriechen würde, er doch nicht entkommen könnte. Er mußte bald wieder auf den Pfad zurück, und dort würde er bestimmt von dem Reiter eingeholt.

La Mecha rief ihm zu, herunterzugleiten und freiwillig mit zurück zum Camp zu gehen.

Pascasio gab keine Antwort. Er stand dort auf der Kuppe, abwartend, was La Mecha tun würde. Je nachdem mußte er sein Verhalten einrichten, um möglicherweise doch noch zu entkommen. Als er seinen Posten nicht aufgab, stieg La Mecha vom Pferde und begann an dem Felsen hochzuklettern.

Inzwischen war nun auch El Faldon am Ufer angekommen, seinen Gefangenen am Lasso vor sich hertreibend. Er sah La Mecha am Felsen hochklettern. Gleichzeitig bemerkte er, daß Pascasio auf der anderen Seite hinunter zu klettern versuchte. Es hätte ihm glücken können, und vielleicht hätte er einen genügenden Vorsprung gewonnen. Möglicherweise wäre es ihm sogar gelungen, das Pferd des La Mecha zu bekommen, darauf weiterzureiten, und nach einem langen Weg das Pferd wieder freizulassen; denn das Pferd zu behalten, hatte seine Nachteile, weil die Hufe leichter verfolgt werden konnten als die nackten Füße der Flüchtlinge, die nur auf lehmigem Grund ihre Eindrücke zurückließen.

Als El Faldon bemerkte, was Pascasio zu tun gedachte, band er seinen Gefangenen an einen Baum fest, so, daß er sich nicht rühren konnte. Dann lief er rasch um den Felsblock herum, mit der Absicht, dort Pascasio abzufangen.

Pascasio sah das rechtzeitig und kroch wieder auf die

Kuppe, der inzwischen La Mecha sehr nahe gekommen war.

Als nun Pascasio fand, daß er nach keiner Richtung hin entweichen konnte, hob er einen großen Stein auf und warf ihn mit aller Kraft dem La Mecha auf den Schädel. Der Schädel zertrümmerte und Pascasio, nicht zufrieden damit, sprang dem abstürzenden La Mecha nach und erreichte ihn auf dem Boden. Der Stein war mit La Mecha heruntergefallen und lag dicht zur Hand. Pascasio nahm ihn auf, und was vom Schädel noch übrig geblieben war, hieb er nun auch noch in Stücke.

Dann sprang er auf und blickte sich um, seinen Freund zu suchen. Nach wenigen Schritten fand er ihn, an den Baum gebunden. Sein Machete war ihm entfallen, als er auf den Felsblock kletterte. Er ging ihn nun suchen, um die Bande seines Freundes durchschneiden zu können, denn sie aufzuknüpfen hätte zu lange gedauert.

Auf der anderen Seite hatte aber El Faldon jetzt bemerkt, daß Pascasio nicht mehr auf der Kuppe war, also hier auf dieser Seite heruntergekrochen sein mußte und offenbar

jetzt bereits in die Hände des La Mecha gefallen war.

Er lief rasch zurück. Als er auf dieser Seite anlangte, hatte Pascasio seine Machete gefunden und kam nun gerade auf den Baum zu, wo sein Freund angebunden war.

Als er El Faldon kommen sah, sprang er zurück zum Fels. Er hoffte, sich für einige Sekunden verbergen und dann El Faldon von hinten angreifen zu können; denn daß La Mecha bereits tot war, wußte El Faldon ja nicht.

Dicht am Fuße des Felsblocks angekommen, fiel sein Blick auf den Revolver, den der getötete La Mecha im Gurt trug. Hätte er früher an den Revolver gedacht und später an seine Machete, würde er wahrscheinlich gewonnen haben. Er sah jetzt die Gelegenheit, die sich ihm bot, klar genug. Mit einem heftigen Ruck zog er den Revolver heraus und wandte sich, um El Faldon entgegenzugehen. Aber als er sich drehte, sah er vor sich El Faldon mit dem Revolver in der Hand.

Pascasio hatte nie in seinem Leben einen Revolver in den Fingern gehabt.

Er wußte nur, und selbst das nur unbestimmt, daß man unten am Abzug ziehen muß, damit ein Schuß losginge.

Er packte den Revolver in beide Hände und zog am Abzug. Der Schuß ging auch wirklich los. Aber der Schuß ging viel früher los, als er erwartete. So hatte er vergessen, den Revolver auf El Faldon zu richten und die Kugel flitschte irgendwohin in das Dickicht.

Alles das konnte El Faldon freilich nicht wissen. Er nahm an, daß der Schuß ihm gälte. Darum wartete er auch nicht eine Sekunde. Er drückte ab, den Revolver auf Pascasio gerichtet.

Der Schuß traf gut. Pascasio sprang hoch, drehte sich, noch im Sprung, halb um, fiel hart zur Erde und war tot.

„Und dich sollte ich eigentlich auch gleich niederknallen“, sagte El Faldon zu Urbano, der, immer noch an den Baum gebunden, dem allem hilflos zusehen mußte.

„Warum tust du es denn nicht, du Coyote?“ sagte Urbano frech.

„Dir werde ich beibringen, mich zu duzen, du dreckiger Hund.“ El Faldon hob die Peitsche und hieb sie dem gebundenen Muchacho ein dutzendmal quer über das Gesicht.

„Damit du weißt, wie du Schwein mich anzureden hast“, rief El Faldon, als er die Peitsche wieder in den Gürtel steckte.

Urbano aber war, obgleich völlig wehrlos, nicht unterzukriegen. „Dich werden wir schon auch noch erwischen, eines Tages, warte nur!“ sagte er.

„Halt deine stinkige Fresse. Du gräbst jetzt die beiden ein. Du denkst doch nicht etwa, daß ich das tun werde.“

„Ich grabe nur meinen Kameraden ein, aber keinen Capataz.“

„Das werden wir ja sehen.“ El Faldon begann sich unbehaglich zu fühlen. Er sah sich um und schien zu erwarten, daß im nächsten Augenblick einige andere indianische Burschen, die vielleicht geflohen waren, hinter den Büschen hervorschleichen würden.

Sehr vorsichtig band er Urbano los, jedoch so, daß Urbano keinen Angriff auf ihn unternehmen konnte. Während der Indianer noch oben an den Händen und über der Brust gebunden war, band ihm El Faldon die Beine so, daß Urbano nur gerade einen sehr kurzen Schritt machen konnte. Dann ging El Faldon hinüber, wo Pascasio tot am Boden lag, nahm ihm den Revolver ab, den der Bursche hatte fallen lassen, und steckte ihn in seinen Gurt.

Das getan, zog er seinen eigenen Revolver, spannte den Hahn, und nun endlich band er Urbano auch an den Händen und über der Brust los. Die letzte Schleife aufziehend, sprang er zurück, den gespannten Revolver

auf Urbano gerichtet. „Hebe das stinkende Schwein auf und trage ihn da weiter in das Gebüsch hinein, hinter den Felsblock, damit er hier nicht im Wege liegt.“

Während Urbano tat, wie ihm befohlen, stand El Faldon einige Schritte hinter ihm und hielt den Lasso so, daß er im Augenblick, falls Urbano irgend etwas tun würde, was dem Aufseher verdächtig erschien, er der Leine nur einen festen Ruck zu geben brauchte, um Urbano gefesselt auf die Erde zu werfen.

Urbano sah ein, daß er weder entweichen noch sich wehren konnte. Als er Pascasio hinter den Felsblock getragen hatte, ordnete El Faldon an, nun auch den Körper des La Mecha nahe dorthin zu schleppen. Urbano tat es. Dann hieß ihn El Faldon eine Grube auszuwerfen. Dazu hätte er freilich den Machete gebraucht. Aber El Faldon war klug genug, einzusehen, daß, sobald Urbano den Machete in der Hand haben würde, er in einer gutgewählten Sekunde die Fesseln an seinen Füßen durchhacken und fortrennen könne. Wenn er sehr geschickt war, konnte es geschehen, daß er gleichzeitig einen Stein in der Hand hatte, und ehe El Faldon den

Revolver hochschwang, ihm auch schon der Stein an den Schädel flog.

Er hieß darum Urbano, einen Ast abzubrechen. Mit Hilfe dieses Astes warf Urbano die Grube aus. Es ging langsam und schlecht genug. Aber endlich war doch die Grube gegraben und El Faldon sagte: „Leg La Mecha hinein.“

Urbano hob den Körper auf, zerrte ihn zur Grube und kollerte ihn, mit den Füßen nachhelfend, in die Grube.

„Kannst das wohl auch ein wenig christlicher tun“, sagte El Faldon. „Er ist kein verrecktes Schwein.“

„Das wird Gott wohl besser wissen, was er ist“, sagte Urbano.

„Tritt zurück!“ kommandierte El Faldon.

Der Capataz ging nahe zum Leichnam, nahm den Hut ab, bekreuzigte sich und bekreuzte den Toten. Er achtete bei dieser kurzen Handlung aber sehr gut darauf, daß er Urbano geschickt an der straffen Leine hielt.

Dann wollte er zurücktreten und Urbano die Grube zuschütten lassen, als er sich noch einer anderen Zeremonie erinnerte, die er bis jetzt vergessen hatte.

Unerwartet zog er den Lasso an, und Urbano stürzte lang auf den Boden.

„Du bleibst so liegen, bis ich dich aufstehen heiße. Wenn du auch nur den Kopf hebst, brenne ich dir sechs aufgeschlitzte Kugeln in deinen Kadaver.“

Urbano rührte sich nicht.

El Faldon, immer mit einem Auge den hingestreckten Urbano betrachtend, durchsuchte nun die Taschen des Getöteten. Er fand vier Pesos und dreiundzwanzig Centavos, die er sich einsteckte. Dann schnallte er ihm noch den Patronengürtel ab und untersuchte den nackten Bauch, ob nicht La Mecha vielleicht einen mit Geld gefüllten Gürtel auf dem bloßen Leibe trage. Er fand nichts. Keine weiteren Schätze wies der Leichnam auf. Damit war die wichtige Zeremonie, die El Faldon beinahe vergessen hätte, beendet.

„So, nun kannst du aufstehen, du Schwein!“ rief er Urbano an. „Und schütte die Grube zu!“

Kaum war die Erde aufgefüllt, als El Faldon schon sagte: „Los nun. Wir kommen heute kaum noch an im Camp.“

„Und Pascasio?“ fragte Urbano. „Soll ich den nicht auch eingraben?“

„Was denn sonst noch?“ antwortete El Faldon. „Laß das Aas für die Geier und wilden Schweine.“

„Das hätte ich nur wissen sollen“, sagte darauf Urbano. „Hätte ich gewußt, daß nur der Hund eingegraben würde, dann hätte ich überhaupt keine Grube gemacht.“

„Darum habe ich dich ja auch beide hier herschleppen lassen, damit du glauben solltest, du werdest beide eingraben. Aber das dreckige verlauste Schwein bleibt liegen, wo es liegt. Hat kein christliches Begräbnis verdient. Los nun mit dir!“

El Faldon ging zu dem Pferde, auf dem La Mecha geritten war, und das er an einen Baum gebunden hatte, als er abstieg, um Pascasio auf den Felsen nachzuklettern.

„Ich sollte dich eigentlich hinter den Pferden herschleifen“, sagte El Faldon. Aber ich will mich lieber beeilen, ins Camp zurückzukommen. Verflucht noch mal, wir werden es kaum noch heute Nacht erreichen.“

Er zog den Lasso an, und Urbano sauste wie ein Klotz auf den Boden. El Faldon, den Revolver in der Hand, ging auf ihn zu und warf ihm einige Schleifen der Leine über die Hände. „Steh auf und dreh dich um!“ Er band ihm die Hände auf dem Rücken, und dann löste er die Fesseln von den Füßen. „Setz dich nun auf den Gaul.“

Ungelenkig wie jemand, der nie auf einem Pferde geritten ist, kletterte Urbano auf das Tier. El Faldon mußte nun endlich seinen Revolver in den Gurt schieben, denn um Urbanos Hände am Sattelknopf festzubinden, brauchte er beide Hände, seine Zähne und auch noch ein Knie.

Urbano hätte bei dieser Gelegenheit, wie auch bei einigen anderen Gelegenheiten, die sich in den letzten zehn Minuten boten, wahrscheinlich mit Erfolg fliehen und vielleicht auch El Faldon überwältigen können. Er wußte recht gut, was ihn erwartete, wenn er zum Camp zurückgebracht wurde, wußte auch, daß er, einmal wieder im Camp, es in der ersten Nacht wahrscheinlich schmerzlich bedauern würde, daß ihn nicht eine gleiches Los getroffen habe wie seinen Kameraden Pascasio, der nichts mehr fühlte und von allen Leiden erlöst war. Aber seine Lebenskraft hatte nachzulassen begonnen. Seine Energie erschlaffte. Der rasche Lauf durch den Dschungel bis zu dem Flusse, wo sie eingeholt wurden, hatte ihn den größten Teil seiner Kraft für den Tag gekostet. Dann kam die Aufregung bei der Jagd des La Mecha hinter Pascasio her, die er so aufgeregter erlebte und durchlebte, als wäre er es, der gejagt wurde. Darauf der Tod seines Kameraden, der ihm offenbarte, wie hoffnungslos die Flucht sei, wenn sie nicht in allen Teilen glückte. Was ihm an Kraft dann noch geblieben war, gab er aus, als er die Grube mit einem Ast auswerfen mußte. Jetzt war er nur müde. Er befand sich in einem solchen körperlichen

und seelischen Zustand, daß er selbst dann nicht geflohen wäre, wenn ihn El Faldon ungebunden auf dem Pferde hätte reiten lassen; er wäre sogar ungebunden hinter El Faldon hergetrottet, hätte dieser ihm das befohlen.

Morgen würde er wahrscheinlich seine ganze Lebenskraft wiedererlangt haben und alle Fehler bedauern, die er heute gemacht. Waren die Käfte zurückgekehrt, würde er aus voller Seele wünschen, mehr gekämpft zu haben, um seine Freiheit zu gewinnen oder für sie zu fallen.

„Wir können den Weg nicht machen.“ Es war das erste Wort, das El Faldon sprach, seit sie auf dem Rückwege sich befindend, durch den Fluß geritten waren, wo Urbano gefangen worden war.

Tiefe Nacht war es geworden. Der Himmel völlig mit schwarzen Wolken bedeckt. Der Weg morastig. Die Pferde kamen nur schwer voran. Mehrere Male waren sie vom Pfade abgekommen und nur mit Mühe hatten sie den Weg wiederfinden können. Es waren nur die Pferde, die ihn gefunden hatten. Jetzt aber begannen selbst die Pferde unsicher zu werden; denn sie stockten alle zehn Schritt und versuchten bald links, bald rechts

abzubiegen, was freilich des Morastes wegen geschehen mochte; immerhin ließ es El Faldon die Gefahr erkennen, daß er sich im Dschungel verlieren mochte. In dieser Jahreszeit war der Himmel beinahe den ganzen Tag hindurch bedeckt, nur gelegentlich kam die Sonne hindurch, und wenn sie hindurchkam, war es nur, um die Dschungelwanderer davon zu unterrichten, daß sie nicht nur den Weg verloren hatten, sondern einen halben Tag lang in falscher Richtung geritten waren.

El Faldon beschloß deshalb, an der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, Lager zu machen, gut oder schlecht, wie es war. Er brauchte nicht besorgt zu sein, daß Urbano fliehen würde, jetzt in der Nacht bestimmt nicht. Die Säckchen mit den Lebensmitteln, die Pascasio und Urbano mit sich genommen hatten, waren im Fluß verlorengegangen. El Faldon und La Mecha, die beide gewußt hatten, daß sie die Flüchtlinge am Mittag einholen würden, und glaubten, noch am selben Abend im Camp zurück zu sein, hatten nichts weiter an Nahrung mit sich genommen, als einen Ball Posol, der längst verbraucht war. Urbano wäre im Dschungel verkommen,

hätte er versucht jetzt zu entfliehen. Verhungert wäre er als Indianer wohl schwerlich, weil er genügend Pflanzen im Dschungel gefunden hätte, die ihm ein dürftiges Mahl boten. Aber es gab lange Strecken, wo er nicht einmal junge Palmen angetroffen haben würde, deren Herz er essen konnte. Aber das Essen allein war keine genügende Sicherheit für einen einzelnen Mann, um den langen Dschungel erfolgreich zu durchwandern.

Es gelang El Faldon mit Hilfe Urbanos ein Feuer anzufachen, das sie wärmte, und an dem sie ihre Fetzen, die teils durch den Fluß, teils durch die vom Regen triefenden Büsche völlig durchnäßt waren, trocknen konnten.

Aber El Faldon war doch vorsichtig genug, Urbano gut zu fesseln, ehe er sich in seine Decke rollte und nahe dem Feuer zum Schlafen hinhockte. Es regnete mehreremale während der Nacht, und beide, sowohl El Faldon als auch sein Gefangener, waren froh, als es endlich Morgen war und sie ihren Marsch fortsetzen konnten.

Don Acacio und El Pechero, einer seiner Capataces, hatten sich gerade zum Essen hingesezt, als El Faldon mit Urbano am Lasso in den Portico der Oficina trat.

El Faldon kam in den Comidor.

„Wo ist denn La Mecha?“ fragte don Acacio.

„Erschlagen von dem Bachajonen.“

„Und der Bachajone?“

„Erschossen von mir, als er auf mich schoß.“

„Also zwei Mann verloren, einen Capataz und einen Peon. Dich werde ich ja ein zweites Mal schicken, wenn wieder einer hier fortrennt. Das ist mir nie geschehen in all den Jahren, daß ich neben einem entwischten Muchacho auch noch meinen besten Capataz verliere. Mir ist nie einer entwischt. Ich habe sie alle hergekriegt, auch wenn ich zwei oder drei Tage hinter ihnen herreiten mußte. Da hast du also nur den einen mitgebracht?“

„Si, Patron.“

„He, du, komm mal hier rein!“ rief don Acacio zur Tür hinaus, ohne aufzustehen.

Urbano kam zur offenen Tür. Die Hände waren ihm noch immer gebunden.

„Also du wolltest mir hier ausrücken? Das ist ja gut. Bestehlen wolltest du mich.“

Don Acacio riß sich ein Stück Tortilla ab und tunkte es in die Brühe, als er das sagte.

„Ich wollte nicht stehlen, Patroncito.“

„Du schuldest mir doch noch über hundertfünfzig Pesos, und wenn du ausrückst, ohne deine Schulden abgearbeitet zu haben, dann stiehlest du doch mein Geld. Das Einbringen kostet dich hundert Pesos mehr auf dein Konto.“

„Si, Patroncito.“

„Dein schöner compañero, wie heißt er denn, ja, Pascasio, schuldet mir hundertzwanzig Pesos. Du bist mit ihm weggerannt; er ist verreckt und kann seine Schuld nun nicht runterarbeiten. Diese hundertzwanzig Pesos gehen ebenfalls mit auf dein Konto.“

„Si, Patroncito.“

„Mein guter Gehilfe, La Mecha, schuldet mir zweihundertdreißig Pesos. Wie er mir so viel schulden konnte, das kann ich mir nicht gut erklären. Aber immer gesoffen und gehurt, und ewig hier zwanzig Pesos und da zwanzig Pesos für französische Pillen, damit er seinen Laufburschen kurieren konnte, der ihm ewig wegrannte und nie weit genug rannte, um endlich in Ruhe gelassen zu werden. Du bist schuld, daß mir mein tüchtiger Capataz verreckte und nun von wilden Schweinen gefressen wird, und so gehen seine zweihundertdreißig Pesos auch noch auf dein Konto. Wieviel das alles zusammen ist, mag ich jetzt nicht ausrechnen. Ich esse gerade, und da will ich keine Kopfschmerzen haben. Aber das eine kann ich dir sagen, wie heißt du denn, ja, Urbano, das eine kann ich dir sagen, ehe du dieses Konto

runterhast, bin ich ein Greis und du. Aber das macht nichts, es ist auf deinem Konto.“

„Si, Patroncito.“

„Gehe rüber zur Cocina de los obreros, zu euer Küche, und lasse dir dein Essen geben. Dann wartest du. Wenn ich verdaut habe und mein Schläfchen gemacht, dann werden wir beide einmal ernstlich miteinander reden. Unter vier Augen. Schade, daß La Mecha, der Cabron, der er war, verreckt ist. Der war der rechte Mann. Deine Striemen sind dir ja noch nicht einmal getrocknet von der Fiesta vor drei Nächten. La Mecha und El Faldon haben euch nur an den Beinen aufgehängt und den Kadaver gegerbt. Ich werde dich an den Zehen aufhenken und sonst noch wo, und dann werden wir einmal sehen, was du von deinem Fell noch übrig hast, wenn ich mir dir durch bin. Du rennst mir nicht mehr fort, Muchacho. Zum Teufel noch mal, Estacho, du fauler Hund von einem dreckigen Koch, wo bleibt denn nun das Beefsteak?“

„Orito, Jefe!“ rief der Koch aus einer kleinen Hütte

heraus, die dicht bei der Oficina stand.

„Hast du verstanden, was ich zu dir gesagt habe, oder redest du nur in Idioma?“ fragte don Acacio Urbano.

„He, intendido, ich habe alles verstanden, Patroncito.“ Urbano gab seine Antworten, als ob ihn alles das, was ihm jetzt hier gesagt wurde, nichts anginge.

„Con su permiso, Patroncito“, mit ihrer Erlaubnis“, sagte er. Er machte eine Verbeugung und ging hinaus.

„Laß dir vom Koch deine Flossen losbinden“, rief ihm don Acacio nach. Du wirst ja jetzt nicht wegrennen.“

„No, Patroncito“, hörte man Urbano rufen, während er sich entfernte.

„Das ist ja hier die reine Meuterei geworden“, sagte Don Acacio zu El Pechero und zu El Faldon, der sich nun ebenfalls an den Tisch gesetzt hatte und seine Suppe zu löffeln begann. „Meine beiden Brüder sind zu gutmütig. Die haben hier die Muchachos alle machen lassen, was sie wollten. Darum ist keine Caoba aufgeschlichtet; kein Capataz weiß, was er zu tun hat; und wir alle können uns Weihnachten in Villahermosa auf die Straße stellen und indianische Bauern um einen Centavo anbetteln, weil wir den verlausten Indianern alles Geld, das wir in langen Jahren so bitter hart verdienten, als Vorschuß gegeben haben, damit sie sich besaufen können und dann, wenn sie hierherkommen keinen Streich arbeiten und durch den Dschungel spazierengehen, und die paar noch brauchbaren Capüataces, die ich mir persönlich herangebildet habe, mit einem gewöhnlichen Stein erschlagen. Ich werde hier schon aufräumen. Diese Gutmütigkeit mit den verlausten Schweinen hat mir nun lange genug gedauert, und wenn sie nun gar noch wegrennen und aufsässig werden wollen, dann bin ich am

Ende meiner Geduld. Jetzt werde ich einmal mit einem kräftigen Besen den Stall ausfegen. Heute noch werde ich damit anfangen.“

Er sprach das alles nicht in einer Reihe herunter, sondern aß und kaute zwischen den einzelnen Sätzen. Wenn immer er eine kurze Pause machte, um einen Fetzen von Beefsteak einzuschieben oder einen Comiteco nachzuschicken, fühlte einer der beiden Capatazes, die mit am Tisch saßen, sich verpflichtet, mit einem Si, Jefe!“ ihre Zustimmung zu geben, um ihn erkennen zu lassen, daß sie durchaus seiner Meinung wären; es war ihnen ja auch nie erlaubt, eine eigene Meinung zu haben. Aber sie mochten sich durch diese zustimmenden Bemerkungen einreden, daß sie etwas zu sagen und mit zu beraten hätten. Das tat ihrer Seele wohl, und sie fühlten sich erhaben über die Peones, die nicht einmal das Recht hatten, ja zu sagen, sondern einfach die Pflicht zu gehorchen, auch wenn ihnen befohlen würde, sich einen Stein an die Füße zu binden und in den Fluß zu springen. Sklaven haben nur eine Tugend, und die heißt Gehorsam; und sie haben nur ein Recht, das, die Meinung ihres

Herrn und Meisters als das Wort Gottes zu betrachten.
Der Sklave, der weder jene Tugend kennt, noch dieses
Recht beansprucht, führt ein verfehltes Dasein; und ihn
zu quälen und zu töten, sind tapfere Taten, die
Lobeshymnen verdienen.

Urbano, nachdem er gegessen hatte, saß unter dem Dach der Arbeiterküche in einer halb ermüdeten und halb dumpfen Stimmung. Er war in die Schlafhütte gegangen, wo er noch die Vorräte vorfand, die er und Pascasio dort zurückgelassen hatten; denn ihr Bündelchen mußte so leicht gepackt werden, wie es die Bedürfnisse des langen Marsches durch den Dschungel nur irgendwie zuließen. Er fand auch noch Tabak und wickelte sich eine Zigarre.

Hier unter dem Dach der Küche hockte er nun und rauchte. Gelegentlich sprach er ein Wort mit dem Koch und der Frau, die dem Koch half. Je länger er hier saß und darauf wartete, daß don Acacio ihn rufen würde, um ihm fernere Gedanken an eine Flucht unter vier Augen auszureden, umso mehr wuchs seine Furcht. Würde don Acacio oder El Faldon oder sonst irgendeiner der Aufseher ihn sofort verprügelt haben, als er in das Camp zurückgebracht wurde, dann würde er jetzt daliegen oder seine Striemen am Fluß kühlen oder wahrscheinlich

schon wieder Trozas abschleppen. Vielleicht. Das
Vielleicht wiederholte er sich mehrere Male, während er
den Wolken seiner Zigarre nachsah. Vielleicht auch nicht.

Worin aber das Vielleicht-auch-nicht bestand, das zu
ergründen oder auszudenken wurde ihm schwer. Er kam
auf den Gedanken, dieser Unterredung mit don Acacio zu
entgehen. Für einen Augenblick dachte er daran,
abermals zu fliehen. Obgleich er wußte, daß ihm die
Flucht diesmal noch viel weniger glücken könnte als das
vorige Mal, wo er Pascasio zum Gefährten hatte, fand er
in dem Gedanken an eine erneute Flucht eine Hoffnung
auf Befreiung. Diesmal würde er sich heftig wehren, die
Capataces mit Steinen oder einer Keule angreifen, nicht
um zu entkommen, was aussichtslos war, sondern um,
wie es Pascasio geschehen war, niedergeschossen zu
werden. War er niedergeschossen, so konnte Don Acacio
sich nicht mehr an ihm vergreifen, und was mit seinem
Leichnam geschah, konnte ihm so gleichgültig sein, wie
es jetzt wohl Pascasio war, der nichts fühlte, ob ihn Tiger
fraßen oder Schweine annagten oder Ratten
beknabberten, oder ob Fliegen ihre Eier in seine

Schußwunden legten. So beim Nachdenken, wie wohl Pascasio gegenwärtig empfinde, verknüpft mit einer leisen Traurigkeit, daß er seinen besten Kameraden verloren hatte, kam er zu der Idee, daß gar kein Sinn darin lege, zu leben. Warum sollte er leben? Um hundert Jahre lang hier im Dschungel sich abzuquälen, nur damit er sein Konto abverdiente? Und diese Aussicht zu haben, jede Woche geprügelt zu werden oder, was schlimmer war, gehenkt, nur weil er trotz aller Anstrengung nicht zu leisten vermocht hatte, was von ihm verlangt worden war? Daheim in seinem Dorfe war seine Nahrung nicht sehr fett und selten reichlich gewesen. Aber hier war sie schlechter als das, was in seinem Dorfe den Hunden zugeworfen wurde.

Die Ofina hier, die Bungalows des don Acacio und er Capataces, sowie auch die Küche und die Hütten der Muchachos lagen auf einem hohen Ufer des Flusses. Von der Stelle aus, wo Urbano saß, konnte er noch gerade das dahinströmende Wasser des Flusses nahe dem gegenüberliegenden Ufer glitzern sehen. Es schwammen abgebrochene Äste in dem lehmigen Wasser. Wohin sie

strömten, wußte Urbano nicht, denn keiner der Muchachos hatte irgendwelche Kenntnis vom Lauf des Flusses. Keiner machte sich Gedanken darüber.

Aber als Urbano dem strömenden Wasser nachblickte, kam ihm der Gedanke, daß dort, wo das Wasser hinziehe, wohl Frieden sein müsse und dort wahrscheinlich schöne Dörfer an den Ufern lägen, wo Menschen wohnten – Menschen mit guten Herzen und mit Liebe zu allen ihren Nachbarn. Der Fluß strömte eilig dahin, seine Wellen überschlugen sich, weil sie offenbar nicht rasch genug die fernen Dörfer am Rande des Himmels erreichen konnten, wo Friede war und Güte.

Vor zwei Wochen war ein Muchacho in dem Fluß ertrunken. Er hatte mit anderen Muchachos Trozas am Ufer aufgeschichtet. Als er oben auf den Stämmen stand, um die nächste Troza heraufzuziehen, begannen einige der Stämme abzurollen, und der Bursche kollerte mit einigen runden Trozas, die ihm folgten, das Ufer hinunter und fiel in den Fluß. Er konnte nicht schwimmen, wurde vom Wasser abgetrieben und in quirlende Strudel geworfen. Am nächsten Tag fand man ihn tot, eine Meile

abwärts, nahe dem Ufer, wo der Körper in abgetriebenem Geäst, das sich verfangen hatte, festgehalten worden war.

Urbano hatte ihn herausfischen helfen. Er erinnerte sich jetzt, wie friedlich das Gesicht des Burschen gewesen war. Nicht eine Spur des Grauens und Schreckens, wie sie in den Gesichtern der Muchachos sich zeigten, die beim Henken oder nach einer grausamen Peitschung starben, war in den Gesichtszügen jenes Ertrunkenen zu sehen. Gewiß hatte er bereits von ferne jene friedlichen Dörfer erblicken können, denen der Fluß zueilte.

Urbano stand schwerfällig auf. Er ging dicht an das Ufer und suchte einen schweren Stein. So versunken war er in seinen neuen Gedanken, daß er halblaut zu sich selbst sprach: „Wenn ich mir den Stein an ein Bein binde, dann gehe ich rasch unter; dann ist alles vorüber, und kein Don Acacio kann mich noch peitschen.“

In dem Augenblick hörte er Don Acacio rufen: „He, du, wo steckst du denn? Hierher! Nun werden wir uns einmal etwas erzählen!“

Urbano vergaß darüber völlig, was er für sich selbst tun wollte. Er war so gewöhnt zu gehorchen, daß er jeglichen eigenen Gedanken aufgab im selben Augenblick, als das Kommando eines Herrn auf ihn eindrang.

Während er mit raschen Schritten zur Oficina zulief, rief er: „A sus ordenes, Patroncito, hier bin ich, Ihren Befehlen folgend!“

Don Acacio hatte eine Zigarette im Munde, als er aus der Oficina kam. Er sah Urbano auf sich zueilen. In der Hand zwitschte er eine dicke Mulepeitsche, die von vielem Gebrauch bereits auszufransen begann. Während er über den Platz schritt, wickelte er die Schleife um das Handgelenk.

Urbano war dicht herangekommen.

„So, und nun wollen wir einmal für eine Weile unter uns sein, Bachajone. Damit du lernst, daß hier nicht fortgelaufen wird, bis du den letzten Centavo deines Kontos runtergearbeitet hast.“

Von der Oficina her pfiff jemand die abgerissene Melodie des Walzers „Sobre las Olas“. Don Acacio wandte sich um und sah, daß seine Chinita, wie er seine Bettgenossin nannte, auf dem rohen Geländer des Portio saß und ihre nackten Beine hin und her schwenkte, während sie an einer Zigarre rauchte.

„Komm doch näher mit deinem Geschäft, mi Chulito!“ rief sie ihrem Bearbeiter zu. „Es ist so selten, daß man hier ein Vergnügen hat, und ich sterbe vor Langeweile.“

„Halt dein freches Maul und marsch, rein!“ rief don Acacio, „oder ich nehme dich gleich hinterher auch noch vor.“

„Nicht einmal das wird einem hier gegönnt; na, ich bin am längsten hier gewesen“, sagte das Mädchen ärgerlich. Sie ging aber doch in das Innere des Bungalow.

„Komm weg von hier“, sagte don Acacio zu Urbano. „Wir brauchen keine Zuschauer zu dem Geschäft, das wir beide miteinander abzumachen haben. Runter an den Fluß, wo dich niemand hören kann.“

Der Weg zum Ufer war nicht lang, aber doch lang genug, daß Urbano hundertmal seine Gedanken wechselte. Er ging hinter don Acacio her und sah an dessen Handgelenk die Peitsche schwingen. Einigemale schnappte er den Atem des don Acacio auf, und er fühlte sich seltsam angewidert, weil der Atem stark nach

Aguardiente stank. Urbano trank selbst Cañe, wenn immer er dazu Gelegenheit fand; und wenn er das Geld dazu besessen hatte, betrank er sich auch, als er noch in seinem Dorfe war. Aber nie vorher hatte er sich, wie in diesem Augenblick, so geekelt vor Atem, der erstickend mit Aguardiente gefüllt war. Diese aufgeschnappten Atemfetzen des don Acacio erweckten in ihm nicht das Verlangen nach Aguardiente, sondern sie regten vielmehr ein Gelöbnis in ihm an, nie wieder in seinem Leben Branntwein zu trinken. Etwa so, wie ein Raucher das Rauchen aufzugeben vermag, nachdem er ein Mädchen geküsst hat, das täglich ein Paket Zigaretten in sich verstaut. Sie schritten die Uferböschung hinunter. Die dicke Mulepeitsche schwang vor den Augen Urbanos hin und her, und sie hob sich seltsam gegen das dahinströmende Wasser des Flusses ab. Es war ihm, als zerschnitte die Peitsche den Fluß, der den friedlichen Dörfern seiner Träume zueilte.

Aber damit erwachte in ihm auch gleichzeitig die schmerzhafteste Erinnerung an die Nacht, da er mit einem Dutzend seiner Kameraden an den Füßen aufgehängt und

erbarmungslos gepeitscht wurde, weil es ihnen unmöglich gewesen war, alle Trozas in der verlangten Zeit abzuschleppen. Das war nur gerade drei Tage her. Jene grausame Peitschung war der Anlaß gewesen, daß er und Pascasio flohen, weil sie eine solche Peitschung nicht ein zweites Mal zu ertragen gewillt waren. Die Striemen an seinem Körper waren noch frisch und ungeheilt. Und plötzlich bekam er entsetzliche Furcht vor den neuen Schlägen, die auf die alten Wunden fallen und ihm Schmerzen bereiten würden; Schmerzen, von denen er nicht glaubte, daß er sie werde überleben können. Diese Furcht verwandelte sich innerhalb einer Sekunde zu einer Verzweiflung, die ihm einen Mut gab, wie er ihn nie in sich gefühlt hatte; der ihm ganz fremd war, als ob er nicht zu ihm gehöre.

Etwa zehn Schritte vom Ufer entfernt stand ein dicker Baumstrunk, der entweder durch Altersschwäche oder durch die häufigen Tage und Wochen, da er völlig von Wasser umgeben war, Saft und Kraft verloren hatte. Kein einziges grünes Blatt zeigte sich an den Aesten, die mit verrenkten Gesten traurig und spukhaft in die freie Luft hineinstachen. Außer diesem abgestorbenen Baum war auf eine lange Strecke der Uferböschung hin kein anderer Baum zu sehen. Nur niedriges Gestrüpp und Gebüsch, das furchtsam im Sande steckte und aussah, als ob es das nächste Hochwasser nicht werde überleben können, klebte hier und da wie zufällig hingefallen an der Böschung.

„Dort zu dem Baum!“ kommandierte don Acacio. „Da werde ich mit dir abrechnen, Bachajone, und da sind wir ganz unter uns ohne Zeugen und ohne die gierigen Glotzen der Huren, die denken, alles hier ist für uns die lautere Freude und Erholung, und wir haben Geld wie Hundeschitt.“

Urbano ging an don Acacio vorbei und näherte sich dem Baum.

„Gottverdammte noch mal, que chinguen tu matricula, da haben wir doch den Cabron, den chingando von einem Mecate vergessen. Du bleibst ja nicht auf deinen beiden Krücken stehen, wenn ich dich nicht anbinde. Raufgesaust, und hole mir einen Lasso!“

Urbano rannte die Böschung hinauf, alle Viere gebrauchend. Zwei Minuten später kam er, den Lasso in der Hand, die Böschung wieder herunter. Auf halbem Wege zögerte er plötzlich. Das Wasser des Flusses zog so friedlich dahin. Niemand quälte es, niemand prügelte es. Der kahle Baumstrunk sah so unsagbar traurig aus, so hoffnungslos. Urbano kniff die Augen schmerzlich zusammen. Er erinnerte sich der grausamen Prügelung in der Nacht, wo Fetzen von blutigem Fleisch herumspritzten und den Burschen die Haut ihrer Nachbarn in die Mäuler sprang, wenn sie sie offen hielten, um schmerzgepeinigt zu stöhnen. Nur die Jungen schrien entsetzlich, die älteren Burschen hingegen ächzten und stöhnten nur unter den Hieben. Es war

gegen die Sitte, die unter ihresgleichen herrschte, zu schreien oder um Gnade zu betteln. Dazu waren sie zu stolz, auch wenn sie Sklaven waren. Sie stöhnten in sich hinein, und was sie in sich hineinstöhnten, war Haß. Je mehr sie litten, desto mehr haßten sie; und je mehr sie haßten, desto weniger fühlten sie Schmerzen; und je weniger sie Schmerzen fühlten, desto sonniger wurde es in ihren Seelen, wenn sie daran dachten, daß eines Tage, vielleicht eines fernen Tages, aber doch endlich einmal, sie jeden Schlag und jeden Hieb heimzahlen würden, auch wenn sie darüber zugrunde gehen sollten.

Als Urbano jetzt für eine Sekunde zögerte und den nackten Baumstrunk sah, dachte er, daß dieser selbe Baumstrunk in zehn Minuten mit den blutenden Fetzen seines Fleisches besudelt sein würde. Er presste die Lippen aufeinander, und die Augen kniff er noch fester zusammen.

Jetzt war er nur noch zehn Schritte von dem Baum entfernt. An den Baum gelehnt, stand Don Acacio, sich eine neue Zigarette drehend. Drei Schritte von dem Baum entfernt, lag ein großer Stein, etwas größer als der Kopf

eines Mannes.

Urbano stierte auf den Stein. Es kam ihm die Erinnerung an seinen Freund Pascasio, der einen solchen Stein aufgenommen und damit seinem Verfolger La Mecha den Schädel zertrümmert hatte. Aber gleichzeitig führte ihn der Stein zurück in die Gedanken, die er vor einer halben Stunde gehabt hatte, als er von friedlichen Dörfern träumte, denen die Wasser des Flusses zueilten. Seine Hände zuckten, als wollten sie seinem Willen befehlen. Er bückte sich halb nieder, um den Stein aufzuheben; er gedachte, rasch auf den Fluß zuzulaufen, im Laufen den Lasso an seinen Fuß zu binden, dann an das andere Ende den Stein zu wickeln und weit in den Fluß hineinzulaufen, bis er den Boden verliere.

Er mußte es tun, er mußte es jetzt tun, noch in dieser Sekunde, sagte er zu sich, während ihm der Atem stockte und er zögernd näher zum Ufer kam. In der nächsten Sekunde wird es zu spät sein. Er muß es jetzt tun. Täte er es jetzt, dann würde der traurig aussehende Baum nicht bespritzt werden mit seinem Blut und seinen abgerissenen und herausgerissenen Fleischfetzen.

Er presste den lange zurückgehaltenen Atem in einem kurzen Stoß hervor mit einem „Si, ahora! Jetzt!“

„Was sagst du?“ fragte Don Acacio. „Da bist ja nun endlich mit dem Lasso. Stelle dich mit dem Gesicht an den Baum, und die Hände hoch.“

Don Acacio zündete sich die Zigarette an, die er soeben gedreht hatte. An dem Ufer entlang blies ein Wind, der in seiner Stärke stetig wechselte. Don Acacio hatte bereits drei Zündfädchen angestrichen; jedes wurde ausgeblasen, sobald es an die Zigarette kam.

Er fluchte. Versuchte abermals, und abermals erlosch das Zündkerzchen. Nun trat er vom Baum einen Schritt zurück, als wolle er Platz für Urbano machen. Während er den Schritt tat, hielt er beide Hände gehöhlt vor sein Gesicht, im Innern der Hände das frisch gezündete Fädchen haltend. Er hielt seine Augen dicht auf das Ende der Zigarette und die kleine zitternde Flamme des Kerzchens gerichtet, die sich alle Mühe gab, wieder mit dem Winde zu reisen, ohne ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Urbano, den Lasso hinreichend, sah die dicke Peitsche am Handgelenk des don Acacio baumeln.

Ohne es zu wollen, ohne auch nur zu denken, stieß er jetzt mit der Faust seines freien Armes don Acacio gegen den Baum, so daß dessen Hinterkopf an den Stamm brummte.

Für einen ganz kurzen Moment war Urbano erstaunt über seine Tat, jedoch ebenso rasch kam ihm zur vollen Erkenntnis, daß es nun zu spät sei, seine unbewußt vollbrachte Handlung hiermit abzuschließen.

Das war Meuterei. Er würde unter entsetzlichsten Qualen für diesen Faustschlag zu Tode gehenkt werden.

Die Furcht vor der grausamen Peinigung, die ihn jetzt erwartete, war mehr als alle anderen Gedanken und Gefühle die Ursache, daß er sich nun gezwungen sah, die einmal begonnene Handlung völlig zu Ende zu führen.

Don Acacio hielt die gehöhlten Hände noch immer vor dem Gesicht, denn die Zigarette hatte endlich Feuer gefangen. Es war ihm noch nicht bewußt geworden, daß Urbano ihn heftig gestoßen hatte. In seiner ersten Empfindung dachte er, daß Urbano in einem Sandloch ausgeglitten und darum gegen ihn gefallen sei. Hätte er sofort, noch in derselben Sekunde begriffen, was geschah, vielleicht hätte er sich retten können.

Aber Urbano handelte so blitzschnell, wie es nur einem Indianer möglich ist, der auf nackten Füßen steht und dessen Hände und Arme in einem steten Kampf im Feld und Dschungel so geübt worden sind, daß sie keinen Fehlgriff tun, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt sind. Sie werden hundertmal rascher und sicherer von dem Instinkt geleitet, als von dem Willen dessen, dem sie angehören.

An seinem eigenen Körper hatte Urbano gestern gelernt, wie ein Mann einen anderen an einen Baum zu fesseln vermag, ohne daß sein Opfer es verhindern kann, wenn

der Mann, der den Lasso besitzt, einen Vorsprung von einer Sekunde hat.

Im selben Augenblick, als Don Acacio gegen den Baum prallte, und die gehöhlten Hände noch vor dem Gesicht hatte, waren diese beiden Hände auch schon geknebelt und am Baumstamm festgezogen.

Erst jetzt kam don Acacio zum Bewusstsein, was geschah. Er stieß mit dem Stiefel gegen das vorgestellte nackte Bein des Urbano. Aber Urbano hatte das vorausgesehen, weil es die einzige Bewegung war, die don Acacio zu tun noch frei war. Rasch hatte er sich gebückt und seinen Unterleib zurückgeschnellt. So traf ihn der Stiefel zwar gegen das Bein, aber ohne ihn aus dem Gleichgewicht zu werfen.

Während er sich bückte, war er aber auch schon ebenso rasch mit dem Lasso um den Stamm gesprungen und hatte bereits eine Schleife über den Unterschenkel des don Acacio. Er zog die Schleife fest an und begann in derselben Sekunde noch oben an den Händen und unten an den Beinen Knoten zu machen und die nächste

Schleife dem don Acacio um den Hals zu ziehen und den Hals fest gegen den Stamm zu binden.

Jetzt endlich wußte don Acacio, daß er verloren war. Er hätte Urbano die ganze Monteria als Geschenk versprechen können, um damit sein Leben zu erkaufen, der Indianer würde darauf nicht eingegangen sein. Urbano war viel zu erfahren, als daß er einem Ladino auch nur ein Wort geglaubt hätte.

Manch ein Proletarier in einem anderen Lande glaubt einem Polizisten, wenn ihm der Polizist verspricht, ihn ungeschoren zu lassen, falls er dem Polizisten behilflich sein wolle. Aber proletarische Indianer haben in dieser Hinsicht viel mehr und viel bittere Erfahrungen nicht nur mit Polizisten und Diktatoren, sonder auch mit allen denen, für die sie arbeiten, und mit deren Hilfstruppen und Agenten.

Für das Schicksal Urbanos war es nun gleich, ob er Don Acacio freiließ oder ob er ihn tötete. Aus diesem Grunde zweifelte don Acacio nicht eine Sekunde daran, daß Urbano die Tat, die er begonnen hatte, zu Ende führen

würde. Es bestand nicht einmal die Hoffnung, daß, käme jetzt ein Capataz zufällig die Böschung herunter, er gerettet werden könnte. Ehe die Hilfe nahe genug kam, war dem Gefesselten auch schon der Schädel zertrümmert oder die Kehle aufgerissen.

Jedoch, trotz seiner hoffnungslosen Lage, verlor don Acacio nicht den Mut. Er bettelte so wenig um Gnade, wie die Burschen je um Gnade oder Nachsicht bettelten, wenn sie gehenkt oder gepeitscht wurden.

Obgleich er persönlich Urbano nie gepeitscht oder auch nur einmal mit den Stiefeln in den Hintern getreten hatte, wie er es mit allen Burschen zu tun beliebte, und obgleich er Urbano bisher gar nicht beachtet und nicht gekannt hatte, weil dieser ja zu dem Camp des don Severo gehörte, und don Acacio ihn erst heute kennengelernt hatte, als Flüchtling, an dem er ein warnendes Beispiel zu vollziehen gedachte, wußte er doch, daß er von den drei Brüdern derjenige sei, der von allen Leuten, sogar einige Capataces eingeschlossen, am tiefsten gehaßt wurde. Er hätte sich nicht gewundert, wenn einer der Burschen, die an und für sich frech waren, wie besonders der Chamula

Celso und der Boyero Santiago, der Boyero Fidel, oder intelligent und erfahren wie der Boyero Andreu, ihm irgendwo im Dschungel aufgelauert und ihn hinterrücks erschlagen hätten. Aber daß ein so furchtsames und eingeschüchtertes Würmchen wie es Urbano war, ihn jetzt am Kragen hatte, und daß er von dessen Händen ermordet werden würde, das ärgerte ihn und erboste ihn so sehr, daß er die hoffnungslose Lage, in der er sich befand, jetzt ganz und gar vergessen konnte.

Sein Maul war noch ungefesselt. Und das gebrauchte er nun. Nicht, um damit um Hilfe zu rufen. Bis an den letzten Tag seines Daseins würde er sich geschämt haben, hätte er eines dreckigen und verlausten Indianers wegen um Hilfe geschrien. Er hätte nicht mehr einer der Herren hier sein können; denn jeder Muchacho würde hinter ihm her gelacht haben, und die Capataces, wenn sie besoffen waren, hätten es wahrscheinlich fertig gebracht, um ein Vergnügen zu haben, ihm Weiberröcke anzuziehen, und „Süßes Liebchen“ zu ihm zu sagen. In den Monterias waren Männer. Und nur wirkliche Männer waren hier von Wert und konnten hier gebraucht werden. Süße

Liebchen und verwaschene Lämpchen, die sich an perversen Peitschungen und an Folterungen wie sie Urschfucker aushecken, vergnügen müssen, um auf eine gesunde Empfindung zu kommen, befanden sich hier auf einem ebenso verlorenen Posten wie eine Bettwanze auf dem Rücken einer im Sand eingegrabenen Schildkröte.

„Du gottverfluchter Hurensohn von einer läusefressenden Hündin, was ist denn dir in deinem verblödeten Schädel eingefallen?“ schrie don Acacio. „Denkst, weil du mich hier angepappt hast, ich könnte mich nicht rühren. Warte nur einen Augenblick, du stinkiger Hund, und ich werde dir zeigen, wie ich loskomme. Und dann kannst du einmal anfangen, die Heilige Jungfrau im Himmel, gottverflucht noch mal, um den letzten Segen anzubimmeln. Machst du mich jetzt los, du mistiges Schwein, oder soll ich vielleicht hier noch warten bis nächste Ostern.“

Urbano begann zu zittern. Er bekam Angst. Obwohl er wußte und sehen konnte, daß er Don Acacio gut und haltbar gefesselt hatte, fürchtete er doch, daß sich Don Acacio, vielleicht durch irgendwelche magischen oder

überirdischen Kräfte, befreien könnte. Er fühlte sich ihm gegenüber wie gegenüber einem Tiger, den er gefangen und gefesselt habe, dem er aber zutraue, daß er mit den letzten Fasern seiner Kraft und seiner Wut die Fesseln zerreißen und dann auf ihn springen würde.

Für einige Sekunden trat er unschlüssig herum. Nur wenige Schritte entfernt sah er das dahinströmende Wasser, das am sandigen Ufer entlangwusch.

Don Acacio schrie aufs Neue: „Lässt du mich jetzt los oder nicht, du Hund!“

Urbano sprang nun dicht an den Stamm und zerrte Don Acacio den Revolver aus dem Gurt. Er hatte nie einen Revolver in der Hand gehabt und wußte nicht, wie ihn zu gebrauchen. Er hielt ihn in beiden Händen, auf den Leib don Acacio gerichtet. Er zog und drückte mit seinen Fingern an der Waffe herum, aber es ging kein Schuß los, weil der Zug des Automatic nicht gespannt war.

„Und so ein blödes Vieh von einem verstunkenem dreckigen Schwein will mich erschießen!“ rief don Acacio.

Dann lachte er grimmig auf, als er erneut an seinen Fesseln zerrte und fand, daß er nicht loskommen konnte.

Urbano warf den Revolver in einem weiten Bogen von sich, als er endlich einsah, daß er ihn nicht gebrauchen konnte.

Oben, in der Oficina und im Bungalow, hockten die beiden Capataces und das Mädchen des don Acacio. Einige Bruchstücke der Stimmlaute des don Acacio waren zu ihnen heraufgeweht. Aber was sie hörten, war dünn und unzusammenhängend. El Faldon sagte zu El Pechero, die beide im Porticao saßen: „Der hat den muchacho aber jetzt einmal kräftig beim Wickel, verflucht noch mal. Ich möchte doch nicht in dessen Fell verkrochen sein. Hör nur, wie Cacho auf ihn losbrüllt.“

„Ich werde da mal über die Rippe hinunterpiepsen“, sagte das Mädchen, „vielleicht kann ich etwas sehen.“

„Sie lassen das besser bleiben, Señorita“, riet ihr El Faldon, „don Cacho kann sehr unangenehm werden, wenn er Sie dabei erwischt. Wir haben das hier nicht gern. Das hat Ihnen doch don Cacho gesagt.“

„Nun ja, nicht einmal die kleinste Unterhaltung kann man hier haben“, erwiderte das Mädchen mit einem Seufzer. „Ich wünschte, ich wäre wieder in einem guten

Hause in El Carmen. Da geht es doch lustiger her.“

„Wir sind auch nicht zum Vergnügen hier, Señorita, das können Sie uns glauben“, sagte gelangweilt El Pechero. „Teufel, ich werde mich jetzt auf das Bett legen, verflucht noch mal. Früh um drei muß ich wieder raus. Ewige Jungfrau, ich möchte doch auch gern wissen, warum ich hier in diese Wildnis gelangen mußte, wo man nichts als reingepißten Cañe in den Flaschen hat, der dazu selten und teuer ist.“ Er gähnte und ging zu dem Bungalow, wo die Capataces ihre Schlafgestelle hatten.

In diesem Augenblick peitschte ein heftiger kurzer Schrei vom Fluß herauf. Aber niemand hier oben bei der Oficina kümmerte sich darum. Aus dem Dickicht kam jetzt Martin Trinidad, einer der drei Landstreicher. Er war auf dem Wege zur Oficina, um in der Geschirrhütte seine Axt gegen eine neue umzutauschen.

Er hatte den Schrei gehört und ging nun nahe zum Rande der Böschung. Als er den Rand beinahe erreicht hatte, legte er sich hin, und kroch am Boden entlang, um nicht von unten aus gesehen zu werden. Es war nicht klug

gehandelt, dem Ort nahe zu gehen, wo Hiebe ausgeteilt werden. Verborgen hinter einem Gebüsch steckte er nun vorsichtig den Kopf über den Rand der Böschung. Von hier vermochte er das Ufer auf eine lange Strecke hin zu übersehen.

Urbano nahm den Stein auf und ging auf don Acacio zu.

„Das wirst du nicht tun, du Hund!“ rief Acacio.

„Nein“, sagte Urbano kurz. „Das nicht. Zu gut für dich. Zu gut für einen Ladino, der keine Seele hat.“

Urbano ließ den Stein fallen. Don Acacio atmete tief auf.

Und nun richtete Urbano seine Augen auf etwas im Fluß, das don Acacio, dessen Gesicht der Böschung zugekehrt war, und der auch wegen der Fesselung seines Halses den Kopf nur wenig zu wenden vermochte, nicht sehen konnte. Er sah lediglich, daß Urbano seinen Mund breit zog und in seinen Augen ein hartes Glimmern aufblitzte.

Der Bursche hob die Schultern hoch und ging, beinahe nur die Zehenspitzen gebrauchend, in den Fluß, auf eine Art, als wolle er ein Tier überraschen und fangen. Es mochte vielleicht eine Schlange sein.

Aber es war etwas anderes. Im Wasser schwamm ein

abgerissener Strauch, der fingerlange, eisenharte Dornen trug. Der Strauch zog rasch daher, kam näher und entfernte sich wieder.

Als wolle er einen aufgeschnellten Fisch fangen, so sprang Urbano auf den eilig dahinschwimmenden Strauch zu. Er haschte ihn gerade, als er wieder weiter vom Ufer abschwemmen wollte, um im Strudel fortgerissen zu werden.

Urbano zerrte den Strauch völlig heraus und kam mit dem triefenden Gestrüpp auf Don Acacio zu. Er hielt ihm den Strauch dicht vor die Augen.

„Siehst du die Dornen, du Verdugo, du böser Henker?“ Er stülpte die Lippen auf und grinste mit den Zähnen.

„Los machst du mich, bei der Heiligen Jungfrau!“

„Ich mache dich los in einer Minute, Verdugo“, sagte Urbano, während er ein Aestchen von dem Strauch abbrach. Dann nahm er das Aestchen so in seine Hand, daß der stärkste Dorn zwischen den Fingern seiner geballten Faust lang hervorstand.

Mit breitem Grinsen sagte er, don Acacio den Dorn so dicht an das Gesicht haltend, daß die Spitze ihm in die Backen stach: „Mit diesem Dorn werde ich dir deine beiden ekligen Augen ausstechen. Du sollst nie wieder einen Muchacho henken oder peitschen, und nie wieder sollst du die Sonne sehen und niemals wieder das Antlitz deiner Mutter.“

„Bist du denn wahnsinnig geworden, Muchacho?“ schrie Don Acacio, bleich im Gesicht werdend.

„Wir alle, alle Muchachos sind wahnsinnig. Ihr habt uns wahnsinnig gemacht. Uns alle.“

„Dafür werden dich die Soldaten füsilien. Man wird dir dafür den Kopf abhacken.“

„Niemand wird mich füsilien. Niemand wird mir den Kopf abhacken. Niemand wird mich peitschen dafür. Selbst um deine Rache betrüge ich dich, du Bestie von einem Henker. Denn ich gehe dort in den Fluß, und ihr mögt mich suchen kommen. Aber dann fühle ich kein Henken mehr.“

„Bei der Heiligen Jungfrau, Muchacho, tu das nicht! Du kommst in die Hölle, Muchacho. Tu das nicht, um aller Heiligen willen.“ Don Acacio hatte jetzt doch endlich angefangen milder zu reden.

Urbano, als ob er fürchte, daß er vielleicht schwankend werden könne, oder daß vielleicht in dieser Sekunde noch dem don Acacio Hilfe kommen möchte, stieß Urbano mit einem heftigen Ruck auf don Acacio zu.

Don Acacio brüllte einen entsetzlichen Schrei hinaus. Es war kein Schrei des Schmerzes, sondern ein Schrei des Entsetzens, des Grauens. Es war das erste Entsetzen, das Don Acacio je in seinem Leben gefühlt hatte.

Sofort, ohne auch nur erneut Atem zu holen, stieß Urbano ein zweites Mal zu. Wässriges Blut tropfte aus den Augenhöhlen, und don Acacio neigte den Kopf, weil ihm das Blut in den Mund zu laufen begann. Er begann zu murmeln: „Madre Santisima, Madre de Nuestro Señor —“

Urbano blickte nach oben. Er bemerkte den Kopf eines

Burschen, der sich nicht regte, sondern der nur auf ihn sah.

Mit raschen Fingern öffnete Urbano den Strick, der ihm als Gürtel zum Festhalten seiner zerlumpten weißen Baumwollhose diente. Er nahm den Stein auf und schob ihn in die Hose. Dann band er den Strick wieder fest. Von einem herabhängenden Ende des Lassos, mit dem Don Acacio gefesselt war, drehte er flink eine Litze los, biß sie durch und band sie sich unter dem Stein um die Hüfte.

Noch während er knüpfte, rannte er in den Fluß. Der Strudel erfasste ihn und schleuderte ihn mehrere Male um sich selbst, lange ehe er die Mitte erreicht hatte. Sein Kopf tauchte nur einmal auf. Dann verschwand er.

Als Urbano nicht mehr zum Vorschein kam, kletterte Martin Trinidad vorsichtig an der Böschung herunter. Vorsichtig ging er auf don Acacio zu und sah ihn eine Weile an.

Er blickte umher und sah den Revolver liegen, hob ihn auf und schob ihn vorn in seine Hose. Wieder kam er dicht zu don Acacio heran. Vorsichtig schnallte er ihm den Patronengürtel ab.

Don Acacio gab keinen Laut von sich. Wahrscheinlich fühlte er nicht, daß jemand an seinem Körper war.

Mit dem Patronengürtel, ebenfalls in die Hose geschoben, lief Martin Trinidad eiligst unten an der Böschung ein gutes Stück entlang, bis er sich überzeugte, daß ihn niemand beobachten konnte.

Er nahm den Patronengürtel heraus, sah sich um, und grub ihn ein.

Darauf lief er abermals fünfzig Schritte, sah sich die Stelle

gut an, um sie nicht zu vergessen, und grub hier den Revolver ein.

Das getan, kroch er an der Böschung hinauf, kam weit hinter der ersten Hütte wieder hervor und ging auf die Geschirrhütte zu, nachdem er seine Axt auf dem Wege dorthin aufgehoben hatte.

Der Junge in der Geschirrhütte rief El Faldon, um die neue Axt auszugeben.

„Wo ist die alte, die du abgibst?“ fragte er Martin.

„Hier, sie ist umgebogen.“

„Natürlich“, sagte El Faldon, „habe ich mir doch gedacht. Made in Germany. Das ist eine deutsche Axt. Billig wie Hundeschitt auf der Gasse und wertlos wie eine zertretene Zündholzschachtel. Da, nimm die hier. Sie ist nicht gerade neu. Aber das ist eine amerikanische. Die biegt sich nicht um und springt auch nicht aus. Mit der deutschen kannst du nicht einmal weichen Käse durchhacken, da verbiegt sie sich noch. Der richtige Dreck. Gekauft von der früheren Company, die hier

gewirtschaftet hat. Waren die richtigen Esel, denen man jeden Mist aufhängen konnte. Verstanden nichts von Aexten und nichts von Macheten. Darum haben sie ja abbauen müssen und sind jetzt bankerott. Wieviel hast du denn bis jetzt heute geschlagen?“

„Ich glaube nicht, daß es heute drei Tonnen werden.“

El Faldon, nachdem er die neue Axt ausgegeben und in die Liste eingetragen hatte, hielt sich noch eine Weile in der Bodega auf, sah sich das Lager an, und um auch in dieser Hinsicht nicht müßig gewesen zu sein, sagte er zu dem Jungen, der hier aufräumte und, wenn er nichts anderes zu tun hatte, Aexte einfettete, damit sie nicht verrosteten, und Lassos und Riemen abrieb, damit sie nicht verpilzten und vermoderten. „Das ist hier eine gottverfluchte Dreckwirtschaft und Sauerei. Zum Teufel noch mal, was tust du denn eigentlich hier den ganzen Tag? In allen Ecken wachsen Pilze, und die Kletterhaken sind so verrostet, daß sie dünn wie Streichhölzer sind. Ich werde dich mit den Kletterhaken auf einen hohen Baum schicken, damit du dir das Genick brichst. Dann wirst du wissen, was es heißt, sie in Fett zu halten.“

„Was kann ich denn gegen die Pilze tun, Jefecito? Es regnet ewig und nichts wird mehr trocken. Und wenn ich kein Fett geliefert kriege, wie kann ich denn alles einfetten?“ verteidigte sich der Junge.

„Halt's Maul und gib hier nicht auch noch Widerworte, wenn ich zu dir spreche, oder ich haue dir eins rein.“

El Faldon ging zur Tür, stand eine Weile dort und sah, daß in wenigen Minuten ein neuer schwerer Regenguß herunterstürzen würde. Er war froh, daß er nicht im offenen Camp zu sein brauchte, sondern heute Dienst bei der Oficina hatte.

Er schlenderte gemächlich hinüber zum Bungalow. Auf halbem Wege blieb er stehen. „Caray“, sagte er halblaut zu sich selbst, „Cacho gibt dem Burschen aber eine lange und gründliche Salbung. Die sind nun schon beinahe eine halbe Stunde bei ihrem Privatvergnügen.“ Er wandte sich zur Böschung und gedachte nahe heran zu schlendern und über den Rand zu sehen, um zu wissen, wie sich das Geschäft der beiden abwickele. Dann aber kam ihm auch gleich der Gedanke: „Was geht mich denn das an, wie er dem Halunken das Fell langsam abzieht. Froh bin ich, daß er mich nicht gerufen hat, diese Arbeit zu machen. Ich bin müde genug in allen Knochen und Gliedern.“

Es fielen einige Tropfen, und gleich darauf strömten auch

schon die schweren Wasser so heftig herunter, daß, obgleich El Faldon nur einige zwanzig Schritte bis zum Bungalow hatte, er doch eingeweicht wurde.

Er trat in den Portico und schüttelte sich das Wasser von Hut und Hemd.

„Das kommt davon, wenn man sich um Dinge kümmern will, die einen nichts angehen.“

Der Regenguß wurde mit jeder Minute stärker und peitschender. El Faldon bekam plötzlich ein unruhiges Gefühl. Er ging im Portico bleibend, um das Haus herum auf die Seite, die dem Flusse zugekehrt war. Für eine Weile blickte er hinüber zum Rand der Böschung und erwartete, daß in einer der nächsten Sekunden don Acacio über dem Rande sichtbar werden würde. Er mußte ja durch und durch eingeweicht sein, und es war nicht anzunehmen, daß er Urbano noch immer vorhabe.

„Verfluchte Sauerei, ich muß nun wohl doch endlich sehen, was die beiden da unten so lange machen“, sagte er, in den Raum hineinrufend, wo auf einem der

Bettgestelle das Mädchen des don Acacio ausgestreckt lag und in einer zerfetzten Zeitschrift herumblätterte, um eine Zeile zu finden, die sie nicht bereits vorwärts und rückwärts auswendig hersagen konnte.

El Faldon nahm seine Gummi-Capa von einem Pflock in der Wand, warf sie sich über, steckte den Kopf durch den Schlitz und stülpte sich den nassen Hut auf.

Am Rande der Böschung angekommen, sah er, daß nicht Urbano, sondern don Acacio an den Baum gebunden war. An der Kleidung erkannte er, daß es nur don Acacio sein konnte. Dessen Kopf war auf die Brust gesenkt. Das dunkelbraune lange Haar hing ihm, vom Regen triefend, weit über das Gesicht. Er rüttelte an den Banden, jedoch nur noch mit schwachen Kräften. Wahrscheinlich hatte er sich bereits seit einer halben Stunde abgemüht, um loszukommen.

El Faldon hörte ein heiseres Rufen: „Pechero, Faldon, zu allen Höllen, wo steckt ihr Flojos denn?“ Der Regen und die Entfernung verhinderten, daß jene Rufe in der Oficina gehört werden konnten.

Mit langen Schritten sprang der Capataz die Böschung hinunter.

„Endlich kommt ja einer von euch faulen Schurken. Sauft da oben rum und laßt mich in den Händen dieses Wilden.“

El Faldon band ihn rasch los und packte ihn bei den Schultern, um den in sich zusammengekrümmten Körper in Gang zu bringen. Dabei fiel das Haar aus dem Gesicht und zurück.

„Por la Madre Santisima, Jefe, was haben Sie denn da?“ El Faldon bekreuzigte sich wohl ein halbes Dutzend Mal vor Entsetzen.

„Ja, was habe ich? Geh zum Teufel und frag keinen Unsinn. Die Augen hat er mir ausgestochen, dieser Wilde. Und fortgerannt ist er. Aber wir kriegen ihn schon. Und da soll er einmal etwas ernen. Alle Capataces und alle Pferde hinter ihm her. Und gleich jetzt. Que chinguen todas las madres, ich bin nichts mehr wert, zu nichts mehr zu gebrauchen.“

Dabei griff er mit der rechten Hand zurück zur Hüfte, wo er seinen Revolver wußte. Er tastete aufgeregt an seinem Gürtel herum. „Que chingue este cabron, wo ist denn meine Kanone? Nicht einmal der Patronengürtel ist hier. Liegt er denn da auf dem Sand herum?“ Er fühlte mit seinen Füßen am Boden entlang.

„No, Jefe“, sagte El Faldon. „Hier sind weder die Pistola noch der Gürtel zu sehen.“

„Dann hat dieser verfluchte Hund auch noch meinen Revolver und die Patronen mitgenommen.“

„Scheint so, Jefe, ich sehe nichts davon hier irgendwo in der Nähe. Er wird es uns nun sauer machen mit der Pistola, wenn wir ihn erwischen und uns wahrscheinlich ein paar damit aufbrennen.“

„Ihr habt doch nicht etwa Angst vor so einem verlausten und verdreckten Indianer? Ich erwürge ihn mit meinen nackten Händen, sobald ihr ihn herbringt.“

„Er kann nicht weit sein, Jefe. Ich bin sicher, wir haben ihn in einer Stunde. Bei dem Regen kann er die Graben

nicht machen, er bleibt im Sumpf stecken.“

Während dieser Reden hatte El Faldon Don Acacio hinaufgeführt zur Oficina, wo er ihn zu einem Stuhl geleitete.

Das Mädchen kam und schrie: „Oh, du armer Muchacho, oh, du armer Hombre. Ich verlasse dich nicht, jetzt nicht mehr! Diese Wilden. Es sind keine Christen, sondern Wilde und Heiden.“

Erbost schrie don Acacio: „Halt dein gottverfluchtes, stinkiges Maul, Hurenweib, und lasse mich in Ruhe mit deinem Geplärr. Ich habe genug andere Sorgen“.

„Aber, amorcito mio, ich will dich doch nur trösten“, sagte das Mädchen und begann zu weinen.

„Ich brauche deinen Trost nicht; geh zur Hölle und laß dich da huren, von wem du willst. Raus mit dir, Hurengezottel, dreckiges.“

Das Mädchen kroch in den Nebenraum, warf sich auf das Bett und versuchte, zu wimmern und zu heulen, laut

genug, damit es Don Acacio hören sollte.

„Faldon!“ schrie Don Acacio wütend.

„Si, Jefe. Ich mache hier nur einen Verband fertig.“

„Schmeiß das Luder zur Tür hinaus, damit ich sie nicht mehr winseln höre. Schmeiß sie in den Fluß, damit sie hier wekommt, so rasch wie es nur geht.“

Er stand auf und suchte nach der Comitecoflasche.

Er tappte umher und fand jeden Gegenstand im Raum an anderer Stelle, als er ihn in seiner Erinnerung zu finden gedacht hatte. Das brachte ihn nur noch in größere Wut.

„Wo zum Teufel, ist denn die gottverfluchte Flasche mit der Jauche?“

„Hier, Jefe.“ El Faldon hatte die Flasche bereits in der Hand und gab sie don Acacio, der den Stöpsel mit den Zähnen herauszog, die Flasche an den Mund setzte und einen solchen Zug tat, daß nicht ein Tropfen in der Flasche blieb. Dann warf er die Flasche in einem weiten Bogen und mit aller Kraft gegen die Wand, sich nicht

darum kümmernd, ob er vielleicht jemand treffen könnte.

„Was ich nicht runterschlucken kann“, schrie er, im Raum aufgeregt hin und her tappend, ist, daß mich so ein dreckiges und verlaustes Schwein von einem braunen Biest untergekrigelt hat. Das kann ich nicht runterschlucken. Daran gehe ich zugrunde.“

Er stieß sich den Kopf heftig gegen die Wand, und gleich darauf stolperte er gegen einen Stuhl, der ihm im Wege stand, und er fiel der Länge nach hin. Ohne zu überlegen, was er tat, sprang er auf und stieß sich den Kopf an der Tischecke. „Dass mir die Heilige Jungfrau vergeben möge!“ schrie er, immer mehr in Wut geratend, „aber ich bin zu nichts mehr zu gebrauchen, zu nichts mehr bin ich zu gebrauchen!“

„Tranquilo, Jefe, beruhigen Sie sich“, sagte El Faldon. Er kam nahe mit einigen Streifen weißen Hemdes in der Hand und einem Napf mit Wasser, in das er Aguardiente gegossen hatte.

„Setzen Sie sich hin, Jefe, hier ist der Stuhl, gleich hinter

Ihnen, ich werde Ihnen die Augen verbinden.“

Don Acacio griff nach hinten, packte den Stuhl und schlug ihn gegen den Boden in Stücke. „Was tun mir jetzt die Binden noch gut!“ schrie er rasend. „Hättest eine halbe Stunde früher damit ankommen sollen. Jetzt brauche ich keine mehr. Steck sie dir in den Hintern.“

Er tastete sich in den Raum, wo er sein Bett hatte und wo auf dem zweiten Bettgestell sein Mädchen lag und winselte.

„Bist du gottverfluchte Hure denn immer noch hier? Habe ich dir nicht gesagt, daß du deinen syphilitischen Kadaver im Fluß ersaufen sollst, damit du hier aus dem Wege kommst! Wird es bald, Hure.“ Er hob die Faust und ging auf ihr Bett zu.

Das Mädchen duckte sich und rutschte aus dem Raum hinaus, ohne von ihm getroffen zu werden.

Er merkte, daß sie ihm entwischt war. Damit kam ihm nur um so mehr ins Bewusstsein, wie hilflos er war.

„Ich kann der Hure nicht einmal mehr in die Fresse schlagen, wenn sie es verdient hat. Und dabei soll ich am Leben bleiben? Zu nichts bin ich mehr zu gebrauchen. Sogar eine so dreckige Hure kann mich anpissen, und ich muß es über mich ergehen lassen. Hunde werden mich auch noch anpissen, wenn ich an einem Baum stehe und warte, daß mich einer führen soll. Zu nichts mehr zu gebrauchen, zu nichts mehr. Und nur eines so verlausten Bachajon wegen!“

Er tastete sich wieder zur Tür.

„Was habt ihr beide denn da zu flüstern?“ rief er in den ersten Raum hinaus, wo El Faldon und das Mädchen leise berieten, wie sie ihn beruhigen und ins Bett bringen könnten. Das Mädchen, seine Raserei wohl verstehend, war nicht beleidigt. Sie war im Ernst darauf bedacht, ihm jetzt eine Stütze zu sein.

„Bist wohl schon über sie her?“ rief Don Acacio erbost, El Faldon meinend. „Freilich, ich bin ja zu nichts mehr zu gebrauchen. Und im selben Raum, wo ich bin, hurt ihr beide, und ich kann nichts dagegen machen. Lacht mir

beide frech ins Gesicht, treuloses Gesindel, das man um sich hat.“

„Aber, Cachito, amorcito mio“, sagte das Mädchen weich und kosend, „ich liebe dich und bleibe bei dir, immer wenn du willst.“

„Aus Gnade und Mitleid, Hure!“ rief don Acacio. „Ich brauche dein Mitleid nicht und will es nicht einmal geschenkt. Wo ist die Flasche?“

„Mi vida“, sagte das Mädchen, „du hast nun genug getrunken. Willst du dich denn nicht niederlegen? Komm, ich helfe dir!“

„Komme mir nicht zu nahe, oder ich erwürge dich, du Kröte!“

„Gut, erwürge mich!“ sagte das Mädchen näher kommend. „Erwürge mich, wenn dir das gefällt. Hier bin ich!“

Don Acacio hörte sie näher kommen und warf ihr die Tür ins Gesicht, so daß er im Schlafraum allein blieb. Er legte

von innen den Balken quer über die Tür.

Das Mädchen und El Faldon lauschten dicht bei der Tür und hörten, daß er zum Bett ging und sich dort hinsetzte.

„Gracias, Santisima“, Dank, Heilige Mutter, flüsterte das Mädchen, „er legt sich hin. Wenn er ausgeschlafen hat, beginnt er sich daran zu gewöhnen und sieht das alles mit anderen Augen an.“

El Faldon gluckste in der Kehle.

Das Mädchen verbesserte sich: „Ich meine, er wird dann ruhiger werden und begreifen, daß ein Mensch auch so leben und rech glücklich sein kann.“

Sie entfernten sich von der Tür und begannen den Raum in Ordnung zu bringen.

„Sie müssen nun wohl zu don Felix reiten, Señor“, sagte das Mädchen, „und ihm die Nachricht bringen, oder ist don Severo näher?“

„Don Felix ist im Haupt-Camp und von hier ist das näher.“

Heut ist es zu spät. Kein Mond und alles versumpft. Ich bleibe stecken. Aber gleich morgen früh.“

Im Bettraum krachte ein Schuß. El Faldon brach durch die Tür. Sie fanden don Acacio mit einem Schuß im Kopf vor dem Bett hingekauert.

„Por Jesu Cristo!“ rief das Mädchen mit Entsetzen aus. „Wie ist er denn zu dem Revolver gekommen? Ich habe doch so aufgepaßt, daß kein Revolver hier in der Oficina herumhing.“

El Faldon stieß die Kiste an, die rundherum mit Blech beschlagen war, und die geöffnet neben dem hingsunkenen Don Acacio stand. In der Kiste waren Briefe und Dokumente, einige Bücher und einige Säckchen mit Geld. Es waren noch zwei andere Revolver in der Kiste, beide geladen. Und auch noch sechs Pappschachteln mit Patronen.

„Also darum hat er sich aufs Bett gesetzt“, sagte das Mädchen. „Nur um die Kiste vorzuziehen und den Revolver zu bekommen. Wie konnte ich denn wissen, daß

er darin Revolver aufhebt. Ich habe nie in seinen Sachen herumgewüh1t, solange ich ihn kenne. Und ich bin nun seit zwei Jahren bei ihm. Sie können mir glauben, Señor, ich habe ihn geliebt.“

Sie kniete nieder, streichelte sein Gesicht, küsste ihn und half El Faldon, den Leichnam aufs Bett zu legen.

„Ich habe ihn geliebt“, wiederholte und wiederholte sie.
„Ich habe ihn geliebt und geliebt, seit ich ihn kannte.“ Sie begann heftig zu weinen und warf sich vor dem Bett auf die Knie, seine Hände küssend.

El Faldon war hinausgegangen.

Endlich raffte sie sich auf, brachte Wasser und ein Handtuch und begann das Gesicht don Acacios zu waschen. Sie faltete seine Hände über der Brust, kettete ihr Kreuz ab, das sie auf der Brust trug, und gab es ihm in die Hände. Dann rückte sie das Bett in die Mitte des Raumes, suchte einige Kerzen, stellte sie in Klumpen aus nasser Erde zu Häupten und Füßen des Toten auf, zog ein schwarzes Tuch tief über ihren Kopf, rückte einen Stuhl

dicht zum Bett, setzte sich, nahm von der Wand den
 Rosenkranz, und unter Weinen und Schluchzen begann
 sie zu beten, die Perlen gedankenlos herunterzählend.

Kapitel 08

01

Don Severo und don Felix kamen, um ihren Bruder zu begraben. Er wurde im selben Cemeterio beerdigt, in den auch die Muchachos, die in diesem Camp starben, in die Erde gelegt wurden. Der Unterschied war in diesem Falle nur, daß der Hügel ein größeres Kreuz erhielt und mit einem kräftigen und dichten Zaun umgeben wurde, damit der Leichnam nicht von den Wildschweinen aufgewühlt werden sollte. Um ihn noch mehr zu schützen, wurden schwere Steine auf den Hügel und rund um den Hügel gelegt.

Als don Severo zur Oficina kam, war seine erste Frage: „Haben die Muchachos gesehen, was don Acacio angetan wurde?“ „Nein“, antworteten El Pecho, El Faldon und das Mädchen, „und niemand von uns hat zu irgendeinem der Muchachos darüber gesprochen.“

Daß don Acacio tot war, erfuhren die Muchachos als sie am Abend zum Camp kamen, durch den Koch und dessen

Frau. Aber der Koch wußte nichts Näheres darüber, und es kam noch in derselben Nacht das Gerücht auf, daß don Acacio und seine Mujer einen Streit gehabt hätten und daß sie nach einem Revolver gegriffen habe, der losging und don Acacio traf, als er versuchte, ihr den Revolver zu entreissen.

Don Severo kam am Abend zu seinem Bruder, zu dem Mädchen und zu den beiden Capataces: „Ihr haltet eure Mäuler in der Sache. Es kann für uns alle gefährlich werden, wenn die Muchachos etwas darüber erfahren. So etwas steckt an. Und es ist nicht nur möglich, sondern sicher zu erwarten, daß, sollten die Muchachos die Wahrheit hören, einer oder der andere das nachmacht. Ich kann euch auch sagen, daß ich Briefe bekommen habe, die nicht gerade sehr schön für mich zu lesen waren. Die Zeitungen, die ich mit der letzten Post bekam, sagen nichts und sind sehr vorsichtig. Sie können ja nur das sagen, was ihnen vom alten Casiquen da oben zu drucken erlaubt wird. Er kommandiert ja nicht nur das ganze Land, sondern erst recht alle Zeitungen und Bücher. Aber die Briefe geben mir schon eine Menge zu

denken. Und wenn auch die Zeitungen so drum herum reden, da steht doch genug zwischen den Abschnitten. Hier drei Schullehrer verhaftet und in Konzentrationslager nach Veracruz oder Yucatan geschickt; da zwei Professoren in die Kaserne eines Regiments gebracht und nie wieder etwas von ihnen gehört. Dann wieder in einem kleinen Dorfe in Morelos alle Männer von den Rurales, den Leibgarden und Schutzpolizisten des Alten, gefangen genommen, zwanzig Mann von den Gefangenen abgezählt und an den Bäumen der Plaza mitten im Dorf aufgeknüpft. Hier ein Eisenbahnzug zum Entgleisen gebracht, dort eine Bombe im Kessel eines Schiffes explodiert, eine Bombe in der Polizeiwache in Puebla losgegangen, in Monterrey ein ganzer Wagen voll Flugschriften, die zum Sturze des Diktators und zur Revolution auffordern, entdeckt worden, und der Besitzer des Wagens, der vielleicht ganz unschuldig ist, sofort erschossen. Das alles ist in der letzten Post. Und ich brauche kein Prophet zu sein, um euch sagen zu können, der Sessel des alten Knackers wackelt. Wenn er umkippt, dann brennt die ganze Republik. Und weil in allen den Jahren niemand

selbstständig zu denken gelernt hat, weil das verboten war, so wird die Republik nun so lange brennen, bis alles niedergebrannt ist und wir alle mit ihr; denn keiner konnte sich mit einem anderen über seine Gedanken aussprechen, und einmal los von dem Maulkorb, bildet sich jeder ein, daß er allein die richtige Idee besitzt und alle übrigen Esel sind, die er totzuschlagen hat, wenn er recht behalten will.“

Don Felix hustete und sagte: „Gut und richtig, Hermano, das ist alles schön, was du uns sagst, aber das meiste davon wußten wir ja schon, als wir das letzte Mal in Villahermosa waren und hier die Monterias kauften.“

„Stimmt“, erwiderte don Severo. „Doch, es fängt an, mehr ernst zu werden, und es sieht so aus, als ob es nun rasch dem großen Tumult zugehe. Darum möchte ich euch allen raten, besonders dir, Felix, und dir, Picaro, und dir, Gusano und Pulpo, daß ihr gerade jetzt ein wenig nachlaßt. Nicht so hart angefaßt die Muchachos. Es ist da etwas in der Luft, was mir nicht gefällt. Daß der Pascasio La Mecha angriff und ihn erschlug, und daß Urbano sich sogar an don Acacio vergriff, das ist eine ganz verflucht

böse Sache. Keiner hätte das vor einem halben Jahre auch nur gewagt, auch nur gewagt, einen Finger hochzuheben, und jetzt greifen sie sogar an und erschlagen euch. Ganz ehrlich gesprochen, Jungen, wir sitzen auf einer Dynamittonne. Ein Funke spritzt uns alle hoch. Dann bleibt von keinem von uns auch nur ein Härchen übrig. Es braucht nur in einer Finca da draußen loszugehen, und es brauchen nur ein paar Burschen hier herzukommen, dann können wir alle noch froh sein, wenn wir Zeit haben, dasselbe zu tun, was uns Cacho gestern vorgemacht hat.“

„Gut, Jefe“, sagte El Picaro, „aber was können wir denn tun? Weglaufen vielleicht?“

„Natürlich nicht, du Esel. Denkst du denn, wir können hier unser Geld im Stich lassen. Hier liegen einige Tausend Tonnen zum Abschwemmen bereit, und du glaubst doch nicht, daß wir das alles nur aus reiner Liebe getan haben, um faulen Indianern Vorschüsse geben zu können.“

„Dann müssen Sie uns eben sagen, was Sie von uns

wollen, don Severo“, sagte El Faldon

„Das habe ich ja bereits gesagt. Ein wenig vorsichtiger vorgehen für die nächsten paar Wochen. Wenn einer keine vier Tonnen schaffen kann, dann begnügt euch mit drei oder mit zwei. Ihr mögt herumbrüllen aus Leibeskräften, wie gewöhnlich. Aber vorläufig kein unnötiges Prügeln und Aufhenken und Festschnüren und alles das. Es kommt schon wieder die Zeit, wo wir ihnen vier Tonnen aufknacken können. Nach der Schwemmung. Inzwischen reinigt sich die Luft im Lande, und vielleicht wird der kleine Käsehoch Madero abgeknallt. Er kann ja kaum über einen gewöhnlichen Tisch sehen, solch ein kleiner Knirps ist er. Aber vielleicht gerade darum, weil er so klein ist, ist es ihm gelungen, dem alten Knacker ein so heißes Feuer unter den Sessel zu legen, daß der alte Knabe auf seinem Thron herumhopt wie von einer Wespe in den Ursch gestochen.“

„Warum steckt er ihn denn nicht ins Gefängnis?“ fragte don Felix.

„Warum? Warum? Aber er hat ihn doch sechs Monate drin gehabt. Was hat es ihm geholfen? Der Kleine hat dadurch nur hundertmal mehr Freunde zugewonnen und es gibt Leute, die ihn jetzt anbeten. Der Alte hat ihn wieder rauslassen müssen, sonst hätten seine Genossen die Eisenbahnbrücken gesprengt und ganze Straßen mit Petroleum begossen und alles angesteckt. Was kann der Alte machen, wenn in jedem Winkel einer hockt mit einer vollen Streichholzschachtel oder einer Dynamitbombe, zu denen das Material von den Bergleuten geliefert wird? Ich weiß nicht und wage es nicht zu denken, was uns hier geschehen würde, wenn wir hier Dynamit zum Sprengen brauchen müßten.“

„Ha!“, rief El Chapapote, „sie sind aufgeregt, don Severo, von wegen Ihrem Bruder, daß ihm das getan wurde. Aber so leicht lassen wir uns keine Angst einjagen.“

„Das kannst du für dich halten, wie du willst, Chapapote. Du hast hier nichts zu verlieren, nichts weiter als deine beschissene und zerflickte Hose. Es ist anders mit uns, mit mir und meinem Bruder. Wir haben hier unser ganzes Vermögen drinstecken, alles, was wir uns in

fünfzehn Jahren harter Arbeit rausgequetscht haben. Jedenfalls wißt ihr nun, was ich will. Für die nächsten Wochen wird etwas nachgelassen. Und dabei bleibt es. Verstanden!“

Don Felix holte zwei Flaschen herbei und schenkte ein, um der Sitzung ein freundlicheres Gesicht zu geben.

Don Severo stand auf und ging hinüber zum Bungalow.

„Was machst du denn jetzt, Aurea?“ fragte er die Witwe.

„In dieser Zeit kannst du nicht abreisen. Du bleibst mit den Tieren im Dreck stecken. Kein Faden wird dir trocken, weder in der Nacht noch am Tage. Nicht einmal die Flüsse kannst du durchkreuzen. Sie sind alle hoch und reißen dich weg wie einen Strohalm.“

Das Mädchen lag auf dem Bett. Ihr Gesicht war vom Weinen verquollen und ihre Augen entzündet.

Sie richtete sich auf und setzte sich auf den Bettrand. „Ich weiß nicht, was ich tun soll. Mir ist alles gleich. Ich bin nur traurig.“ Sie warf sich zurück aufs Bett zurück und begann, die Hände vors Gesicht pressend, aufs neue zu heulen.

„So sehr brauchst du dich wirklich nicht anzustellen“, tröstete Don Severo sie in seiner Weise. „Ihr habt euch doch beide jeden lieben Tag zwei oder gar dreimal

gegenseitig geprügelt und angebrüllt. Oder nicht?“

„Ja, das ist richtig“, sagte Aurea schluchzend und in ihr Taschentuch schnaubend. „Wir haben uns ewig geprügelt. Aber ich habe ihn geliebt. Und er hat mich auch geliebt. Ich weiß es. Er hat mir versprochen, mich mit nach Spanien zu nehmen und mich dort zu heiraten, wenn er erst einmal richtig tief im Gelde sitze.“

Don Severo zog einen Stuhl herbei. „Das weißt du auch nicht so bestimmt, ob er dich nicht rausgefegt hätte am ersten Tag, wenn er in Villahermosa angekommen wäre. Aber es ist nun zwecklos, darüber lange zu reden, was er gemacht und was er nicht gemacht hätte. Er ist unter der Erde, und wir können keine Zeit mehr über ihn verlieren. Ich werde dir etwas sagen.“

Er rückte dichter heran zu ihr und zog ihren Kopf an seine Brust, ihre Haare streichelnd.

Das Mädchen hörte auf zu schluchzen. Es tat ihr wohl, jemand zu fühlen, an den sie sich lehnen konnte.

„Ich werde dir etwas sagen, Aurea“, wiederholte don

Severo.“Allein kannst du hier nicht bleiben. Fällst nur einem der Capataces in die Hände. Das sind Schweine. Oder gefällt dir vielleicht einer?“

„Nicht einmal zum Anspucken!“

„Da ist nichts anderes für dich zu tun, als daß du mit zu mir kommst.“

Aurea vergaß ihre Traurigkeit für einige Sekunden. „Aber, don Severo, Sie haben doch schon zwei Mujeres bei sich.“

„Richtig. Aber wo ich zwei versorgen kann, da kann ich auch noch eine dritte unterbringen. Oder etwa nicht?“

„Vielleicht don Severo. Aber die beiden anderen Muchachas, die Sie haben, werden mir die Haare ausreißen.“ Sie schnaubte wieder an ihrer Nase herum.

„Das hängt ganz von mir ab, ob dir jemand die Haare ausreißt, denkst du nicht?“

„Sicher, don Severo. Sie sind der Herr hier, und was Sie sagen, wird getan.“

Es stießen ihr noch hin und wieder einige Schluckser auf, aber sie war auf dem Wege, sich mit ihrem Schicksal zu versöhnen. Was hätte es auch für Zweck gehabt, lange herumzutauern. Das Leben ist viel zu kurz, um zu trauern um jemand, der nicht wiederkommen kann. Stirb und sei noch am selben Tage vergessen. Die Lebenden können sich nicht um dich kümmern, wenn du dich davongemacht hast, um dich auszuschlafen. Und was du heute verlierst, kann dir kein Morgen wiedergeben; denn morgen bist du einen Tag älter. Freuden muß man genießen, wenn sie sich einem bieten. Sie begegnen einem nicht ein zweites Mal in gleicher Schönheit und Frische. Als Frau mit reicher Lebenserfahrung wußte Aurea, daß Frauen weniger Zeit auf Vergangenes und auf Verstorbene verschwenden können als Männer; denn ihre Zeit der Freuden und Genüsse ist weniger lang, obgleich reicher.

So sagte Aurea mit der ergebenen Stimme einer Dulderin: „Wenn Sie das anordnen, dann muß ich ja wohl zu ihnen kommen und tun, was Sie sagen.“

„Ich ordne gar nichts für dich an, Aurea“, sagte er darauf

mit einem kleinen Schimmer väterlichen Schutzes.

Sie hatte sich von seiner Brust gelöst, wieder ganz aufs Bett gesetzt und begann nun, ihr Haar zu ordnen. Diese Tätigkeit gab ihr gleichzeitig Gelegenheit zu überlegen, ohne auf don Severo den Eindruck zu machen, daß sie rasch ausrechne, welche Vorteile sie bei dem Handel gewinnen könne.

„Ich weiß, daß Sie mir das nicht anordnen, don Severo.“
Wieder schluchzte sie. Sie konnte sich nicht erlauben, zu schnell und zu offensichtlich für don Severo den Witwenschleier abzuwerfen. Das hätte ihren Preis herabgesetzt. Und an ihren Preis hatte sie gedacht vom selben Augenblick an, als don Severo hereinkam, um mit ihr zu sprechen. Daß der Preis nicht in Geld ausgedrückt werden konnte, änderte nichts an der Tatsache, daß es eben doch ein Preis war. Eine Frau, die keinen Preis hat und keinen Preis für sich zu setzen weiß, wird von dem Manne immer zu niedrig eingeschätzt.

„Obgleich Sie mir das nicht anordnen, don Severo, so habe ich doch keine andere Wahl. Abreisen kann ich

nicht, weil ich im Sumpf stecken bleiben würde. So muß ich ja hier bleiben und Ihre Güte in Anspruch nehmen. Aber ich hoffe, Sie werden mich nicht wie ein Dienstmädchen behandeln, don Severo, da Ihr Bruder, auch wenn wir uns täglich zankten, mich immer mit jedem geziemenden Respekt behandelte. Ich bin aus guter Familie, mein Vater war Fabrikant und Kaufmann.“

„Du weißt recht gut, daß ich das so nicht gemeint habe. Du hast eine bessere Erziehung als die beiden, die ich da habe. Ich kann sie nur jetzt nicht fortschicken, eben aus demselben Grunde, weil die Pferde nicht durchkönnen. Sonst würde ich beide heute noch zum Teufel jagen. Aber siehst du, Aurea, du hast mir immer gefallen, gleich vom ersten Tage an, als ich dich mit Cacho sah. Immer hast du mir gefallen, besser als irgendeine andere. Aber ich konnte dir das nicht sagen, weil du eben mit Cacho warst und ich hier keinen Streit wollte, der für nichts gut gewesen wäre. So, nun weißt du es, und du kommst nun mit mir in mein Camp.“

„Gut, don Severo, da muß ich ja wohl nun mit Ihnen gehen.“ Ihre Tränen waren bereits versiegt. Sie tupfte ihr

Gesicht mit dem verheulten Taschentüchelchen ab, das sie in Wasser tauchte. Sie gab sich reichlich Mühe, gut und frisch auszusehen, so wie es einer Frau gebührt, die soeben vernommen hat, daß sie das Wohlgefallen eines Mannes gewann, der alle Fähigkeiten besitzt, sie weder in diesem noch in jenem Sinne verhungern zu lassen.

Don Severo öffnete die Tür und rief hinaus: „El Faldon, hilf der Señorita beim Packen. Morgen früh, muy tempranito, reiten wir ab. Du siehst nach den Mules und besorgst mir einen Jungen.“

El Faldon zwinkerte den übrigen Capataces zu mit einer deutlichen und anzüglichen Geste nach dem Raume hin, wo sich Aurea und don Severo befanden.

Es war schade, daß don Felix mit am Tische saß. Andernfalls hätten die Capataces Festreden unter sich geschwungen, die von dickem Saft tropften wie übergelaufener Honig auf einem abgelutschten Mango.

Eine Minute darauf kam don Severo herein, die Tür des Schlafraumes hinter sich zuziehend.

„Sie hätte auch mit mir gehen können“, sagte don Felix beiläufig.

„Sie hätte. Aber mit der Megäre, die du da bei dir hast, wäre das nicht gut ausgegangen, und morgen hätten wir ein neues Begräbnis gehabt, einer von euch dreien, vielleicht gar zwei. Du weißt das doch am besten, Hermanito.“ Don Felix hob sich ein Glas voll ein. Dann stellte er es mit einem heftigen Ruck auf den Tisch und sagte: „Hast recht, Severo. Es ist besser so, wie du das im Sinne hast.“

Alle Capataces, oder wenigstens von jedem einzelnen Distrikt der erste Mann, der Mayordomo, waren in das Camp gerufen worden, um bei der Neueinteilung der Distrikte, die durch das Ausscheiden des don Acacio nötig geworden war, zugegen zu sein und ihre neuen Arbeitsfelder und Distrikte zugewiesen zu bekommen.

Die Region Nord, die don Severo bisher geleitet hatte, verband er nun mit der Region West und auch mit einem großen Stück der Region Süd, um don Felix zu entlasten, der wie bis jetzt auch weiterhin die Administracion beibehielt. Diese Regionen, die don Severo nun übernahm, waren so gut wie nicht aufgeschlossen. Und sie erforderten darum die ganze Aufmerksamkeit und Arbeit eines sehr erfahrenen Mannes.

In der Administracion fielen jetzt zahlreiche Arbeiten fort, weil der Regenperiode wegen keine Post durchkam. Darum konnte don Felix jene Distrikte der Regionen Nord, Ost und Süd übernehmen, die der Stadt, also der Administracion, nahe genug lagen. Dazu übernahm don

Felix auch noch jene neuen Distrikte, die auf der anderen Seite des großen Flusses sich befanden und in diesen Wochen aufgeschlossen werden sollten.

Freilich konnte don Felix nicht ständig die Regionen abwandern, denn in der Administracion kamen nun bald neue und wichtige Arbeiten hinzu, die Aufsehern nicht anvertraut werden konnten, weil sie zu den wichtigsten Aufgaben gehören, die in einer Monteria zu erfüllen sind, wenn die Company keine Verluste erleiden will. Die Monteriastadt lag am Ufer des Hauptstromes. Alle Trozas, die der Company gehörten, schwemmen hier vorüber und wurden hier kontrolliert. Und mit dem Beginn der Regenzeit fing es an, hier recht lebhaft zu werden.

In der Monteriastadt war das Hauptquartier der Flößergruppen, die sowohl den Fluß aufwärts wie abwärts das Flößen und Schwemmen zu regeln hatten. Es war deren Aufgabe, Stockungen der sich auftürmenden Stämme zu vermeiden, oder wenn sie geschahen, sie aufzubrechen.

An vielen Stellen hakten sich Stämme in Gestrüpp oder in den Geröllen nahe der zahlreichen Fälle, die der Fluß hatte, fest und hielten hier die nachrückenden Massen schwimmender Trozas auf.

Das Aufbrechen und Auseinanderbrechen der Türme versackter Trozas war immer gefährliche Arbeit. Hundertmal gefährlicher als in Flüssen nichttropischer Art. Die Burschen kletterten zwischen den aufgetürmten Stämmen umher, um diejenigen Trozas, oft war es nur eine, die jene Stockungen verursachten, zu finden und wieder in Fluß zu bringen. Während die Burschen noch herumhakten und herumrüttelten, um die Stämme loszubringen, schossen plötzlich gewaltige Wassermassen, verursacht von schweren Wolkenbrüchen tief im Dschungel, heran, die ganze Berge entwurzelter, unkontrollierbarer Urwaldriesen unter donnerndem Getöse und mit der Gewalt von Lawinen gegen die Türme versackter Trozas schleuderten. Die Türme krachten zusammen und verschütteten die Burschen, die sich in diesem Augenblick, gleich Ameisen gegenüber einem hohen Holzhaufen, abmühten, die Trozas zu lösen und

aufzuzerren. Waren die Burschen, die den schweren hochgetürmten Wassersturz ankommen sahen, nicht sehr gewandt, dann wurden sie zwischen die fallenden und sich überstürzenden Stämme gequetscht, und ehe sie sich herauswinden und herausschlängeln konnten, war ihnen der Schädel zertrümmert, Beine und Arme gebrochen, oder sie waren zu Brei zerrieben. Selbst wenn sie den fallenden und stürzenden Trozas entwischten, geschah es, daß sie so völlig unter die strömenden Holzmassen gerieten, herumgequirlt und, auch wenn sie gute Schwimmer waren, fortgerissen wurden und ertranken, ehe sie auch nur ein Loch fanden, durch das sie entkommen konnten. Daß von fünfzig Burschen, die das Schwemmen besorgten, zwanzig ihr Leben verloren, war keine Seltenheit. Zweihundert Meilen weiter unten am Strom, wo es Dörfer und Städte gab und Motorboote fahren konnten, war es ein Sonntagsvergnügen, Trozas zu schwemmen. Aber diese schöne und angenehme Arbeit zu tun, war keinem der Burschen verkönnt, die in den Monterias arbeiteten. Die mußten zurückkehren in die Tiefen des Dschungels, lange vorher, ehe der Strom das erste Dorf erreichte. Hier übernahmen andere Arbeiter,

meist Orstansäßige, kleine indianische Bauern und selbstständige berufsmäßige Canoeführer, die im Tagelohn oder im Stücklohn arbeiteten, das Auffangen der Stämme und das Bauen der Flöße. Etwa zehn Meilen weiter aufwärts des Stromes waren auf beiden Ufern berittene Männer mit Gewehren und Revolver auf Wache, um zu verhindern, daß etwa Muchachos der Monterias das Abschwemmen der Trozas benutzten, um jene Dörfer und Städte zu erreichen und zu entkommen. Nachts konnte keiner entfliehen. Das wußten die Wachen. Darum brauchten sie nur am Tage gut auf dem Posten zu sein. Nachts konnten Flüchtlinge nicht zwischen den Stämmen herumschwimmen oder auf den Stämmen entlang laufen; und die Ufer, dicht bedeckt mit Dschungel, bargen zu viele Gefahren, um auf diesem Wege zu entkommen. An irgendeiner Stelle mußten die Flüchtlinge wieder auf den Pfad gelangen, und sobald sie auch nur in die Nähe eines Ortes kamen, fielen sie den Wachen in die Hände.

Als don Severo hier in dem Haupt-Camp anlangte, fehlten noch etwa vier Wochen bis zu dem Tage, den er

und don Felix als ersten Abflößtag festgesetzt hatten. Wenngleich jetzt kaum ein Tag vorüberging, ohne daß mehrere heftige Regengüsse erfolgten, besaßen doch die kleineren Flüsse, Barrancas, Esteros, Arroyos, die das weite Gelände der Monterias durchzogen und an denen die Trozas aufgehäuft waren, noch nicht genügend Hochwasser, um auch aus den fernsten Winkeln und Ecken der Regionen abschwemmen zu können. Der Boden jener Gräben mußte erst so durch und durch mit Wasser getränkt sein, daß die Erde lehmig und undurchlässig wurde, ehe das Wasser hoch genug stand, um flößen zu können.

Aber je länger don Severo mit dem Flößen warten konnte, desto mehr Tonnen wurden inzwischen geschlagen. Und so viele Tonnen wie nur möglich liefern zu können, war die einzige Sorge, die er jetzt hatte.

Dieselbe Sorge hatte auch don Felix.

Der Beschluß, in Zukunft weniger heftig mit den Muchachos zu verfahren, war drei Tage nach der Konferenz vergessen.

Nicht nur alle Capataces, von denen ja jeder eine gute Kommission in bar erhielt für jede Tonne, die in seinem Distrikt geliefert wurde, sondern auch don Felix und don Severo krachten nach wenigen Tagen mit derselben Frische und Härte auf die Schläger und Ochsenknechte ein, wie sie das vorher getan hatten. Don Acacio und sein Schicksal war vergessen, noch ehe die Maden angefangen hatten, sich an ihm zu ergötzen. Wer weiß, ob ihn überhaupt ein Muchacho vorgenommen hatte? Vielleicht hatte sich don Acacio nur geirrt. Wahrscheinlich war es eine Halunke von einem Capataz gewesen, der vielleicht zu heftig auf die Zehen getreten war, oder dem er ein Mädchen abgenommen hatte, als er nicht in der Oficina sein konnte, sondern vor den Bäumen sein mußte. Don Acacio hatte solche kleinen Seitenvergnügungen häufig unternommen. Das wußten don Severo und don Felix rechts gut.

Also drauflos gearbeitet. Vier Tonnen täglich von jedem Mann. Sie können sich ausschlafen, wenn sie ihren Kontrakt abverdient haben und dann daheim in ihrem verlausten Dorf Mais bauen und Schweine aufziehen.

Kapitel 09

01

Eine volle Woche lang hatte Celso täglich eine oder zwei Stunden geopfert, um Candido zu helfen, auf vier Tonnen zu kommen.

„Du mußt nicht so viel für mich tun, compañero“, sagte Candido häufig. „Du verlierst deine Zeit und sie peitschen dich, und alles nur meinetwegen.“

„Kümmere dich nur darum nicht, Bruder. Wir sind ja aus demselben Stamm. Sind wir nicht?“

„Gewiß. Wir sind Nachbarn und sind beide Chamulas.“

„Siehst du. Das ist ein Grund: weil wir Kameraden sind. Aber vielleicht habe ich noch einen anderen Grund.“

Candido lachte und stellte seine Axt hin. Er zündete sich eine Zigarre an. Dann lachte er wieder. „Brauchst nicht zu fragen, Bruder, Hermanito. Ich kann dir sagen, sie hat keinen Mann. Letzte Nacht haben wir darüber

gesprachen. Sie hat mir gesagt, daß sie dich gut leiden kann. Was willst du denn weiter? Du weißt ja recht gut, daß so etwas unter uns nicht von heut auf morgen geht. Aber sie kann dich gut leiden, die Modesta.“

„Der Name gefällt mir so gut.“ Celso sah vor sich hin. „Ich kann mir keinen schöneren Namen denken.“

„Das hast du mir nun schon ein paar Mal gesagt. Und ehe du es mir das erste Mal sagtest, da wußte ich schon, was mit dir los ist. Du bist mir gut willkommen, und ich bin sicher, du bist mehr als gut willkommen der Modesta.“

Candido nahm seine Axt wieder auf und ging an seine Arbeit.

Am Abend, nachdem er gegessen hatte, wickelte sich Celso ein paar Zigarren, schob sie in die Hemdtasche und kletterte zum Fluß hinunter. Er setzte sich in das Wasser und steckte nur den Kopf heraus, um rauchen zu können. Im Wasser saß er, damit die Zecken, die sich ihm in die Haut gebohrt hatten und die zu klein waren, um sie einzeln auszupicken, absterben sollten. Das Wasser kühlte gleichzeitig die glühenden Moskitostiche und die Bisse der großen Pferdefliegen, die er von der Tagesarbeit her am Körper fühlte. Die Insekten waren besonders gefräßig in der Regenzeit, und, was schlimmer war, in tausendfach größerer Zahl vorhanden als während anderer Zeiten. Das Rauchen der Zigarre, während er im Wasser steckte, schützte ihn gegen die Moskitos, die hier am Flußufer in dichten Schwärmen summten und die den Abend ebenso liebten wie der Mensch, über den sie herfielen.

Celso war nicht der einzige Muchacho, der im Fluß saß, um sich zu erholen. Zu beiden Seiten hockten die

Burschen, allein oder in Gruppen.

Er hatte kaum fünf Minuten hier zugebracht, als sich Martin Trinidad neben ihm ins Wasser setzte.

„He, Celso“, sagte er, „gib mir deine Zigarre zum Anzünden.“

„Warum zündest du sie nicht vorher an, ehe du ins Wasser gehst?“

„Sie ging mir aus.“

„Wo kommst du denn her, compañero?“

„Du bist hier der einzige, Celso, dem ich es sage. Von Pachuca komme ich. Wo die vielen Silbergruben sind. Ich war da Schullehrer.“

„Schullehrer? Und jetzt hier in der Monteria?“

„Ich habe mein Maul zu weit aufgemacht. Oder richtiger, ich habe da unter den Bergleuten, meist Väter der Jungen, die ich in der Schule hatte, die Wahrheit

verbreitet.“

„Was für eine Wahrheit?“ fragte Celso mißtrauisch.

„Die Wahrheit über den Diktator und über Volksrechte und daß kein Mensch, so klug er auch sei und so sehr er sich auch einbilde, der Lenker und Führer eines Volkes zu sein, das Recht habe, die Meinung, die Gedanken, die Rede, den Willen der Menschen zu unterdrücken. Denn jeder Mensch hat das Recht, zu sagen, was er denkt; und jeder Mensch hat die Pflicht, alle anderen Menschen darüber zu unterrichten, daß sie schlecht und zu ihrem eigenen Nachteil regiert werden, wenn er weiß, wo das Übel zu suchen ist und wie es abgeändert werden kann. Auch wenn der Mensch irrt oder unrecht hat, so soll ihm dennoch das Recht bleiben zu sagen, was er denkt, und wie er sich denkt, daß es besser gemacht werden könnte.“

„Das hast du dort in Pachuca den Bergleuten gesagt?“
Celso sah ihn von der Seite an. Aber es war zu dunkel, um die Gesichtszüge des Sprechenden genau zu erkennen.

„Ich habe ihnen auch noch mehr gesagt. Ich habe ihnen

gesagt, daß sie nicht zu den Minen gehen und nicht arbeiten sollten, damit die Minenbesitzer nichts verdienen. Sie sollten verlangen, daß man ihnen mehr Lohn zahle und daß ihnen erlaubt werde, Syndikate zu bilden, um ihre Forderungen als Gruppen zu erkämpfen, weil einer allein nichts tun könne. Einer wird erschossen oder ins Gefängnis gesteckt oder zu Tode gepeitscht. Aber wenn sie alle dasselbe verlangen und zusammenstehen in ihrer Forderung, dann kann man sie nicht erschießen, weil ja keiner übrigbleiben würde, um zu arbeiten und das Silber aus der Erde herauszuholen. Und wenn die Minenbesitzer Silber haben wollen, so müssen sie den Mineros geben, was die Mineros verlangen – oder sie arbeiten nicht.“

„Und was haben die Mineros gesagt, als du ihnen das klarmachtetest?“

„Sie sind nicht zur Arbeit gegangen. Dann kamen Soldaten und haben zehn totgeschossen. Und dann haben die Mineros wieder gearbeitet, weil sie keine Syndikate hatten, die alle Mineros hätten zusammenfassen können.“

„Dich haben sie aber nicht totgeschossen? Das ist merkwürdig, denkst du nicht auch?“ Celso war erneut mißtrauisch geworden.

„Nein, mich haben sie nicht erschossen. Sie haben mich in die Kaserne geschleppt, weil ein Minero so lange gepeitscht wurde, bis er sagte, wer ihnen solche Gedanken in den Kopf gesetzt habe. Da haben sie mich in die Kaserne geschleppt und gesagt, daß ich es nicht so gut haben solle, erschossen zu werden wie die zehn Mineros, die das nicht besser wüßten und nur verführt worden seien von mir. Drei Tage lang haben sie mich gequält und gepeitscht und gefoltert. Wenn der eine Sergeant müde war, kam ein anderer und fiel über mich her. Morgen bei Tage werde ich dir die tausend Narben zeigen, die ich über und über an meinem Körper habe. Ich sollte auch immer 'Viva, don Porfirio!' schreien. Das habe ich nicht getan, weil ich den Casiquen hasse und ihm den Tod wünsche. 'Abaja, Porfirio!' habe ich geschrien, wenn ich nur das Maul aufmachen konnte und 'Que muere el Tirano! Abajo los Aristocratas!' habe ich geschrien und 'Viva la Revolucion de los Proletarios!' Immer, wenn ich

so schrie, spuckten sie mir ins Maul oder hieben mir ihre Peitschen rüber.“

Celso fragte: „Und dann bist du ausgerückt?“

„Nein, wie konnte ich ausrücken mit all meinen zerschlagenen Gliedern? Sie haben mich mit vielleicht hundert anderen Männern und Jungen, Lehrern, Studenten, Fabrikarbeitern und Bauern in die Eisenbahn geladen. Dann kamen wir auf ein wackliges Schiff, wo wir eingepackt waren in unserem eigenen Schitt, ohne Licht und Luft. Von einer Luke aus wurden uns verschimmelte Tortillas hingeworfen, um die wir uns prügeln, weil es viel zu wenig waren und wir Hunger hatten. Auch ein Kessel mit gekochten Bohnen wurde über uns ausgeschüttet, die wir aufschnappen sollten, die aber auf unseren Köpfen und auf unsern Lumpen hängen blieben und zwischen unsere Füße fielen. Wir klaubten jede Bohne aus dem Dreck und aßen sie von den verlausten und ungewaschenen Köpfen unserer Nachbarn ab, weil wir Hunger hatten. Wir bekamen kein Wasser, aber Pißeimer wurden über uns ausgegossen. Dann kamen wir alle in das Konzentrierungslager nach Yucatan, wo wir

auf den Henequen-Plantagen arbeiten und Straßen bauen mußten. Vierzig Mann vor den schweren Straßenwalzen, die kaum zwanzig Pferde durch den Schlamm geschleppt hätten, und dann wurde auf uns losgepeitscht unter der offenen Sonne, zehnmal heißer als hier unter dem Grün im Dschungel. Jeden Tag waren zehn tot. Starben rascher als Fliegen. Auch Frauen waren mit uns; sie wurden ebenfalls gepeitscht und gequält und vor die Walzen gespannt wie die Männer. Frauen aus den Textilfabriken von Orizaba, wo auch von allen, die sich geweigert hatten zu arbeiten, bis sie mehr Lohn erhielten, immer jeder zehnte Mann ausgezählt und dann erschossen wurde, bis alle in die Fabriken zurückmarschierten und zur Strafe weniger Lohn erhielten.“

„Und wie bist du denn aus dem Konzentrations-Camp in Yucatan entkommen?“ fragte Celso.

„Wir schlugen eines Tages vier von der Polizei tot, es waren alles nur Rotzjungen und Hosenschitter. Und als wir sie totgeschlagen hatten wie bissige Hunde, da rannten wir wie die Teufel. Dreißig von uns. Die andern Muchachos hatten zuviel Angst und liefen nicht mit uns.

Von den dreißig wurde eine gute Anzahl wieder gefangen, einige wurden von den hinter uns herreitenden Rurales erschossen. Andere ertranken, als wir einen Fluß durchschwammen. Aber wir drei, Juan Mendez, Lucio Ortiz und ich, wir waren klug genug, uns von der Hauptstraße loszumachen und auf eigene Wege zu gehen. Wir kamen nach Campeche und dann endlich jener Gegend nahe, wo du her bist. Dort trafen wir don Gabriel, den Enganchador, der uns wie ein Schutzengel erschien und uns mit in die Monteria nahm. Hier sucht uns niemand.“

Celso lachte unterdrückt. „Das ist ein guter Witz, den du da machst, compañero. Hier sucht euch niemand. Gewiß nicht! Denn, wie du vielleicht inzwischen schon bemerkt hast, bist du nicht ausgerückt. Du bist wieder zurückgekehrt in dieselbe Gefangenschaft, nur heißt sie hier nicht Konzentrations-Campo de Yucatan, oder das Totental von Veracruz, sondern die Monteria La Armonia. Oder siehst du einen Unterschied?“

„Ja“, sagte Martin Trinidad“, „ich sehe einen Unterschied. Es ist hier schlimmer als in Yucatan. Dort

arbeiteten wir gut und schlecht, gerade wie wir konnten, an den schweren Walzen und beim Aufschütten der Straßen. Harte Arbeit, viel Prügel, und gemeines Essen. Aber hier hat jeder seine vier Tonnen für sich allein zu machen. Und Henken hatten sie in Yucatan noch nicht erfunden. Außerdem wurden immer zwei oder drei Dutzend besonders gut gepflegt und vorgeführt, wenn amerikanische Zeitungsleute kamen, die wilde Gerüchte von Grausamkeiten gehört hatten.“

„Wer sind denn deine beiden Genossen, die mit dir kamen?“ fragte Celso.

„Juan Mendez war Sergeant bei der Infanterie in Merida. Nun ist er Deserteur.“

„Warum Deserteur?“

„Ein Hauptmann war betrunken und kam nachts in die Kaserne. Juan hatte einen jüngeren Bruder in derselben Kompanie, diente im ersten Jahr. Er war auf Stallwache bei den Mules der Maschinengewehr-Abteilung. Der Hauptmann hatte im Stall nichts zu suchen. Er kam rein,

torkelte herum und schimpfte. Dann glitschte er aus über nasse Mule-Äpfel und fiel in den Schitt. Er rief die Wache herbei, den Bruder des Juan, backpfeifte ihn und zerrte ihn zu einem gefüllten Wassereimer. Dort steckte er dem Jungen den Kopf so lange ins Wasser, bis der arme Junge tot war. Der Hauptmann kam vor das Kriegsgericht. Alles, was ihm geschah, war, daß er als Strafe einen Monat Gehalt verlor. Als er zwei Tage später an einer Stalltür vorüberkam, sprang Juan Mendez auf ihn los und schrie: „Du hast meinen Lieblingsbruder ermordet. Da dich das Gericht nicht bestraft hat werde ich dich bestrafen, damit wieder Gerechtigkeit auf Erden ist.“ Und ehe sich der Hauptmann wehren konnte, hatte ihm Juan Mendez die Kehle durchgeschnitten – Lucio war Cabo, Unteroffizier, im selben Bataillon, und ein dicker Freund des Juan Mendez, weil beide zusammen als Freiwillige in das Regiment eingetreten waren und beide durch Gutes und Böses immer miteinander gingen. Lucio ließ ihn nicht im Dreck, als Juan sich auf den Weg machen mußte. Er sagte: Ich hätte den Capitan so gut abgemurkst wie du, wenn ich dazu Gelegenheit gehabt hätte. Darum bin ich genau so schuldig wie du, und ich

gehe mit dir. So sind sie beide zusammen desertiert wie sie zusammen eingetreten waren. Unzertrennlich wie Kristo y la Cruz. Wir trafen uns oben in Tabasco, und als wir fanden, daß wir dieselben Ideen hatten, beschlossen wir, zusammen zu reisen und zu sehen, was uns geschieht.“

Da sagte Celso: „Warum erzählst du mir denn das alles? Was geht mich denn das an?“

„Einfach. Es geht dich ebensoviel an wie uns. Das ist es, warum ich dir das alles erzähle. Ich weiß, daß du dieselben Gedanken hast wie wir. Und ich denke, daß wir nicht so weit mehr davon entfernt sind.“

„Von was entfernt?“

„Von dem Tage, wo wir aufräumen werden. Wo wir einmal damit anfangen werden zu henken und damit aufhören, gehenkt zu werden. Denke nicht, daß ich allein in Pachuca war. Und was mir an Kenntnis fehlte, das gewann ich in Yucatan. Weil man auch nie wußte, ob nicht dein Nachbar zur Rechten oder zur Linken dir auf

den Petate danebengelegt worden war um dich auszuhören und es dann den Rurales zu sagen. Wo so viele Tausende in Lagern, in Totentälern, in Gefängnissen sitzen, alle derselben Ideen wegen, da ist das Land bereits am Glimmen. Ich weiß auch recht gut, obgleich alle Zeitungen es abstreiten, daß es im Norden schon flammt und brennt und daß der Caudillo, der alte Knacker, der sich Retter und Schutzherr der Nation nennt, die Hosen bis an die Strippen voll hat. Er wagt sich gar nicht mehr auf die Gasse, ohne daß er mit einem halben Hundert besonderer Leibgardisten umgeben ist. Wer weiß, ob nicht schon jetzt, wo wir hier darüber reden, der Unersetzliche, wie er sich nennt, abgesetzt ist und sich unterm Bett verkrochen hat. Je grausamer so ein Tyrann ist, desto mehr ist er ein jämmerlicher Angsthase, wenn er einmal einen Genickstoß wegbekommt. Ich habe Bücher gelesen, eine Menge Bücher, Celso, das kannst du mir glauben. Und ich habe viel über Revolutionen und Aufstände gelesen. Es ist immer dasselbe. Tyrannei währt eine Zeitlang, immer nur eine begrenzte Zeit lang; und wenn sie sich am brutalsten gebärdet, dann ist sie ihrem Sturz am nächsten.“

„Schade, Martin, daß ich nicht lesen kann“, sagte Celso.
„Ich kann nur gerade meinen Namen schreiben, und das schlecht genug.“

„Vielleicht kann ich dir und noch ein paar Muchachos helfen, lesen und schreiben zu lernen.“

„Gewiß könntest du das. Und wie gern ich das wohl möchte, das kann ich dir nicht sagen. Man fühlt sich so dumm in der Welt, wenn man nicht lesen und schreiben kann. Wenn wir nur Zeit hätten, nur ein ganz klein wenig Zeit, dann könnten wir vieles tun und vieles lernen, was uns nützlich ist und uns Freude machen würde. Andreu, mein Kamerad, ein Boyero, der kann gut lesen und schreiben, und er hat mir oft gesagt, daß so wunderschöne Geschichten in Büchern zu finden sind, wie sie einem niemand erzählen kann; aber nur wer lesen kann, für den erwachen die Bücher zum Leben; und wer nicht lesen kann, für den sind Bücher nur zusammengeklebte Papierblätter. Andreu ist der Muchacho, der mich gelehrt hat, wie ich meinen Namen schreiben kann. Aber Andreu schläft meist in einem andern Camp, um den Ochsennähe zu sein. Wenn er hier

in dies Lager kommt, dann ist es spät und wir sind müde. Zeit ist es, was uns fehlt. Nur Zeit und weniger harte Arbeit. Damit wir auch einmal über uns selbst nachdenken können und nicht vor uns hinstieren und hinglotzen wie die Ochsen, die kauen und kauen und stieren und stieren und ziehen und ziehen und sonst nichts weiter zu tun wissen, als sich mit dem Schwanz die Fliegen wegzuscheuchen. Manchmal denke ich, daß wir viel elender sind als Ochsen. Die Ochsen wissen es vielleicht nicht besser, aber wir wissen, daß alles besser sein kann; denn wir haben Dörfer gesehen und Städte und andere Menschen, die nicht so elend und unwissend sind, wie wir.“

„Ich will dir noch etwas ganz Neues sagen, Celso, etwas, das ich nur ganz allein weiß und niemand sonst.“

Celso versuchte wieder, die Gesichtszüge seines Nachbarn, neben ihm im Fluß sitzend, zu erforschen. Aber es war zu dunkel. Er zog heftig an seiner Zigarre, die aufleuchtete und einen raschen Schein auf das Gesicht Martins warf. Martin sah sich um, ob etwa ein anderer Bursche zu nahe sei und hören konnte, was er sagen

wolle.

Er rückte näher an Celso heran: „Was die da oben in der Oficina über den Unglücksfall des don Acacio sagen, ist gelogen.“

„Was meinst du, gelogen?“

„Die Geschichte ist eine andere. Sie wollen nur nicht, daß wir die Wahrheit wissen. Sie haben entsetzliche Furcht, daß wir das nachmachen könnten.“

„Was nachmachen? Rede schon los. Es hört uns niemand, und wenn einer hört, schlage ich ihm eins ins Maul, daß er es für eine Woche nicht aufmachen kann.“

„Pascasio und Urbano flohen, das weißt du. Aber was du nicht weißt, ist, daß Pascasio, als er eingefangen werden sollte, den La Mecha mit einem Stein erschlug, und daß dann El Faldon ihn niederschloß, weil Pascasio mit einem Revolver auf ihn losging. Urbano hat das alles der Frau des Kochs erzählt, als er hier saß und warten mußte, damit ihn don Acacio auspeitschen konnte. Und was dann Urbano tat, als don Acacio hier runterkam, das

habe ich gesehen und niemand sonst. Als sich don Acacio nicht vorsah, sprang Urbano auf ihn los, knebelte ihn an jenen Baum da drüben fest und stach ihm beide Augen aus, mit einem Dorn.“

„Du, ist das sicher?“

„Ich habe es gesehen von hier oben, als ich kam, meine Axt in der Bodega umzutauschen. Und nachdem das geschehen war, hat sich der Urbano einen großen Stein in die Hose gebunden und ist in den Fluß gegangen, wo er sofort ertrank. Das wissen sie oben nicht. Die denken, er ist aufs neue geflohen und zwei sind hinter ihm her. Don Acacio ist wie verrückt geworden, weil er keine Augen mehr hatte, und hat sich dann selbst totgeschossen.“

„Hast du das auch gesehen?“

„Nein, aber Epifanio, der Junge, der in der Oficina und in den Bungalows Dienste tut, der hat es gesehen, durch einen Spalt nicht wie sich don Acacio totschoß, aber er lief gleich, als er den Schuß hörte, zu dem Spalt und sah don Acacio vor dem Bett kauern mit dem Revolver in der

Hand. Dann brachen sie die Tür durch, weil er die Tür mit einem Balken festgemacht hatte.“

Celso piffte einige Male. Dann sagte er: „Du, Martin Trinidad, das ist lustig. Das gefällt mir.“

„Das ist noch nicht alles, was ich weiß.“ Martin rückte noch dichter heran und sprach nun ganz leise weiter. „Die da oben denken, daß Urbano dem don Acacio den Revolver und Gürtel mit den Patronen abgenommen hat und damit geflohen ist. So ist das nicht. Urbano hat wohl den Revolver rausgezogen und hingeworfen. Aber er hat ihn liegenlassen, weil er sicher nicht wußte, wie er ihn gebrauchen könnte. Er war zu dumm. Als Urbano in den Fluß gegangen war, bin ich runtergesaut, habe den Revolver aufgehoben und dem don Acacio, der ja nicht mehr sehen konnte, den Gürtel mit den Patronen abgenommen.“

„Du hast den Revolver und die Patronen?“ fragte Celso leise, aber aufgeregt und heiser.

„Ja, ich habe den Revolver und die Patronen. Alles

eingegraben in den Sand. Weißt du, Celso, mit diesem Revolver können wir, du, ich, Juan Mendez und Luzio Ortiz, viel machen.“

„Wissen die beiden, daß du den Revolver hast?“

„Kein Wort. Du bist der erste, dem ich es sage. Wir könnten nun recht gut entwischen.“

„Das könnten wir recht gut. Aber ich habe hundertmal darüber nachgedacht. Es würde mir nichts helfen, wenn ich wegrenne. Es würde auch dir nichts helfen. Wir müssen alle wegrennen, alle am selben Tage, und alle müssen wir schwören, uns nie mehr zurücktreiben zu lassen und lieber zu sterben, als wieder hier herzukommen. Am besten ist es, alle hier, die keine Muchachos sind, zu erschlagen. Wenn wir sie leben lassen, dann wird nichts geändert. Dann bleibt alles beim alten, und eines Tages haben sie uns alle wieder fest. Nur eine ganze und richtige Sache hilft. Der einzelne kann nichts ändern und nichts machen. Wir müssen das alle machen, und zugleich, oder gar nicht. Ich hätte hundertmal weglaufen können, allein, oder mit Andreu

und Santiago und Fidel und Matias, alle die richtigen Muchachos. Aber wir haben uns immer wieder gesagt, daß wir mit allen Monterias ein Ende machen müssen, alles zerstören, alles niederbrennen, alle Patrones und Capataces erschlagen, sonst hat es keinen Zweck. Wenn wir allein gehen würden, dann würden wir später nur traurig sein, daß wir alle die Muchachos, die Schwachen, und die Kleinen, und die Dummen, hier in ihrem Elend zurückgelassen haben. Wir sind die Starken, du und ich und Andreu und dein Juan und dein Lucio. Wir müssen den anderen helfen, die nicht so stark sind. Mit Hilfe der Schwachen und Ängstlichen und Furchtsamen und Gehorsamen können sich die Patrones wieder aufrichten, und wenn sie sich wieder aufgerichtet haben, können sie dann auch wieder uns, die wir uns so stark glaubten, aufs neue beherrschen, und schlimmer als zuvor.“

„Du bist viel klüger, als ich geglaubt habe, Celso.“

„Denke nicht, daß ich das alles ganz allein ausgedacht habe. Ich bin kräftig, aber mit dem Ausdenken geht es schwierig. Das haben wir alle zusammen so ausgedacht, der Andreu, der Pedro, der Santiago und alle die, die

mehr in der Welt gesehen haben als nur ihr Dorf und die Finca, wo sie geboren wurden. Und nun kommst du noch dazu, ein Schullehrer und zwei Soldaten, die ebenso denken wie wir. Ihr habt uns gut gefehlt. Wir müssen jetzt nur darüber nachdenken, wie wir das anfangen und wann. Schade, daß der Urbano sich ertränkt hat. Verflucht noch mal, der war ein richtiger Rebelle, einer, wie wir sie brauchen. Das hat bis jetzt keiner von uns gewagt, sich an einen Patron heranzumachen und ihm die Augen rauszubohren. Ich weiß nicht, ob ich dazu den Mut aufgebracht hätte. Aber vielleicht doch. Es kommt darauf an, ob du genau den Punkt erreicht hast, wo du dir sagst, das war alles, was ich gerade noch ertragen konnte, jetzt aber ist es um einen Hieb zu viel geworden, und nun gehe ich drauf los, ganz gleich, was es mich kostet, nur um endlich ein Ende zu machen.“

Martin Trinidad kaute den Rest seiner Zigarre auf, spuckte ihn aus und erhob sich ächzend aus dem Wasser.

Celso steckte seinen Kopf tief in das Wasser, sprudelte laut, spuckte um sich herum, wischte sich das triefende Wasser aus dem langen Haar und aus dem Gesicht, stand auf, reckte sich, streckte die Arme weit von sich, ließ sie wieder fallen, strampelte noch einige Male im Wasser herum, dann ging er auf das sandige Ufer los. „Ich bin ganz schwammig von dem langen Sitzen im Wasser. Aber ich bin sicher, daß keine einzige Zecke mehr am Leben ist; alle Moskitostiche sind abgekühlt, und was von der letzten Henkung an Striemen übrig blieb, ist wieder zugewachsen.“

Als beide die Böschung hinaufstrauchelten, sagte Martin Trinidad leise: „Du sagst natürlich niemand etwas von dem, was ich dir erzählt habe, Celso, nicht einmal Andreu. Ich habe Juan und Lucio auch nichts erzählt. Nur du weißt es. Laß nur alle Muchachos hierherum glauben, daß wir drei Landstreicher oder Sträflinge sind,

oder was sie sonst denken mögen. Ich wollte nur, daß du wissen sollst, was mit uns los ist und daß wir genau dasselbe denken und wollen, was ihr denkt und wollt. Ihr geht eure Wege und wir unsere, und wir kennen uns nicht. Und wenn es losgeht, weißt du, daß ich die Rückendeckung halte, wenn du die Front hast, und ich die Front nehme, wenn du die Rückendeckung innehast. Und wenn wir drei, Juan, Lucio und ich, so tun, als ob wir die Seite der Patrones nehmen, dann sollst du wissen, daß ich die Rückendeckung halte und die Falle aufstelle. Vielleicht dauert es zwei Monate, vielleicht sechs. Aber ich weiß, das es keine zwölf dauern wird. Draußen im Lande glimmt es, und in allen Ecken lecken schon die ersten Flammen hoch. Das war das Wichtigste, was ich dir sagen wollte. Das Kriegsgeschrei heißt: „Tierra y Libertad!“ Erde und Freiheit! Und auch: „Abajo la dictadura! Zur Hölle mit der Diktatur!“

„Nicht so laut, Manito,“ sagte Celso leise. „Nicht so laut jetzt. Jetzt noch nicht. Doch wenn wir erst einmal aus vollen Kehlen Libertad schreien, dann darf kein einziger Mann uns fehlen.“

Und ebenso leise erwiderte Martin Trinidad: „Wir brauchen nicht Fahnen und keine Standarten. Was wir nur brauchen, ist nur Mark in den Schwarten. Tierra y Libertad!“

„Tierra y Libertad!“ antwortete Celso als Gute-Nacht-Gruß.

Kapitel 10

01

Es war am nächsten Abend, als don Felix zur Hütte kam, wo die Leute aßen. Die Hütte bestand nur aus einem Palmendach, auf Stämmen errichtet. Wände hatte dieser Speisesaal nicht. Wenn es heftig regnete und die Leute unter dem Dach saßen, ihr Essen einzunehmen, so mußten sie dicht zusammenhocken, damit sie nicht naß wurden, wenn der Regen von den Seiten aus hineinpeitschte. Tische und Bänke hatte der Speisesaal nicht. Alle Arbeiter hockten auf der Erde und hatten ihre Kaffeekännchen und Eßnapfe zwischen den gekreuzten Beinen stehen. Daß die indianischen Arbeiter vielleicht besser auf Bänken und an Tischen sitzen würden, darüber nachzudenken verschwendeten die Herren, die Patronen, niemals Zeit. Wäre ein Zeitungsmann durch Unglück hierher verschlagen worden, was freilich in tausend Jahren nicht vorkam, und hätte er diesen Speisesaal gesehen, in dem die Indianer aßen, die all das schöne Mahagoniholz liefern, das in den Salons und in

den Konferenzsälen der Banken so guten Eindruck macht, und würde der Zeitungsmann sich darüber gewundert haben, daß so herrliches Mahagoniholz in Beziehung stehen könnte mit dem Jammer der Männer, die es erzeugten, so würde don Severo gesagt haben, was alle anderen Caoba-Produzenten vor ihm gesagt hatten: Die? Die verlausten Indianer? Diese Dreckschweine, die so stinken? Die wollen das so haben. Die sind daran gewöhnt, von der nackten Erde zu fressen wie die Schweine. Die könnten gar nicht auf einer Bank und an einem richtigen Tisch sitzen. Die würden unter den Tisch kriechen, um richtig fressen zu können. Wie sie auch nicht mit Messer, Gabel und Löffel fressen können: wenn sie keine Finger hätten, würden sie ihren Fraß aufschlecken wie die Hunde.“ Die Patrones würden das im gleichen Tonfall und mit gleicher Ueberzeugung erklärt haben wie es die großen Fabrikherren in zivilisierten Ländern tun, wenn die verdreckten Arbeiter jeden Tag ihre Mäuler aufreissen und saubere Wasch- und Badevorrichtungen in der Fabrik haben wollen, und auch noch mit heißem und kaltem Wasser. Badevorrichtungen sind nicht nötig für Arbeiter, die

Luxus-Automobile machen. Wozu braucht man denn eine Badeeinrichtung mit heißem und kaltem Wasser, wenn man Motoren bauen will. Wasser verdirbt die elegant ausgebohrten Zylinder eines hundertpferdigen Motors. Also ist jede Badevorrichtung von Uebel und also brauchen auch die dreckigen Indianer keine Bänke und Tische im Speisesaal; und Wände braucht der Speisesaal erst recht nicht, weil die Ventilation besser ist, wenn keine Wände da sind.

Don Felix trat unter das Dach, blickte sich unter den Leuten um und sagte endlich: „Du, Candido, und du, Tomas, und du, Castulo, und du und du – , dabei auf mehrere Burschen deutend, „ihr macht euch auf, jetzt gleich, und rüber auf die andere Seite des Flusses, wo ihr, zwei Meilen abwärts, morgen früh in der neuen Region zu arbeiten beginnt. Hurtig mit eurem Fraß, und eure Packen genommen! Die Canoeführer können euretwegen nicht die ganze Nacht hier aufbleiben.“

Die aufgerufenen Muchachos schluckten ihr Essen hastig hinunter und trotteten hinüber zu den Schlafhütten, ihre Packen zu ordnen und sich für die Ueberfahrt zu rüsten.

Candido schickte seine beiden Jungen auf die Suche nach den Schweinen, die hier im Camp frei herumliefen und sich ihr Futter selbst zu suchen hatten. Don Felix hatte bereits mehrere Male erwähnt, daß er die Schweine, eines nach dem andern, für sich schlachten lassen würde, weil sie sich auf seinem Gelände gemästet hätten und darum sein Eigentum wären.

Modesta half ihrem Bruder die Packen zu schnüren.

Don Felix schlenderte zur Hütte, wo Candido und Modesta waren.

„He, du, Muchacha!“ rief er das Mädchen an, „warum bleibst du denn nicht hier im Camp? Kannst bei mir im Hause arbeiten. Drüben im neuen Campo ist alles reine Wildnis. Tiger und große Schlangen. Noch nicht eine Hütte gebaut. Müßt heute und morgen im Freien schlafen, oder wenigstens jetzt, noch in der Nacht, Dächer bauen, denn es wird sicher wieder stark regnen. Du bleibst besser hier, Mädchen.“

„Muchas gracias, Patroncito“, antwortete Modesta

höflich, „yo prefiero quedar con mi hermanito, ich möchte doch lieber bei meinem Bruder bleiben. Vielen Dank.“

„Wie du willst, Muchacha. Ich wollte dir nur etwas Besseres anbieten. Wenn du dir das morgen überlegst, magst du ruhig kommen. Aber lange warte ich nicht.“ Don Felix ging zurück zum Bungalow. Als er am Koch vorüberkam, sagte er übel gelaunt: „Wenn man den Drecksäuen etwas Gutes anbietet, dann wollen sie es nicht; sie ziehen vor, in ihrem Schitt zu leben. Nichts Besseres gewöhnt.“

„Es cierto“, bestätigte der Koch, „so ist es.“ Er hatte gelernt, daß man es am leichtesten in der Welt hat, wenn man dem, der die Macht besitzt, in allen Dingen recht gibt. Dann kann man nie einen Fehler machen, und man hat immer sein Brot. Er wurde auch nie gehenkt und nie gepeitscht, bekam nur gelegentlich eine saftige Backpfeife von don Felix aufgeklebt, die er aber hinnahm, als wäre sie eine Freundschaftsgeste.

Celso kam von seiner Arbeit zum Speisesaal. Er sah sich um. Als er Candido nicht fand, ging er in dessen Schlafhütte.

„So, ihr seid vom Patron rübergeschickt, auf die andere Seite?“

„Ja“, antwortete Candido müde. „Was können wir dagegen tun?“

„Es ist verflucht wild da drüben. Alles neu. Nichts gereinigt. Werdet die erste Nacht im dicken Gebüsch liegen müssen. Zieht nur die Moskitonetze gut über euch zu. Warte, Modesta, ich werde das zuschnüren.“

Die beiden Jungen brachten die Schweine herbei, die entsetzlich lärmten, weil sie glaubten, es sei nun ihre letzte Stunde gekommen, Schinken und geröstete Schwarten zu liefern.

„Ich werde euch rüberhelfen“, sagte Celso.

„Das wird sehr spät für dich werden“, erwiderte Candido. Aber er war doch froh, daß er diese Hilfe bekam.

„Vielleicht komme ich nach der Flößung auch rüber in das neue Camp“, meinte Celso. „Würdest du das nicht gern sehen, wenn ich wieder mit dir im selben Camp wäre? Es war doch so schön hier, wo wir uns beinahe jeden Tag sehen konnten.“

„Gewiß wäre es gut, wenn wir im selben Camp wären. Denkst du nicht auch, Hermanita?“ fragte Candido nun seine Schwester.

Modesta sagte nichts.

Dann nahm sich Celso ein Herz. „Du würdest doch ganz gern sehen, wenn ich auch drüben wäre?“

„Ja. Sehr gern.“ Sie sagte es kurz und beugte sich tief über den Packen, in dem sie ihr Kattunkleid, sorgfältig zusammengelegt, in diesem Augenblick tief unter andere Sachen schob, um es trocken zu halten, wenn es während der Ueberfahrt regnen sollte.

„Das wollte ich hören, Modesta“, sagte Celso und lachte.

Die erste Ladung von Leuten war am andern Ufer angelangt. Und die beiden Canoes, die jene Burschen hinübergebracht hatten, kamen zurück. Den Fluß abwärts ging es rasch, aber die Canoes wieder aufwärts zu bringen, dauerte lange, denn der Fluß befand sich im steten Schwellen und er rannte verteufelt rasch und heftig.

Die Canoes, oder wie die Muchachos sie nannten, Cayucos, waren lange, ausgehöhlte Baumstämme, nichts weiter. Nur der Cayuquero, der Canoemann, stand, während alle übrigen, die sich im Canoe befanden, auf dem Boden des Stammes hockten. Das Canoe schaukelte seitlich unsicher genug, weil er ja die Form als Stamm nicht geändert hatte. Der Cayuquero mußte ein sehr geübter und gewandter Bursche sein, ein solches Canoe über einen rasch dahinfließenden und angeschwollenen Strom zu bringen, ohne daß es sich um sich selber drehte und alles, was darin war, ins Wasser schüttete.

Candido, Modesta, die beiden Jungen und Celso warteten

am Ufer auf das Zurückkommen des Cayuco, mit dem sie über den Fluß gebracht werden sollten. Die Packen lagen neben ihnen, und die Jungen hielten die Schweine an Lassos fest.

Die Tiere waren schon recht groß geworden; es wäre Candido nicht mehr möglich gewesen, auch nur zwei auf seinem Rücken fortzuschleppen. Was er mit den Tieren zu tun gedachte, war ihm nicht ganz klar. Sie waren ihm wie Freunde geworden, denn sie verbanden ihn in sehr irdischer Weise mit seinem kleinen Hof, für den sie ursprünglich bestimmt gewesen waren. Kürzlich hatte er mit dem Koch darüber gesprochen, der ihm die Schweine für einen guten Preis abkaufen wollte. Der Koch hatte ihm gesagt, daß er mit dem Gelde, das er für die Schweine bekommen würde, sein Konto abbezahlen könnte, und daß ihm dann frei abzuziehen erlaubt würde. Aber Candido hatte von einem anderen Muchacho gehört, daß er so leicht, wie er sich das denke, nicht abziehen könnte, wenn er kein Konto mehr besitze, weil der Kontrakt nicht nur auf das Konto laute, sondern auch auf Zeit, und daß nicht nur das Konto, sondern auch die

Zeit heruntergearbeitet sein müsse. Freilich könnte er in einem solchen Falle nach Ablauf seiner Kontraktzeit ein schönes Sümmchen bar in die Hand bekommen.

Vielleicht. Vorläufig aber dachte er nicht daran, sich von seinen Schweinen zu trennen. Er fürchtete nur, daß don Felix sie einfach schlachten und ihm dann ein paar lumpige Pesos vom Konto abschreiben werde.

Candido und auch Celso, jeder hatte seine Arbeitslaterne brennen, um dem zurückkehrenden Cayuquero die Stelle am Ufer zu zeigen, wo er zu landen habe.

Die Laternen rauchten heftig und gaben nur ganz wenig Licht. Es war Vollmond. Aber er kam nicht durch die dicken Wolken. Jetzt rieselte es auch noch in dünnen Strähnen. Kaum zwei Schritte weit konnten die Wartenden vor sich sehen.

Der erste Cayuquero kam plötzlich mit seinem wackligen Baum aus dem Fluß hervorgeschossen, so unerwartet wie ein Geist.

Candido sprang hinein und rief Celso und den Jungen zu,

die Packen herüberzuwerfen.

Da sagte der Cayuquero: „Ihr geht nicht in diesen Cayuco. Ihr fahrt mit Felipe, der gleich kommt. Er ist dicht hinter mir. Er ist zwar mächtig angepfeffert und ziemlich schief auf den Beinen, aber er fährt den Cayuco rüber im Schlaf und mit beiden Augen zugebunden. Viel besser als ich. Ich habe hier zwei andere Muchachos zu fahren und muß mein Canoe auch noch vollpacken mit Aexten, mit dem verfluchten Geschirr, mit den Schleifsteinen, und was weiß ich, was mir El Faldon noch sonst alles aufladet. Ola, da kommt ja Felipe schon angesaust wie der Satan hinterm Pfaffen.“

Felipe war bei weitem mehr angepfeffert als Celso nach der Rede des ersten Cayuqueros vermutet hatte. Er torkelte im Canoe herum, bald nach rechts, bald nach links, und konnte es nicht einmal dann ruhig halten, als der Schnabel im Sande steckte.

„Por Dios!“ rief er. „Was für ein gottverfluchtes Wetter! Oben naß und unten naß und keinen Faden trocken.“ Er hatte einen kleinen Jungen mit sich, dessen Aufgabe es war, beim Anlegen aus dem Canoe zu springen und es auf den Sand zu ziehen. „Renne rauf und hole mir die Flasche“, rief er ihm zu. „Ich muß mir einen einschwenken, oder ich erfriere hier.“

„Du willst uns doch nicht etwa, besoffen wie du bist, rüberfahren?“ sagte Celso. „Du kannst ja nicht einmal auf den Beinen stehen.“

„Wer ist besoffen? Und du, ein dreckiger Chamula, willst auch noch einem alten Cayuquero sagen, daß er besoffen ist? Besoffen, ich? Wer fährt denn hier Cayucos, du oder

ich?“

„Du“, sagte Celso.

„Richtig. Und du hältst dein Maul. Wollt ihr nun einsteigen oder nicht?“

Candido nahm allen seinen Mut zusammen. Er sagte zu Celso: „Warte hier, ich gehe zum Patron und frage ihn, ob wir nicht mit dem andern Cayuco fahren dürfen.“

„Ihr fahrt mit dem Cayuco, den ich für euch bestimmt hatte“, herrschte don Felix Candido an, als er demütig in der Tür Bungalow stand und erklärt hatte, daß Felipe so besoffen sei, daß er sich kaum auf den Füßen halten könne. „Wer gibt denn hier Befehle, Chamula?“

„Usted, Patroncito!“

„Da habe nur keine Angst, der Felipe kann noch so besoffen sein, er ist der beste Cayuquero, den wir hier haben. Der andere, Pablo, säuft nicht so sehr; aber er kennt den Rio nicht halb so gut wie Felipe.“

„Patroncito, mit Ihrer Erlaubnis, können wir nicht morgen früh übersetzen?“ Candido versuchte es noch einmal, die Fahrt mit Felipe zu vermeiden.

„Das geht nicht. Da verlieren wir einen halben Tag Arbeit. Du fährst jetzt und Schluß damit. Pablo hat die Geschirre und Aexte und andere Muchachos rüber zu bringen. Wozu schleppst du denn ein ganzes Dorf mit dir herum? Das ist es ja eben, daß ich für dich einen ganzen Cayuco allein gebrauche. Los jetzt und raus! Ich bin morgen früh drüben. Komm her, hier, nimm einen tüchtigen Schluck.“

Candido nahm das Glas und kippte es hinunter. Es tat ihm wohl im Magen.

Er sagte: „Gracias!“ Dann: „Con su permiso!“ und ging.

„Es ist nichts zu machen, Celso“, sagte er, als er am Ufer ankam.

„Das wußte ich vorher. Es ist alles drin im Cayuco. Setz dich hinten rein. Alles schwimmt hier drin. Die Jungen haben geschöpft, aber wie soll es trocken werden, wenn es ewig regnet.“ Celso hatte alles Gepäck im Cayuco

verstaut. Modesta saß in der Mitte, die Jungen ihr nahe. Sie hielten die Schweine an den Lassos fest. Modesta trug den Packen, der ihr Kleid und ein paar Stückchen Wäsche enthielt, auf ihrem Schoß.

Candido stieg ein, kletterte über die Packen und Schweine hinweg und hockte sich hinten auf den Boden des Stammes. Er hielt seine Laterne hoch. Nahe seinen Füßen stand Felipe, die lange Ruderstange in der Hand haltend. Er war übelgelaunt, einmal, weil der Junge mit der Flasche hingefallen war und von dem Viertel, das drin war, die Hälfte verschüttet hatte, und zum andern, weil das Verladen ihm zu lange dauerte. Es war die letzte Fahrt, die er heute hatte, und er wollte sie schnell zu Ende haben. Bei jedem Packen, den Celso eingeladen hatte, und bei jedem Schwein, das in den Cayuco kam, grölte er, daß er nicht darum Cayuquero sei, um Schweine zu fahren, und was das überhaupt für eine Wirtschaft sei, daß ein Mann hier seine ganze Familie, Schweine, Kühe, Hühner, Kinder und Weiber mit sich schleppe, und ob es nicht genug der Schande sei, wenn er allein komme und seine Familie daheim in Frieden lasse.

Celso gab dem Cayuco-Jungen seine Laterne. „Spring du nur hinein, ich werde abstoßen. Für dich ist es zu schwer mit der Ladung.“

Celso stemmte sich mit seinen Schultern gegen den Cayuco und schob ihn, auf dem nassen Sand hingleitend, in das Wasser.

Felipe schlang seinen Arm um die lange Stange, setzte an, und während Celso mit einem Satz in den Cayuco sprang, flitschte das primitive Fahrzeug hinaus in die gurgelnde Finsternis.

Felipe tat zwei heftige Stöße mehr, und das Canoe wurde von dem Mittelstrom gepackt und schoß in den Strudel. Felipe aber fing es geschickt auf, ehe es zu quirlen begann, und Candido und Celso dachten, daß sie sich wohl doch recht lächerlich betragen hätten, eine so große Angst vor dem Wasser zu haben.

Der Cayuco schoß ungemein flink dahin. Felipe hatte nur hier und da ein wenig mit der Stange in den Grund zu spießen, um das Fahrzeug in der Mitte des Stromes zu halten, wo es seine schnellste Reise machen konnte. Er wollte die Fahrt so rasch beenden, wie das der Strom nur zuließ. Wenn eine solche Strömung im Fluß war wie in diesen Tagen, dann vermieden es die Cayuqueros in der Mitte des Stromes zu bleiben, weil er zu reißend war. Verlor der Mann auch nur für eine Sekunde die Kontrolle über sein Canoe, dann wurde es herumschleudert, der Strom traf es in der Breitseite und es rollte wie ein Baumstamm um sich herum, gleich ein dutzendmal. Alles, was darin war, fiel ins Wasser, Mensch und Gepäck. Um ein solches Kentern zu vermeiden, hielten sich die Cayuqueros nahe den Ufern und lenkten das Fahrzeug so, daß es immer in den ruhigen und langsamen Seitenströmen blieb. Zuweilen war diese ruhige Uferströmung am linken Ufer, dann wieder am rechten, je nach den Windungen des Flußbettes. Es war nun die Aufgabe der Canoeführer, den Cayuco sicher von

der einen Uferseite zur anderen zu bringen, um stets der ruhigsten Strömung folgen zu können. Das Überqueren des Stromes erforderte nicht nur eine große Geschicklichkeit, Ruhe und Erfahrung der Cayuqueros, sondern erst recht eine sehr gute Kenntnis des Flusses, seiner Strömungen zu jeder Jahreszeit, seiner Strudel, seiner Wirbel, seiner flachen Bänke und seiner Gerölle. Die Cayuqueros begannen ihre Laufbahn als kleine Jungen, die der erfahrene Cayuquero zur Hilfe mit sich nahm, und sie dabei anlernte.

War das Fahren der Cayucos schon bei Tage schwierig genug, so war es in der Nacht natürlich bei weitem schwieriger. Aber die alten Cayuqueros kannten den Fluß so gut, daß sie durch das Abfühlen des Grundes mit der langen Führerstange stets wußten, an welcher Stelle des Flusses sie sich befanden. Und es war richtig, daß diese erfahrenen Cayuqueros, selbst wenn sie betrunken waren, dennoch ihr Fahrzeug geschickt zu lenken verstanden. Freilich ist Betrunkensein ein unnatürlicher Zustand des Menschen, bei dem man nie mit Sicherheit voraussagen kann, was der Mensch gegenüber einem

plötzlich und unerwartet vor ihm auftauchenden Vorfall tun wird.

Felipe, in seiner benebelten Verfassung, fühlte sich ungemein tapfer. Er war außerdem Mestizo und sah auf die unwissenden Indianer als seiner wenig würdig herab. Obgleich er brauner war als Candido und sein Haar ebenso schwarz und drahtig wie das des Celso, betrachtete er sich dennoch den Ladinosen in jeder Hinsicht ebenbürtig. Er wurde nicht geprügelt, und als sehr geübter Cayuquero und als Erbauer und Eigentümer zweier Cayucos, galt er als selbstständiger Handwerker in der Monteria, mit dem Recht, sich zu betrinken, wann es ihm behagte und wenn er dazu Geld hatte. Das Winseln des Candido, der sich vor dem Wasser fürchtete, und es sogar gewagt hatte, don Felix zu bitten, ihn doch am frühen Morgen in das neue Camp zu schicken und nicht in der schwarzen Nacht, machte Felipe nur umso tapferer und unternehmerischer. Er wollte diesen verlauchten und verdreckten Chamulas einmal zeigen, was ein richtiger Cayuquero zu leisten vermag und mit welcher Raserei er ein Cayuco, selbst in der Nacht, und selbst auf

einem mächtig anschwellenden Fluß, zu führen verstand. Diese lausigen Chamulas sollten einmal wirklichen Respekt vor seiner Leistung bekommen.

Und so stieß er den Cayuco mitten in die heftigste Strömung, sodaß er dahin- schoß gleich einem Motor- Rennboot. Die gewöhnliche Fahrt dauerte etwa eine halbe Stunde; er gedachte zu beweisen, daß man die Fahrt in zehn Minuten machen könne.

Aber das Canoe war viel schneller, als daß er mit seiner schweren Stange den Bug in der Längsströmung hätte halten können. Die rasende Fahrt währte nur drei oder vier Minuten, da schoß der Bug, gegen Geröll anprallend, herum. Dicht zur Seite des flachen Gerölls war der Strom, weil eingeeengt durch die steinige Stromschnelle, doppelt so heftig als vor dem Geröll. Und so, während der Stern des langen Canoes, das Hinterteil, noch über das Geröll schrammte, stieß die heftige Strömung, die am Rande des Gerölls mit doppelter Kraft dahinschoß, den Bug rascher herum, als die flache Bank dem Stern zu folgen gestattete.

Mit einer ungemein geschickten Bewegung der Stange

vermochte Felipe den Stern von der Geröllbank abzuheben. Aber er tat es, infolge seiner Trunkenheit in seinem Urteil getrübt, mit mehr Kraft als nötig war.

Darum schoß der Stern um die Hälfte weiter nach links als gut war, um ihn in dieselbe Richtung zu bringen, die der Bug, vom Strom erfaßt, bereits angenommen hatte.

Felipe sah voraus, was nun unvermeidlich folgen mußte. Sofort warf er die Stange hinüber nach Backbord, um den Stern wieder in die Strömung zu bringen. Aber er erreichte den Boden eine Viertelsekunde zu spät. Der Stern kam nicht rechtzeitig herum; die heftig fallende Strömung schlug hoch gegen die Breitseite des Canoes und füllte das Fahrzeug bis an den Rand mit Wasser. Felipe, nicht fest auf den Beinen, schwankte und fiel über Bord. Unglücklicherweise stieß das quirlende Canoe nun auch noch gegen einen mächtigen Urwaldbaum, der sich kreuz und quer im Fluß tummelte, und kugelte nun herum.

Nur Felipe konnte schwimmen. Aber er war lediglich auf sich bedacht. Schrie: „A la orilla! Zum Ufer!“

Candido, Celso, Modesta, die Jungen und die Schweine, alle schrien, und alle strampelten im Wasser. Die dicke Finsternis ließ niemand erkennen, wo das Ufer war. Aber sowohl Candido als auch Celso hatten, als ihre Laternen noch schwelten, bemerkt, daß sie näher dem rechten als dem linken Ufer waren. Und sie hatten auch gut beobachtet, wie tief die Stange in den Fluß stieß, wahrgenommen, daß zur rechten Seite hin Sandbänke und flache Steingerölle waren, die sicher bis zum Ufer reichten.

Als Candido seinen Mund genügend über Wasser hatte, rief er seine Jungen. Der Kleinste antwortete ihm dicht an seiner Seite, und Candido konnte ihn am Hemd fassen.

Celso rief nach Modesta und Candido. Er haschte Modesta an ihrem Rock, und zerrte sie hinter sich her, Candido zurufend: „A la derecha! Zum rechten Ufer!“

Die Gegend, wo Candido und Celso her waren, bot wenig Gelegenheit, um schwimmen zu lernen. Es gab dort weder Seen noch tiefe Flüsse. Aber der Indianer, wenn er

in tiefes Wasser fällt, plätschert sich aus dem Wasser heraus wie die Hunde es tun, denen er diese Art des Schwimmens abgelernt hat. Er trägt keine Schuhe und die dünne verschlissene Baumwollhose und eine ebenso zerschlissenes Hemd hindern ihn in keiner Weise daran, sich über Wasser zu halten und sich darin schlecht und recht fortzupaddeln.

Sie erreichten das Ufer, jeder freilich an einer anderen Stelle. Durch lautes Rufen fanden sie sich zusammen. Auch Felipe kam endlich an. Da er nun nüchtern geworden war, verstand er nicht, wie das geschehen konnte.

„Bei der Heiligen Jungfrau“, rief er immer wieder aus, „das ist mir in meinem ganzen Leben nicht geschehen. Ich habe zwar hin und wieder einmal einen gottverfluchtes Cayuco umgeschmissen, aber das war an den langen Fällen, niemals hier. Da muß der Teufel dahintergesteckt haben. Oder einer von euch Chamulas hat mir etwas Böses angewünscht.“

Sie waren nun alle versammelt. Selbst die vier Schweine

waren hier, alle noch ihren Lasso an dem Hinterbein nachschleifend. Auch das Hündchen, das Candido von seinem Dorfe her gefolgt war, bellte herum und schüttelte sich vergnügt das Wasser aus dem Pelz.

Freilich, alle Packen waren verloren.

Modesta, ihren Wollrock auswringend, sah sich plötzlich um und fragte: „Celso, hast du Angelito? Unsern kleinen Angelo?“

„No, ich habe ihn nicht hier. Ist er denn nicht bei Candido?“

Candido antwortete aufgeregt: „Ich glaubte, er ist mir dir, Modesta, oder mit Celso.“

Sofort begannen sie alle zu schreien: „Angelito! Angelito! Donde estas? Wo bist du? Angelito!“

Vom Fluß her kam nur das Gurgeln und Quirlen des sich überstolpernden Wassers.

Als Felipe nicht zurückkehrte, wußte don Felix im Camp, daß etwas geschehen sein mußte. Er sandte am frühen Morgen Pablo mit dem Cayuco aus. Pablo fand die Schiffbrüchigen am Ufer, lud sie auf und brachte sie zum neuen Camp, wo die Muchachos bereits begonnen hatten, neue Hütten zu errichten.

Celso fuhr mit Pablo zurück zum Haupt-Camp, wo ihn don Felix empfing.

„Was hattest denn du da drüben zu suchen? Nun kommst du an, und hast einen halben Tag verloren. Dich habe ich nicht in das neue Camp geschickt.“

„Ich habe Candido geholfen, seiner Packen wegen, Patroncito, weil er die Familie hat.“

„Und hier hast du deine Arbeit und die wird nicht gemacht. Candido ist doch groß genug, allein die paar Schritte in das neue Camp zu gehen.“

„Er hat auch noch seinen kleinen Jungen verloren“, sagte

Celso.

„Hätte er besser aufpassen können. Und überhaupt, niemand hat ihm gesagt, seine Kinder hierher mitzubringen. Sie sind zu nichts zu gebrauchen. Los, an deine Arbeit! Und du machst deine vier Tonnen wie gewöhnlich. Wenn du spazieren fährst – dafür bezahle ich nicht. Ich bezahle nur, was du schaffst. Und was du zu schaffen hast, das sind vier Tonnen.“

„Si, Patroncito.“

Don Felix setzte sich nieder zum Frühstück und sagte zu den beiden Capataces, die mit am Tische saßen. „Da war ich doch wieder einmal im Recht, daß ich Pablo mit den Geschirren und den Aexten rübergeschickt habe. Wäre es der versoffene Coyote, der Felipe, gewesen, dann lägen unsere Geschirre und Aexte jetzt im Fluß. Hundertfünfzig Pesos im Wasser. Das hätte uns gerade noch gefehlt. Seit zwei Wochen kann nicht einmal der Postreiter durch, und erst recht keine Türkenkarawane. Wo ist denn der Söffling, der Felipe?“

Einer der Capataces antwortete ihm: „Der ist mit Pablo losgefahren, seinen Cayuco zu fischen.“

„Da werden sie drei Wochen fischen, und dann werden sie ihn immer noch nicht geschnappt haben.“

Candido arbeitete, aß, legte sich zum Schlaf nieder, stand auf, ging an seine Arbeit, aß, legte sich abermals nieder, stand wieder auf, fällte seine Bäume, kam zu den Hütten, hockte sich nieder und stierte vor sich hin. Er sprach kaum.

Jeden Morgen und jeden Abend ging er zum Ufer hinunter und blickte den strömenden Wassern nach, die seinen Angelito hinweggeschwemmt hatten. Und immer, wenn er von der Arbeit zurückkam, sah er sich in der Hütte um und sah Modesta an, ohne zu sprechen. Modesta wußte, was er zu finden hoffte, wenn immer er in die Hütte trat, müde und ausgegeben von der harten Arbeit.

Vier Tage vergingen so. Da sagte er am Abend leise zu Modesta: „Schwesterchen, am Ufer ist Pablos Cayuco angelegt. Wenn es tiefe Nacht ist, werden wir fahren.“

„Wohin fahren, Bruder?“ fragte sie in einem Tone, als ob sie an der Gesundheit seiner Sinne zweifelte.

„Ich kann hier nicht mehr bleiben. Sie haben meinen kleinen Angelino ermordet. Den Erstgeborenen Marcelinas haben sie mir ermordet. Wir gehen zurück in unser Heim. Ich habe Heimweh, Modesta. Nach meinem Feld, meinem Mais, meinem Hause, das ich baute. Ich kann hier nicht bleiben. Ich muß heim.“ Er sagte es, als habe er es in den vergangenen Tagen tausendmal zu sich gesagt, immer mit denselben Worten, ewig wiederholend, ohne je den Gedanken zu ändern.

„Nehmen wir die Schweine mit, Bruder?“

„Freilich. Was denkst du dir, Hermanita? Wie kann ich denn die Schweinchen hier zurücklassen? Die haben auch Heimweh, wie das Hündchen. Auch du hast Heimweh, ich weiß es.“

„Und Celso?“ fragte sie.

„Celso weiß, wo ich daheim bin, und wo er dich findet. Er hat mir gesagt, aber ich sollte es dir nicht wieder erzählen, daß, wenn das Mädchen, das ihm versprochen war, einen anderen Mann genommen hat, wie er glaubt,

daß er dann gern möchte, daß du ihn nimmst. Er kommt uns nach, Schwesterchen.“

Modesta wusch die irdenen Töpfchen und sagte: „Sie werden uns wieder einfangen.“

„Vielleicht“, antwortete Candido. „Aber ich kann hier nicht bleiben. Ich muß gehen. Und wenn sie mich fangen, ich werde immer wieder gehen, immer wieder. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Hier haben sie meinen Angelino ermordet.“

„Er fiel ins Wasser, Bruder.“

„Ja. Aber es war nicht der Wille der Madre Santisima. Es war der Wille des Patrons, dieses Teufels. Warum ließ er uns nicht am Tage fahren? Warum ließ er uns nicht mit Pablo fahren? Weil er die Jungen hasste und sie töten wollte. Ich weiß es. Er hat mir hundertmal gesagt daß sie arbeiten sollten oder sonst kein Recht hätten, hier mit mir zu sein, die Kinder der Marcelina, die vom Doktor ermordet worden ist, weil ich nicht gleich das Geld hatte.“

„Wie du es befehlst, Bruder. Wir gehen.“

„Warte, bis alle Muchachos schlafen. Treibe mit Pedrito die Schweine schon jetzt hinunter. Die Muchachos denken, daß wir ihnen nur Wasser geben wollen.“

In derselben Nacht fuhren Candido, Modesta, der kleine Pedro, die Schweine und das Hündchen ab.

Es hatte die beiden letzten Tage nur ganz wenig geregnet. Der Fluß war gesunken und seine Strömung leicht.

Später in der Nacht kam der abnehmende Mond herauf. Wolken zogen nur vereinzelt über den Himmel hin, und es war Licht auf dem Flusse.

Die Stange zum Lenken des Cayucos hatte Pablo mit sich hinauf in die Hütte genommen, in der er mit dem Capataz und dem Koch schlief. Candido wußte, daß er mit der ungelenken Stange das Canoe nicht hätte führen können. In langer Uebung mußte das gelernt sein. Er hatte darum am Nachmittag drei kurze Pfähle zugehackt, von denen der eine breit und schwartig war, um wie ein Paddel gebraucht zu werden. Die Pfähle, nur acht Fuß lang und nicht sehr dick, waren leicht zu handhaben in der Weise, wie er sich das gedacht hatte. Er ging mit dem Cayuco nicht weit in den Strom hinaus, sondern hielt sich

dicht an den Ufern, wo er mit den kurzen Pfählen immer Grund fand und das Canoe führen konnte, so, wie er es sich gedacht hatte. Packen, die dem Cayuco ein zu sehr schweres Gewicht gegeben hätten, besaß er nicht mehr. In einem Bündelchen, zurechtgemacht aus dem Hemd, das er sich vom Leibe gezogen hatte, trug er Bohnen, Tortillas und einen Ballen Posol, in den letzten drei Tagen aufgespart. Von einem befreundeten Muchacho hatte er sich Stahl, Stein und ein Stück Lunte geben lassen, um Feuer zünden zu können. Sein Messer, das er in einer rohen Lederscheide am Gürtel trug, war ihm nicht verloren gegangen. Er würde sich Speere schnitzen, mit denen er Fische speißen konnte, um sie zu rösten oder auch roh zu essen. An den Ufern konnte er große fette Eidechsen fangen und junge Schildkröten; gelegentlich würde er auch mit einer Schleuder aus Bast einen Wasservogel jagen. So hoffnungslos war die Flucht nicht. Was ihm gefehlt hatte, war ein Cayuco – und ein wenig Kenntnis wie es gefahren wurde.

Mit wenig Mühe glitten sie den Fluß hinunter.

Viertelstundenlang beleuchtete der Mond ihren Weg; an

beiden Ufern bauten sich die dichten, dunklen Wände des Dschungels auf. Von den Ufern her kam das Singen und Zirpen, das die Nacht belebte. Zuweilen quakten eine Kolonie großer Frösche, und hin und wieder übertönte das Singen des Dschungels der klagende Schrei eines aufgeschreckten Vogels. Kreuz und quer über den Fluß zogen die hinhuschenden Schatten von Nachtvögeln und Murcielagos, Pedrito schlief mit dem Kopf im Schoß der Modesta.

Gegen ihren Rücken drängte sich der warme Körper eines der Schweine.

„Bruder“, sagte Modesta halblaut zu Candido, „wie lange werden wir mit dem Cayuco reisen?“

„Ich weiß das selbst nicht, Schwesterchen. Weiter unten am Fluß kommen die hohen Fälle. Da müssen wir beide den Cayuco aus dem Wasser zerren und an den Fällen vorbeischieben. Dann kommen wieder Fälle, wo wir der Felsen wegen den Cayuco nicht schleppen können. Von dort müssen wir wandern nach Sonnenuntergang zu, um heimzukommen. Mir hat das alles ein Muchacho gesagt,

der den Fluß kennt, weil er im vorigen Jahr bei den Flößern gewesen ist.“

„Weißt du, Bruder, hier ist etwas, was ich nicht verstehe. Wenn das so leicht ist mit einem Cayuco zu entfliehen, warum bleiben die Muchachos alle in der Monteria?“

„Weil sie keinen Cayuco haben, oder weil sie Furcht vor dem Fluß haben, oder weil sie glauben, sie können kein Canoe fahren.“

„Vielleicht ist das so, Bruder“, sagte Modesta. Aber was sie wirklich dachte, sagte sie nicht.

Am Morgen rief don Felix El Chapapote und El Guapo: „Schluckt euren Kaffee runter, und dann etwas Feuer dahinter! Ihr geht rüber in Las Champas, in das neue Camp. Nehmt die Gäule mit. Reitet die Region ab, kreuzt die Stämme an und zählt sie mir aus, wie viel wir da drüben haben. So ungefähr. Felipe fährt euch rüber.“

Die Aufseher nahmen ihre Sättel und Packen und luden sie in den Cayuco. El Guapo nahm seine Schrotkanone mit sich, denn er sagte, daß es gäbe im neuen Camp sicher etwas Gutes zu jagen gebe, weil da nie geschlagen worden sei. So lange die Muchachos nicht tief im Dschungel drin seien, und mit ihrem Jagen und Schreien alle Antilopen und Schhweine verscheuchten, sei da eine gute Beute, die sie wohl brauchen könnten, denn das Futter finge an, gottverflucht knapp und langweilig zu werden, weil der gottverdammte Heide von einem Türken mit seinem faulen Kramladen nicht durchkomme. Er werde vielleicht auch ein paar alte Schrullen mitbringen. Wenn sie auch verhurt seien, so sei es doch

was Neues.

Diese kluge Rede leuchtete El Chapapote in all ihrer Wahrheit ein; er bedauerte nur, daß er keine Schrotbüchse habe, und außerdem mit einer Schrulle nicht viel tun könne, auch wenn sie erträglich sein sollte, weil er gegenwärtig einen am Laufen habe, der ihm genug Schwierigkeiten bereite.

Es waren vergnügliche Erzählungen, mit denen sich beide unterhielten, als sie in dem Cayuco hinfuhren. Ihre Pferde, abgesattelt, schwammen an langen Lassos gehalten hinterher, an jeder Seite des Cayucos eines.

Sie waren noch einige fünfzig Meter vom Landeplatz des neuen Campo entfernt, als sie dort Pablo hin und her schwirren sahen, schimpfend und mit den Armen um sich fuchtelnd. „Mein Cayuco ist gestohlen! Verflucht, wer hat meinen Cayuco gestohlen? Wenn ich den Hund kriege, ich schlage ihn zu Brei. Mein Cayuco ist fort.“

Felipe stieß sein Canoe in den Sand und sagte: „Du hast ihn nicht raufgezogen, deinen Cayuco, und er ist in der

Nacht fortgeschwemmt. Deine Schuld!“

„Meine Schuld? Rede keinen Unsinn, wenn du nichts weißt. Hier siehst du, wo es in der Nacht festlag. Kannst es im Sande sehen. Das Wasser ist niedrig, wie kann denn das gottverfluchte Stück von einem verhurten Cayuco allein fortschwimmen.“ Darauf, sich an die beiden Capataces wendend, rief er: „Und, verflucht noch mal, ich weiß auch, wer es hat. Der Chamula, der hier ist mit seiner ganzen verlausten Familie und auch noch eine Herde Schweine hat, der ist damit abgefahren.“

„Rede keinen Kehrlicht“, erwiderte El Chapapote. „Wie kann denn der Chamula mit deinem dreckigen Cayuco absausen. Er weiß ja nicht einmal, wie Wasser inwendig aussieht. Und nun wird er auch gleich noch mit deinem Cayuco losschwimmen. Mache dir lieber dein Hemde voll und halt's Maul.“

„So, wenn du das besser weißt, dann suche dir doch einmal den Chamula und seine Mula. Wo sind sie denn? Hier im Campo sind sie nicht, und nicht vor den Bäumen. Auch der Junge ist nicht da, auch nicht seine Schweine.

Hat er alles mitgenommen. Suche ihn dir nur. Wenn du ihn am Kragen hast, wirst du auch meinen Cayuco nahebei sehen.“

Die beiden Capataces kletterten am Ufer hoch und zerrten ihre Pferde nach. Oben trafen sie El Faldon. „Richtig!“ sagte der. „Der Chamula ist abgereist, mit dem Dampfschiff. Glaube es oder glaube es nicht. Aber er ist fort. Und ihr kommt gerade zur Zeit ihn zu holen.“

„Da bleibt uns nichts anderes übrig.“ El Chapapote stieß seinen Genossen an. „Was sagst du, Guapo? Hinter ihnen her! Wir können später die Bäume auszählen gehen. Wollen erst einmal was in den Magen keilen. Wir haben nur gerade einen Schluck ranzigen Kaffee runtergeschossen am Morgen. Der Felix wird jeden Tag verrückter. Wo sollen wir denn die Tonnen hernehmen, wenn keine wachsen, gottverflucht nochmal. Ich kann keine wachsen lassen, oder wenn ich könnte, wäre ich längst Millionär und brauchte mich hier nicht abzuwürgen und hinter verlausten Chamulas herzurennen, als ob ich eine alte Amme wäre. Ist der elende Hundefraß nun fertig, oder wann?“

„Heben wir erst einmal einen, damit die Bohnen besser geschmiert sind.“ El Faldon zog eine Flasche hervor, und alle nippten einen guten Lutscher, um den Morgen zu feiern.

„Du kommst hinter uns her mit deinem Cayuco, Felipe“, sagte El Chapapote. „Ich und El Guapo, wir reiten am rechten Ufer runter.“

„So geht das nicht“, meinte Felipe. „Mit dem Cayuco holen wir sie nie ein. Die sind eine ganze Nacht voraus. Mein Cayuco ist doch kein Kanonenboot. Und wenn wir sie auch einholen, dann haben wir sie noch lange nicht. Die springen ins Wasser, der gestohlene Cayuco saust davon, und wir kriegen ihn nie wieder. Oder weiter unten fischen ihn die Caribe-Indianer heraus, und gehen damit los. Ihr reitet viel schneller, als ich mit dem Cayuco folgen kann. Der Fluß macht lange und unzählige Windungen. Ich kenne den Lauf recht gut. Alle diese langen Windungen könnt ihr leicht abschneiden und kommt dem Chamula weit voraus. Er versteht gar nicht mit dem Cayuco umzugehen. Das Ding rennt ihm sicher alle zehn Minuten auf einer Geröllbank oder an flachen Stellen im

Sande fest. Und überhaupt, ich kann mit meinem Cayuco gar nicht den Fluß runterfahren. Ich muß zurück zu Felixchen. Er will den Fluß rauf rudern, sich die Abschwemmen ansehen.“

Das war richtig. Don Felix hatte Felipe den Befehl gegeben, mit dem Cayuco sofort zurückzukommen, weil er die Tumbos inspizieren wollte. Aber in einem solchen Falle, wenn Flüchtlinge eingeholt werden sollten, hätte Felipe schon einmal gegen den Befehl handeln können. Sein wirklicher Grund, nicht mit dem Cayuco zu fahren, war, daß er sich fürchtete, Candido im Fluß zu treffen, während die Capataces zu weit waren, ihm beizustehen. Candido, wie jeder andere Flüchtling, würde nicht zögern, ihn zu erschlagen, um nicht gefangen zu werden.

Für die Flucht des Candido war es günstig gewesen, daß es in den letzten drei Tagen kein Regen gegeben hatte. Dadurch war der Fluß weniger reißend und weniger tief. In einem reißenden Fluß wäre Candido, unerfahren im Lenken eines Cayucos, nicht weit gekommen. Aber so günstig wie das Fehlen des Regens für Candido war, so günstig war es nun auch für seine Verfolger.

Hätte es in dieser Woche so schwer und anhaltend geregnet, wie es gewöhnlich in dieser Zeit geschah, dann wären alle Pfade im Dschungel versumpft gewesen. Die Pferde wären an vielen Stellen nicht nur bis zu den Knien, sondern gleich bis zum Sattel eingesunken; lange Strecken hätten die Verfolger zu Fuß gehen und die Tiere nachziehen müssen, weil das Gewicht auf dem Rücken der Tiere sie zu tief in den Schlamm sinken ließ und sie sich nicht herausarbeiten konnten. Weite Umwege wären nötig gewesen, um den überschwemmten Ufern und den weiten Sümpfen nahe des Flusses auszuweichen. Die Hälfte der Windungen des Flusses hätten nicht

abgeschnitten werden können.

Nun aber war der Boden, wenn auch nicht frei vom Morast, doch an seiner Oberfläche genügend verkrustet, sodaß die beiden Capataces auf langen Strecken ziemlich rasch dahinreiten konnten. Das Wasser des Flusses war gefallen und kilometerlange Strecken konnten am sandigen Ufer geritten werden, andere lange Strecken im flachen steingen Flußbett. Der Fluß, gleich allen anderen Urwaldströmen, weitete sich zuweilen zwei oder drei Kilometer in seiner Breite aus, wo das Gelände eben war. An solchen breiten Stellen war das Wasser sehr niedrig und strömte wirklich tief nur in ausgewaschenen Rinnen, die übersprungen werden konnten. In solchem offenen Flußbett vermochten die Reiter oft fünf Kilometer weit zu galoppieren, denn der Grund, Sand und Kies, war fest.

Je mehr Windungen der Fluß machte, und je mehr Windungen die Verfolger abschneiden konnten, desto geringer mußte der Vorsprung werden, den Candido ursprünglich besessen hatte. Der Fluß strömte jetzt, wenig angetrieben von nachdrängenden Wassern, nur gemächlich seine Bahn. Die Reiter vermochten

viertelstundenlang dreimal rascher zu reiten, als der Cayuco des Candido im Fluß entlang glitt.

Candido, es nicht besser wissend, wäre unter allen Umständen an den ersten Fällen des Flusses eingefangen worden. So leicht, wie er sich das, unerfahren in dieser Arbeit und ohne die Mithilfe eines weiteren sehr kräftigen Mannes, wohl gedacht hatte, war es nicht, einen so schweren Cayuco den langen felsigen Weg um die Fälle zu schleppen. Er hätte Stämme hacken müssen, um auf diesen Stämmen den Cayuco weiter zu rollen. Und fand er keine abgebrochenen Stämme, mit seinem Messer konnte er keine Stämme schlagen. Den Cayuco liegen zu lassen und einfach seinen weiteren Weg durch den Dschungel zu versuchen, kam nicht in Frage. Die Verfolger wußten, wo er den allgemeinen Pfad früher oder später erreichen mußte, um die Seen und Sümpfe zu umgehen und die Furten in den Flüssen aufzusuchen. Die Verfolger brauchten an diesen Einmündungsstellen in den Reisepfad der Karawanen nur zu warten, bis er ankam. Alles das waren Dinge, die Candido nicht wußte. Und alle diese Dinge waren es, die eine Flucht aus den

Monterias so hoffnungslos machten. Celso, der Candido und Modesta gewiß aus vollem Herzen alles Gute wünschte, würde ihm mit aller seiner Ueberredungskunst abgeraten haben, eine Fluchtversuch zu unternehmen, weil er aus seinem langen Aufenthalt in den Monterias her wußte, daß ein Fluchtversuch nicht glückte, nicht glücken konnte. Die seltenen Ausnahmen, eine erfolgreiche Flucht bei hundert Versuchen, verteuerten sich für den Flüchtling zumeist nur durch dauerndes Siechtum.

Es fehlten noch zwei Stunden bis Sonnenuntergang, als El Guapo sagte: „Hier ist ein Bach und ein schattiger Baum und hier können wir von der erhöhten Böschung den Fluß übersehen. Wir werden hier eine halbe Stunde rasten, unsern Posol anrühren und uns eine Zigarre drehen.“

„Ist auch gut für die Caballos“, erwiderte El Chapapote. „Die Pferde müssen einmal zu Atem kommen.“

El Chapapote hatte den Necknamen Pech deshalb, weil die Haut seines Gesichtes und seines Körpers große schmutzige, wie graues Pech aussehende Flecken aufwies, wodurch sich seine Herkunft aus den Küstengebieten am Pazifischen Ozean im südlichen Mexiko verriet.

Sie rührten noch mit dem Zeigefinger den Posol in den Fruchtschalen um, als plötzlich El Guapo, den Fluß hinaufblickend, ausrief: „Caray, ya viene la Familia Santa! Da kommt ja die Heilige Familie auf dem Ozeandampfer angefahren!“

In der Tat, der Cayuco kam langsam den Fluß
heruntergeglitten; der Bug, unsicher geleitet, schwänzelte
im Wasser hin und her, als wäre der Steuermann nicht
sicher, wohin er mit seinem Schiffein zu fahren wüschte.

Candido, Modesta und der Junge saßen auf dem Boden des Fahrzeuges. Nur wenig mehr als Kopf und Hals der drei lugten über dem steilen Rand des Cayucos hervor.

El Chapapote und El Guapo setzten ihre Schalen auf den Boden, vorsichtig genug, daß ihnen vom Inhalt nichts verloren gehe. El Guapo nahm die Schrotbüchse vom Sattel. El Chapapote zerrte seinen Revolver aus dem Holster und spannte den Hahn.

Aus irgend einem Grunde wieherte eines der beiden Pferde, das mit den Füßen im Bach stand, der hier in den Fluß einmündete.

Im selben Augenblick bemerkten die Insassen des Cayucos die beiden Capataces.

Candido wollte nun rasch den Cayuco herumreißen und zum gegenüberliegenden Ufer lenken. Aber die Rinne des Flusses, vertieft durch den einmündenden Bach, lag näher dem Ufer, wo die beiden Reiter standen.

Noch ehe das Canoe in gleicher Höhe mit den Verfolgern war, schrie El Guapo: „Bring den Cayuco hier heran, Chamula, oder ich schieße!“

Ob Candido es versuchte und ihm das Steuern nicht glückte, oder ob die Strömung es ihm nicht erlaubte, konnten die Verfolger nicht wissen: das Canoe kam nicht näher, sondern glitt weiter in den Fluß hinaus.

El Guapo schoß seinen Schrot ab. Er hatte den Schuß vor den Bug richten wollen, als Warnungsschuß. Aber der größere Teil der Ladung traf den Cayuco.

Pedrito winselte gleich darauf kläglich, daß er getroffen sei. Er stand halb auf und ließ den linken Arm gleich einer Flosse herunterhängen.

Nun schoß auch El Chapapote seinen Revolver ab, und El Guapo schob eine neue Patrone mit schwerem Löwen-Schrot in den Lauf. Er richtete die Flinte wieder auf den Cayuco und rief: „Komm heran, Chamula, oder por la Madre Purisima, ich schieße dich und alle in Fetzen!“

El Guapo lief die paar Schritte der Böschung hinunter

und stand mit den Füßen weit im Wasser, den gespannten Revolver auf den Cayuco richtend.

Der blutende Arm seines Jungen nahm Candido allen Mut einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, seine Fahrt fortzusetzen. Er sah, es war Ernst, was die Capataces ihm androhten. Sie würden wieder schießen, und solange schießen, bis alle im Cayuco tot oder schwer verwundet sein würden, nicht nur sein Junge, sondern auch Modesta.

Er rief: „Vengo. No mas balazos, Jefecitos, per la Virgencita! Ich komme schon. Keine Schüsse mehr, um der Heiligen Jungfrau willen!“

Es gelang ihm, den Cayuco auf eine Sandbank im Fluß zu lenken, wo sich das Fahrzeug festrannte.

Er stieg aus, hob den Jungen heraus, und dann kam er, mit dem Jungen auf dem Arm, gefolgt von Modesta, bis an die Hüften durch das Wasser watend, auf das Ufer zu. Seine vier Schweine trippelten grunzend hinter ihm her, und am Ufer angelangt, pflügten ihre Schnauzen sofort

den Boden auf, während das Bastardhündchen, nachdem es sich das Wasser aus dem Fell geschüttelt hatte, fröhlich und spielend um die Gruppe herumsprang.

Kapitel 11

01

„Nicht nur ausrücken wolltest du, Chamula, du hast auch noch den Cayuco stehlen wollen!“ gellte Don Felix den Candido an, als er zur Verurteilung vor ihn gebracht wurde. Don Felix hatte befohlen, daß Candido, sein Junge, seine Schwester und alles, was er habe, mit hierher gebracht werden sollten, damit er einmal selbst an einem Beispiel zeigen könne, wie Kontraktbrüchige zu bestrafen seien.

„Das wird nun schon hier eine ständige Gewohnheit, das Ausrücken und dann noch Widersetzen“, brüllte er erbost auf Candido los, der demütig vor ihm stand. „Rebellion und Meuterei hier in der Monteria? Ist das so?“ schrie er.

Nahe bei ihm standen vier Capataces. Aus den Hütten kamen die Handwerker hervor, und in den Türen der Branntweinschenken standen Burschen und Weiber. Aber niemand wagte sich heran.

„Und du, mein Hürchen, du wolltest mir auch entwischen?“ sagte don Felix und trat näher an Modesta heran, ihr Kinn hochreichend. „Du entgehst mir nun nicht mehr. Ich brauche etwas Junges und Grünes.“

„Perdonenos, Patroncito, por Dios Santo!“ flehte Candido. „Vergib uns diesmal, mein Väterchen, um des Heiligen Gottes willen. Wir werden es gewiß nicht wieder tun. Ich hatte so vieles Heimweh, meines lieben Jungen wegen, der tot im Fluß ist. Und ich hoffte, ihn da unten irgendwo im Fluß zu finden, wo er sich gerettet haben mag. Aber ich fand ihn nicht. Vergib uns, liebes Väterchen!“

Pedrito, der Junge, seinen Arm mit einem Fetzen Hemdes verbunden, das sich Modesta abgerissen hatte, begann zu weinen, als er seinen Vater zum Herrn flehen hörte. Er kniete nieder und hob seine Hände hoch, sie flach gegeneinander pressend, so wie er von seiner Mutter gelernt hatte, in der Kirche vor dem Muttergottesbilde zu beten. „Vergib uns, liebes süßes Herrchen, wir werden es gewiß und wahrhaftig nie wieder tun. Wir waren nur so sehr traurig, meines armen

Brüderchens willen.“ Er verwirrte sich in den Worten, und sprach teils in seinem heimatlichen Tsotsil, und teils in einem ungelinken Spanisch.

„Halt deine Fresse, Chamaco!“ sagte Don Felix und hieb ihm mit der Peitsche, die er bis jetzt mit der rechten Hand in die Hüfte gestemmt gehalten hatte, quer über das Gesicht so heftig, daß sich über das Gesicht ein dicker Blutstreifen bildete.

Candido, seinen Kopf schüttelnd, als könne er einen auf ihn zueilenden Schrecken nicht erfassen, kniete nieder und hob seine Hände betend auf, wie es Pedrito getan hatte. Er dachte nicht mehr an sich. Er dachte nur daran, seinen Jungen zu schützen.

Nun sank auch Modesta auf die Knie. Sie neigte tief ihren Kopf und bewegte in der Höhe ihrer Stirn die lang und flach aufeinander gepressten Hände auf und nieder, als bete sie, ohne laut zu sprechen, mit aller Inbrunst vor der Figur eines Heiligen. Endlich schien sie Worte gefunden zu haben; denn sie begann zu murmeln: „Misericordia, Patroncito!“ Sie sprach aber so leise, daß wohl nur

Candido es vernahm.

Sie war barfuß und hatte sonst nichts an ihrem Körper, als einen heimgewebten Rock aus schwarzer roher Wolle. Ihre Beine waren nackt bis zu den Knien hinauf, und ihre Arme bis über die Ellenbogen.

Aber sie kauerte jetzt so in sich zusammen, in ihrer Demut und in ihrem Flehen um Erbarmen, daß nur ihr Kopf mit dem langen und zerzausten schwarzen Haar aus dem zerlöcherten Wollhaufen vorlugte.

„Auch noch Vergebung wollt ihr, ihr verlausten Drecksäue?“ rief don Felix und riß Candido einen heftigen Hieb über, der ihn aber nur auf den tiefgebeugten Rücken traf.

Candido nahm es hin, ohne zu zucken. Er erwartete die weiteren Schläge.

„Jeden Tag Meuterei hier, jeden Tag Rebellion!“ Don Felix brüllte und brachte sich in rote Wut. Er versetzte Candido einen zweiten heftigen Hieb. „Frecher alle Tage. Rebellenlieder hinter mir hersingen in der Nacht. Das

hätte mir gerade noch gefehlt. Noch bin ich der Herr hier. Und ich bleibe es, und wenn ich dabei verrecken und meinen eigenen Schitt fressen muss. Ich bin der Herr. Und euch verlausten Schweinen werde ich beibringen, ob ihr hier weglaufen könnt, wann es euch gefällt. Mir läuft keiner mehr weg, das schwöre ich euch bei Todos Los Santos.“

Er sah sich um und suchte unter den Capataces: „He, Gusano!“

„A sus ordenes, Jefe!“ El Gusano kam mit langem Schritt angesprungen.

„Zieh dein Messer!“

El Gusano trug in einer rohledernen Scheide an seinem Gürtel ein starkes Weidmesser. Mit einem Ruck hatte er es in der Hand.

„Schneide dem Hund von einem Chamula die Ohren ab!“ kommandierte er.

Forschend und zögernd sah El Gusano don Felix ins

Gesicht.

„Hörst du denn nicht du Coyote, wenn ich dir etwas befehle, oder soll ich dich auch noch vornehmen!“ Don Felix warf seine Hand mit der Peitsche hoch in die Luft.

El Gusano sprang auf Candido los und gleich darauf schleuderte er dessen Ohren mit einer Geste des Ekels weit von sich.

Candido, immer noch auf den Knien und tief gebückt, wehrte sich nicht. Als ihm das dicke Blut am Halse hinunter lief, bewegte er nur den Kopf, um zu vermeiden, daß er das Blut schlucke.

„Warum frisst du denn deine eigene Jauche nicht?“ rief don Felix. „Du frißt doch auch deine eigenen Läuse und mästest dich daran. Da wirst du wohl auch deine eitrige Jauche fressen können, Schwein von einem Chamula.“

Er stieß Candido heftig mit dem Fuße, so daß der auf seinen Knien umkippte. Langsam richtete er sich wieder auf und versuchte, ein Stück zurückzukriechen.

„Gusano!“ rief don Felix wieder. „Wo bist du denn?“

„Aqui, Jefe, a sus ordenes.“ El Gusano kam näher, und trat an die Seite seines Herrn.

„Kannst wohl dein Messer nicht schnell genug wieder einstecken?“ fuhr ihn don Felix an.

„Auch dem Jungen die Ohren runter!“ kommandierte er kurz. „Ich will doch sehen, ob ich hier nicht wieder Ordnung und Ruhe in das Camp bringen kann. Vorwärts, los, schneide dem Bastard seine langen Löffel runter, zum Andenken.“

Wie ein Tiger sprang da Candido auf und presste seinen Jungen in die Arme. „Gehst du Dreckhund auf deine Knie runter“, heulte don Felix, „oder soll ich dem Jungen auch noch die Nase abschneiden und die Finger abhacken lassen. Das wird wohl endlich einmal helfen.“

Candido hielt seinen Jungen noch immer umschlungen. „Patroncito, Jefecito, por la Santisima, nicht meinem Jungen, schneiden Sie mir Nase und Hände ab, nicht meinem kleinen Jungen.“

„Deine Hände? Das würde dir gefallen? Dich hinsetzen und andere arbeiten lassen? Deine Krallen brauche ich, aber nicht die Ohren deines Hurensohnes. Los, Gusano, oder weiß Gott im Himmel, ich lasse dir deine Lappen auch noch runterfetzen!“

El Gusano stieß Candido mit aller Macht seine Stiefel in den Magen, so daß der Indianer hinstürzte und seinen Jungen für eine Sekunde losließ. El Gusano griff mit langer Hand zu und erwischte den Jungen beim Arm.

Nun aber kam Modesta dem Knaben zu Hilfe. Mit einem Satz war sie auf, packte den Jungen und davonrennend zerrte sie ihn hinter sich her.

Aber El Pulpo, einer der brutalsten unter den Capataces, hatte hinter ihrem Rücken gestanden. Er riß ihr den Jungen aus ihren Händen und stieß ihn auf El Gusano zu, so daß er lang zu seinen Füßen hinstolperte.

Im Augenblick war Modesta auf dem Jungen, ihn in seiner ganzen Länge überdeckend.

Don Felix bückte sich, packte brutal ihren Nacken und riß

sie zu sich empor.

„Hab' nur keine Angst, mein wildes Hürchen, dir schneide ich keine Ohren und keine Nase ab. Die gefallen mir zu gut. Kommst zu mir, mein Hürchen, spreizt für mich deine Stelzen aus.“

„Alles, Patroncito, alles, was Sie wollen. Ich bin zu Ihren Diensten. Ganz zu Ihren Diensten, Patroncito. Aber nicht den armen Jungen. Nicht den armen, kleinen Jungen.“
Sie war auf den Knien und umklammerte don Felix.

„Früher hättest du das sagen sollen, Hürchen. Es ist nun zu spät. Und was ich von dir will, nehme ich mir auch ohne dein Angebot.“

Modesta, noch auf den Knien liegend, sah sich um, als sie don Felix sagen hörte, daß es nun zu spät sei.

Auf den Knien kroch sie hin zu dem Jungen, hob ihren Wollrock auf, daß ihr Leib nackt wurde bis zu den Hüften und stillte das Blut, das Pedrito über die Backen strömte.

„Und so“, schrie don Felix nun so laut, daß es weit über

das ganze große Feld der Oficinas schallte, „und so geht es in Zukunft einem jeden hier, der zu fliehen versucht oder zu meutern, oder nachts Rebellenlieder singt und freche Reden spuckt. Ich bin der Herr hier, und ich bleibe der Herr, und hier wird gearbeitet und nichts als gearbeitet. Dazu seid ihr da. Zum Arbeiten und zu nichts anderem. Das Huren, Saufen und Kommandieren kann ich allein besorgen. Dazu brauche ich von niemand irgendwelche Hilfe. Und vergeßt das nicht!“

Er zog sich den Patronengurt um ein Loch fester um den Bauch, rückte den Holster mit dem Automatic einen Strich weiter vor, näher zu seiner rechten Hand, und ging dann mit langsamen und zufriedenen Schritten zum Bungalow, sich auf dem Wege eine Zigarette anzündend, während er vor sich hinträllerte.

Am Abend rief er den Koch und sagte zu ihm: „Du kennst doch den Chamula, den mit den abgeschnittenen Ohren, der ausrücken wollte und einen Cayuco stahl. Kannst ihm sagen, daß er kein Recht mehr an den vier Schweinen hat. Die Schweine werden in der nächsten Woche geschlachtet, um die Kosten zu bezahlen, die mir sein

Einfangen verursacht hat. Was braucht er Schweine? Ist selber Schwein genug.“

„Dann kann ich Ihnen endlich einmal was Gutes vorsetzen, Patron“, erwiderte der Koch lachend.

„Komm her, da nimm dir einen gut aufgesetzten Schluck.“ Don Felix schob ihm die Flasche zu.

„Mil gracias, Patron. Sie sind zu gütig, wirklich sehr gütig. Tausend Dank.“

Es geschah am nächsten Tage – noch während des Vormittags.

Candido war wieder zum neuen Camp geschickt worden. Modesta jedoch und der Junge hatten auf Befehl des don Felix im Central-Camp zurückbleiben müssen. Don Felix erklärte es damit, daß er sagte, die Schwester verführe Candido zur Flucht. Wenn sie nicht bei ihm sei, laufe er nicht weg, sondern komme erst hier zum Haupt-Camp zurück, um sie zu holen. Dann hatte er angeordnet, daß Modesta dem Koch zu helfen habe.

Ferner war sie beauftragt worden, den Bungalow, in dem don Felix hauste, täglich zu säubern. Für alle diese Arbeit sollte Modesta zwei Reales täglich erhalten und das Essen, weil hier niemand zu leben und zu essen erlaubt werden könne, der nicht arbeite. Auch der Junge sei nun groß genug, um als Ochsenjunge angelernt zu werden und sich seinen Fraß zu verdienen. „Er wird ja nun rascher lernen“, fügte don Felix hinzu, „und besser lernen, weil er nun besser hören kann, seit ihm seine

Ohren aufgeklappt worden sind. Er soll überhaupt froh sein, daß ihn nun niemand mehr daran zerren kann.“

Celso arbeitete vor den Bäumen. Die Region, wo er mit noch acht anderen Schlägern schaffte, war etwa eine und eine halbe Stunde Weges von den Oficinas entfernt. Die Länge dieses Weges nahm zuviel von ihrer Zeit fort. Darum hatten die Burschen hier notdürftig kleine Hüttchen errichtet, wo sie schliefen, und von wo sie nur zweimal in der Woche zum Haupt-Camp gingen, um sich neuen Proviant zu holen, Aexte auszutauschen oder sie neu aufzuschleifen.

Die schweren Septemberregen standen nahe bevor und in weniger als drei Wochen sollte die Schwemmung anfangen. Sie begann zuerst in jenen Regionen, die weiter von den Hauptflüssen zurücklagen, wo die Hochwasser sich rascher verliefen und das Wasser häufig nur gerade drei oder vier Tage hoch genug anliefe und stark genug war, um Schwemmen zu können. Die Regionen, die den kleinen und großen Flüssen näher lagen, mochten warten, denn da war das Wasser acht, zehn, ja zwölf Wochen hoch genug, um Trozas flößen zu können.

Es wurde ungemein heiß und drückend. In dem dichten Dschungel, wo Celso und seine Genossen jetzt arbeiteten, war die Luft feucht, schwer und erstickend. Je näher es gegen Mittag ging, um so schwerer war es für die Burschen, sich aufrecht zu halten und dabei noch hart zu arbeiten. In den offenen Prärien ist die Regenzeit die schönste und erfrischendste Jahreszeit. Im Dschungel jedoch, je länger die Regenzeit dauert, und je näher die kurze Periode von drei bis vier Wochen heranrückt, in der innerhalb vierundzwanzig Stunden sechsmal ein Wassersturz herniederschießt, der den Boden mit zwei oder drei Fuß Wasser bedeckt, wird das Dasein der Menschen und der Tiere, die sich an den Umgang mit Menschen gewöhnt haben, zu einer Höllenqual. Die Qual für den Menschen ist schon groß genug, wenn er unter einem Dach und mit offenen Türen an allen vier Wänden, sich in einer Hängematte schaukeln, rauchen und vor sich hindösen kann. Wenn aber der Mensch, auch wenn er Indianer ist, und auch wenn er als Indianer an den Dschungel gewöhnt sein sollte, während dieser Wochen im Dschungel hart zu arbeiten hat, dann ist die Qual seines Daseins um das Zehnfache vergrößert.

Der Boden, dicht bedeckt mit den weichen Schichten vermodernder Pflanzen und Blätter, vermag kein Wasser mehr aufzunehmen und hindurchzulassen. Das Wasser steht und kann nur durch Verdunsten aufgesogen werden. Aber die glühenden Sonnenstrahlen, die, sobald der Wolkenbruch vorüber ist, sich machtvoll wieder durch die Wolken drängen, sie in überraschend kurzer Zeit auflösend, reichen nicht bis zum Boden des Dschungels, wo die weiten Lachen hohen Wassers stehen. Der Dschungel ist oben in den Wipfeln der Urwaldbäume so dicht verwachsen und verwebt, daß nur gelegentlich, wenn eine Brise darüber hinzieht, ein paar verlorenene Sonnenstrahlen hindurchzittern. Der Regen der vergangenen Woche hat dem Dschungel eine solche Kraft des Wachsens und Gedeihens verliehen, daß ringsherum alles ein dichtes Gewebe von grünen Pflanzen und Blättern ist. Der Boden bedeckt sich in ein paar Tagen mit dickem Gestrüpp, unter dem alle Pfade verschwinden. Kein Windzug reicht hinein in das Dickicht.

So herrscht unter dem zugewachsen Laubdach eine

nasse, erstickende Hitze. In Strömen rinnt den Menschen der Schweiß vom Körper. Die Luft ist so feucht, daß sie auch nicht einen Tropfen des Schweißes aufzunehmen vermag, wie sie es so wohltätig und so willig in den offenen Geländen tut, wo im Schatten eines jeden Baumes eine angenehme Brise weht, erzeugt durch den ewigen Ausgleich der heißen Luft mit derjenigen, die von den Sonnenstrahlen nicht getroffen wird. Im Dschungel rinnt einem der Schweiß unaufhörlich in die Augen und über das Gesicht, und jeder zweite Handgriff gilt dem Fortwischen des Schweißes, weil er ein Brennen der Augen verursacht und das Sehen erschwert.

Diese kochende Feuchtigkeit unter dem dichten Laubdach, und dann noch bis an den Hüften in nassem Grün stehend, das macht dem Menschen den Kopf dumpf und schwer. Es ist, als habe man einen schweren Stein auf dem Nacken, einen Stein, in dessen Innern Gase wirbeln, die hindurchbrechen wollen. Man möchte entlaufen. Aber wohin man sich auch immer wendet: überall ist dasselbe dichte Laubdach, dieselbe erstickende, schwüle, heiße Feuchtigkeit, dieselbe

Gepreßtheit des Atems.

Dies alles allein vermag den Menschen zu entkräften, ihn seiner Sinne und seines Urteilvermögens zu berauben. Jeder Schlag, den der Caobamann mit seiner schweren Axt gegen das eisenharte Holz des zu fällenden Baumes führt, erscheint ihm der letzte zu sein, den er gerade noch zu führen vermag, und so ist sein Empfinden: Ehe er zum nächsten ausholt, wird er hinstürzen, unbekümmert darum, was ihm geschehen könnte.

Jedoch sind damit die Qualen des Menschen nicht erschöpft. Denn je tiefer sich die Natur in der Regenzeit befindet, um so zeugungskräftiger werden alle die Tiere, Reptilien und Insekten, für die die Regenzeit das Auferstehungsfest bedeutet. Moskitos schwärmen und stechen im Dschungel das ganze Jahr hindurch. Sie scheinen nie zu sterben oder zu vergehen. Wenn die einen ihren Lebenslauf beschließen, sind die neuen schon geboren. Jetzt aber, in der Regenzeit, kommen sie nicht in Schwärmen, sondern in Heereszügen. Blut ist ein seltener, aber am höchsten geschätzter Leckerbissen für diese ewig hungrigen Armeen. Und sie kommen in allen

Arten, die eine bestialische Hölle nur erfinden konnte, um dem Menschen das Leben auf Erden zu verpesten und ihm das Paradies erstrebenswert zu machen. Und es kommen die winzig kleinen schwarzen Fliegen, die an jeder Bißstelle eine Blutblase zurücklassen, die unterträgliche Schmerzen bereitet; und sie kommen in solchen Schwärmen, daß man in einer Stunde fünfhundert solcher Blutblasen überall dort hat, wo die Haut offen lag, oder wo sie nur mit einem dünnen Stoff bedeckt war. In dichten Haufen kommen ferner die großen Beißfliegen, groß wie Hornissen, aber gefräßig wie junge Ratten. Je mehr Moskitos und Fliegen herumschwärmen, desto mehr vermehren sich große und kleine Spinnen, Skorpione und Tausendfüßer, die schwärende Wunden auf der Haut erzeugen, Schlangen, die nur darauf zu warten scheinen, daß der nackte Fuß eines Indianers dicht an die Stelle tritt, wo sie sich im tiefen Grün am Boden verborgen halten. Und auf dicken Aesten ruhen angeklammert Tigerkatzen, Tiger und Berglöwen, die, durch gute und reiche Nahrung stark und übermütig gemacht, darauf lauern, daß unter dem Ast ein Junge vorbeikommen möge, der auf seine Arbeit zu

achten hat, und darum nicht Zeit hat, nach oben zu blicken. Ihm auf den Nacken zu springen, scheint der Jaguar als willkommenen Sport zu betrachten, der ihm ein gutes und nicht alltägliches Mahl verspricht, aber dem Jungen zu einem vielleicht heldenhaften, vielleicht entsetzten Abschied von der Erde verhilft.

Während der Regenperiode war es für die Muchachos kaum durchführbar, um die Mittagzeit richtig zu arbeiten. Sie gaben dann zuviel Kraft aus, doppelt so viel, als es sie kostete, in den Morgenstunden oder am Nachmittag dieselbe Arbeit zu verrichten.

Darum hatten sie es zur Gewohnheit gemacht, vor dem Morgengrauen, wenn sie auf ihre Arbeitsplätze zogen, nur Kaffee zu trinken und einige Tortillas dazu zu essen, während sie ein längeres Mahl um die Mittagszeit einnahmen. Dadurch konnten sie ihre harte Arbeit in den unerträglichsten Stunden des Tages vermeiden.

Hier, in dem Campecito, das die Muchachos, um es zu bezeichnen, El Palo Caido genannt hatten, weil hier ein mächtiger Urwaldriese vom Blitz gefällt worden war,

hockten auf einer trockenen Stelle vor einem kleinen Feuerchen Celso, Martin Trinidad, Juan Mendez, Lucio Ortiz, Casimiro, Paciano, Encarnacion, Roman. Alle diese Burchen waren Hacheros, Fäller. Zwei saßen dicht am Feuer und wirtschafteten mit den Kaffeekännchen und den Näpfen herum, in denen sie Reis und Bohnen anwärmten. Die übrigen hockten in der Nähe, einige rauchend und andere lang ausgestreckt schlafend, alle auf das Essen wartend. Es fanden sich merkwürdigerweise in jeder Gruppe immer ein oder zwei Muchachos, die es vorzogen, für die übrigen zu kochen, und das betrachteten sie als eine ebenso gute Erholung, wie wenn sie geschlafen hätten.

Es war Celso am Morgen gelungen, mit einem Stein eine gutausgewachsene Baumeidechse zu erjagen. Lucio hatte sie abgehäutet, und sie kochte nun über dem Feuer, um das magere Mahl zu verschönern und zu verstärken.

Celso hatte eine Weile geraucht, weniger aus Lust, und mehr, um den Moskitos die Luft zu verpesten. Jetzt lag er auf allen vieren ausgestreckt, den Kopf auf einem dicken, frisch geschlagenen Stamm ruhend, einige Schritte vom Feuer weg, und schnarchte mit tiefem Wohlbehagen.

Mit einem plötzlichen Ruck fuhr er hoch, richtete sich halb auf, sah sich um und rief den Muchachos zu: „Da ruft mich jemand. Wer ist denn das?“

Paciano, der rauchte, sah ihn an, blickte sich um, und sagte: „Da hat niemand dich gerufen. Ich habe nichts gehört. Du träumst, Junge. Wer wird dich denn hier rufen? El Pasta, das Teiggesicht, war vor einer Stunde hier, um Bäume anzukreuzen. Der kommt nicht vor dem Abend wieder. Wenn er überhaupt kommt. Du hast geträumt.“

„Kannst noch eine halbe Stunde weiterschnarchen.“ sagte Lucio lachend, die nackte Eidechse am Stock wendend. „Die Iguana duftet bereits, aber sie ist noch etwas zu

ledern, denke ich. Ich werde dich rufen, wenn es so weit ist.“

Celso schien nicht zufrieden gestellt. Mißtrauisch nach allen Seiten in das tiefe, saftige Grün des Dschungels blickend, sah er sich wiederholt um. „Ich wette, ich habe jemand meinen Namen rufen hören. Verflucht, ich habe es ganz deutlich gehört, als wäre es hier dicht bei meinem Ohr gewesen.“

Er sah sich noch einmal um, rückte den Stamm bequemer zu sich, legte sich wieder aufs Ohr und versuchte, erneut einzuschlafen.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, da fuhr er abermals hoch und sprang auf seine Füße. „Ihr könnt sagen, was ihr wollt, mich hat wieder jemand gerufen. Celso! Celso! Celso, wo bist du? Ich bin doch nicht verblödet. Und ich glaube, es war eine Mujer, eine Frau, die mich rief.“

Lucio und Paciano lachten nun kräftig heraus. „Eine Mujer. Seht doch einer an. Er hört eine Mujer seinen

Namen rufen. Wirst eine brauchen. Darum hörst du nun schon die Weiber im Schläfe rufen. Warum gehst du denn nicht zur Tante, um abzuwässern? Dann kannst du wieder schlafen und hörst keine Weiberrufe, wenn du schläfst.“

Celso blieb stehen. Niemand konnte ihn davon abbringen, daß er seinen Namen gehört hätte. Er nahm seine Zigarre auf, die er neben den Stamm hingelegt, ging zum Feuer und zündete sie an; er tat ein paar Züge, trat dann vom Feuer zurück und ging ein Stück in das Grün hinein.

Plötzlich nahm er die Zigarre aus dem Mund und lauschte. „Aber Muchachos, da habe ich es nun ganz deutlich gehört. Es ist eine Frau, die meinen Namen ruft.“

Paciano reckte sich aus seiner hockenden Lage und sagte: „Du, Celso, ich glaube, ich habe es jetzt auch gehört. Da ruft jemand. Und ich glaube wahrhaftig, es ist wirklich eine Muchacha. Da! Da ist es wieder.“

Auch Paciano sprang nun auf seine Füße.

„Es muß von da drüben kommen, da hinter dem Dickicht her“, sagte Celso, wieder angestrengt lauschend. „Komm, laß uns da einmal näher hingehen.“

Beide, Celso und Paciano, liefen mit raschen Schritten in die Richtung, von der sie gemeint hatten, daß von dort her die Rufe gekommen seien. Mit kräftigen, weit ausholenden Armen ruderten sie sich durch das dichte Untergebüsch.

Sie hatten wohl nur hundert Schritte getan, als sie beide stutzten. Deutlich, und nun ganz dicht in ihrer Nähe, hörten sie die Stimme eines Mädchens: „Celso, wo bist du? Donde estas? Celso! Celso!“

„Aqui, estoy aqui!“ rief Celso mit mächtiger Stimme, seine Hände hohl um den Mund haltend und in die Richtung hinschreiend, aus der die Rufe kamen.

Dann liefen beide, so rasch, wie es das Dickicht nur irgend erlaubte, auf die Stimme zu.

Sie waren nicht weit gelangt, als sich das Grün vor ihnen öffnete, und Modesta vor ihnen stand, mit beiden Armen sich einen Weg durch das Gestrüpp bahndend.

„Modesta!“ rief Celso erstaunt aus. „Und wie? Was ist dir geschehen?“

Modesta verschwand sofort bis an den Hals im Grün, als sie Celso und Paciano nahe vor sich sah.

„No tengo vestido“, rief sie ängstlich. „Ich habe kein Kleid an. Ich habe nur grüne Zweige umgebunden mit einer Liane.“

Celso zog sich den Fetzen Hemd herunter, den er am Leibe hatte, und den er nur gebrauchte, wenn er rastete, weil ihn der Fetzen gegen Moskitostiche schützte. Er warf Modesta den Fetzen zu. Es war nicht viel von einem Hemd, aber es reichte aus, Modesta so weit zu bedecken, daß sie sich hervorwagen konnte.

„Gib mir auch deinen Fetzen, Pachi“, sagte Celso zu seinem Genossen, und ohne lange darauf zu warten, zog er es ihm nach hinten über den Nacken weg. Was Paciano

sein Hemd nannte, war freilich nur halb so viel, als was Celso besaß.

Celso geleitete Modesta zu dem Platz, wo die Muchachos rasteten und auf das Essen warteten.

„Seit wann irrst du hier in der Selva herum, Modesta?“ fragte Celso, als sich das Mädchen niedergehockt hatte.

„Lange Zeit. Mucho tiempo. Ich wußte nicht, wo ich dich finden konnte, Celso. Ich sah einen Muchacho nahe einer Gasse für die Trozas, und der sagte mir, er denke, daß du am Palo Caido arbeitest. Aber er wußte nicht, wo dieser Campecito sei. Er gab mir nur so ungefähr eine Richtung. Da lief ich in diese Richtung. Aber ich fand niemand. Und dann kam ich auf neu geschlagene Stämme. Da dachte ich, daß du vielleicht in der Nähe sein müßtest, und dann irrte ich umher, bald in diese Richtung, bald in jene, immer deinen Namen rufend. Ich bin nun beinahe ganz ohne Stimme. Was kann ich nun tun, Celso?“

„Sage doch nur endlich, was dir geschehen ist? Ist Candido abermals geflohen? Oder was ist es?“ Celso drängte auf sie ein, um zu erfahren, warum sie allein in

den Dschungel gerannt sei, nur mit grünen Zweigen notdürftig bekleidet. Eine leise Ahnung von dem, was vielleicht geschehen war, oder was ihr drohte, begann in ihm aufzuglimmen. Aber er wünschte die volle Wahrheit zu hören, nicht aus Neugier, sondern um zu wissen, wie er sie schützen könne und gegen wen.

„Heute morgen, es war noch sehr früh, da rief mich Don Felix aus der Küche, wo ich geschlafen hatte, und wo ich nun dem Koch und dessen Frau bei der Arbeit helfen sollte.“

Modesta wußte nicht recht, wie und wo mit ihrer Geschichte zu beginnen.

„So hat dich der Koch hinweggetrieben?“ fragte Celso.

„Nein, nicht der Koch. Der war gut zu mir und hat mir zwei schöne Matten gegeben, auf denen ich schlafen konnte, weil ich keine hatte; unsere sind ja alle in das Wasser gefallen.“

„Dann die Frau des Kochs?“

„Nein. Auch nicht. Ich muß mir das überlegen, wie es war. Der Patroncito rief mich, ich solle kommen und sein Bett ordnen. Als ich dann kam, da packte er mich und warf mich über das Bett. Ich wehrte mich und zerkratzte ihm das Gesicht. Und da lag auf der Erde eine Flasche. Mit meiner rechten Hand, die er nicht festhalten konnte, weil er eine Hand an meinem Halse hatte und eine an meinen Beinen, konnte ich die Flasche packen, und als er sich mit einem Ruck auf meine Beine pressen wollte, da holte ich mit der Flasche aus und schlug sie ihm auf den Kopf. Da ließ er mich los; ich rutschte unter ihm fort und war raus zur Tür. Aber meinen Rock konnte ich nicht mitnehmen, weil er so alt war, daß er mitten durchriß, und der Patroncito mit seinem Knie auf einem Stück meines Rockes saß. Ich hatte nur noch ein Stückchen Hemd an, auch ganz zerrissen und sehr kurz. Aber ich lief doch davon.“

„Der hat doch zwei Muchachas, der Patroncito“, sagte Roman.

„Die waren nicht da. Und als ich rannte, da kam der Patroncito hinter mir her und stand unterm Dach und

schrie: 'Bleib stehen, ich schieße!' Ich blieb aber nicht stehen; da schoß er zweimal oder dreimal. Ich warf mich hin. Er traf mich nicht. Dann hörte ich ihn kommen, und ich sprang auf. Und dann schrie er: 'Ich kriege dich, Hure. Dann binde ich dich auf dem Bett fest. Du wirst mich nicht mehr kratzen. Und wenn ich mich ausgehurt habe mit dir, schneide ich dir nicht die Ohren ab, sondern die Nase, por la Madre Santisima.'

„Das tut er“, sagte Juan Mendez.

„Ich blieb stehen und bekam sehr Angst. Ich wollte umkehren und zu ihm gehen, damit er mir nicht die Nase abschneiden sollte. Aber er ging auf die Choza zu, wo die Capataces wohnen, und rief El Gusano, daß er mich fangen solle. Aber El Gusano war bei den Pferden. Und dann rief der Patroncito hinter mir her: 'Nicht nur die Nase schneide ich dir ab, du Bruja, sondern ich lasse dich auch noch nackt hier an den Baum binden, für drei Tage und drei Nächte, hier mitten auf dem Platz. Du wagst nie wieder, mich mit der Flasche zu schlagen.'“ Da kam der Koch aus seinem Jacalito; er sagte zu mir: „Muchacha, corre, renne und renne, was du nur kannst. Laß dich nur

ja nicht kriegen!“ Ich fragte ihn rasch, wohin ich rennen könnte. Da sagte er, das sei ganz gleich, es sei besser für mich, daß mich die Tiger fressen, denn daß mich Felixchen fresse. Und so bin ich denn hierher gerannt.“

Die Muchachos sagten nichts darauf.

„Celso, du wirst mir helfen, wirst du nicht?“ fragte Modesta, als sie bemerkte, daß keiner der Burschen wußte, was hier getan werden könnte.

„Wir können sie verstecken“, riet Encarnacion.

„Du bist dumm. Wohin können wir sie denn verstecken?“ erwiderte Lucio.

„Du, Celso“, sagte plötzlich mit unterdrückter Stimme Roman, „da kommt El Gusano durch das Dickicht geritten. Ich glaube, er hat uns schon gesehen.“

„Celso!“ rief da Modesta, die gehört hatte, was Roman sagte, mit höchster Angst aus, „Celso, beschütze mich. Hilf mir!“

Das Mädchen wartete nicht auf die erbetene Hilfe. Mit einem Satz war sie auf und lief gehetzt auf die andere Seite in das dichte Gestrüpp.

El Gusano war nun nahe gekommen und konnte gerade noch das Mädchen entwischen sehen, das zurückzubringen er von Don Felix ausgeschickt worden war.

Des dichten, ineinander verwachsenen Gestrüpps wegen gelang es ihm nicht, rasch hinterher zureiten. Aber er folgte dennoch dem Mädchen. Die Muchachos sprangen auf, um zu sehen, ob er sie fangen könne. Modesta lief in ihrer Angst so hastig davon, daß sie in dem Gestrüpp stolperte und sich verfang. Im Augenblick war El Gusano auf dem Pferde neben ihr und packte sie bei den Haaren.

„Stehen bleibst du. Ich werde nur den Lasso abmachen, um dich festzubinden,daß du uns nicht noch mal wegrennst.“ Er rollte den Lasso ab, und band ihn um den Körper des Mädchens.

Das Mädchen, völlig erschöpft, hatte jeden Widerstand aufgegeben. Es war ihr Schicksal, daß don Felix mit ihr tun durfte, was ihm beliebte. Diesem Schicksal konnte sie nicht entgehen.

El Gusano zerrte sie hinter sich her und kam zu den Burschen. Hier hielt er sein Pferd für eine Weile an, zog Tabak hervor, drehte sich eine Zigarette und sagte dann zu Celso, der seinem Pferde am nächsten stand: „Gib mir Feuer!“

Celso reichte ihm einen glimmenden Zweig hinauf.

El Gusano puffte wohlgefällig ein paar Wolken aus. „Was habt ihr denn da am Stecken braten?“ fragte er.

„Iguana, Jefe“, antwortete Lucio.

„Schweine! Wie kann denn ein Christ Iguana fressen, ohne sich vor Ekel zu kotzen. Säue, die ihr seid.“ Er puffte wieder einige Schwaden von Rauch aus, verzog den Mund zu einem breiten Grinsen, deutete mit dem Kopf nach hinten, wo er Modesta am Lasso hielt und sagte, die Zähne weit vorschiebend: „Gutes Fressen für Felixchen heute abend. Besser als eine Iguana. Und wenn er sie runtergearbeitet hat und sie rausfegt, werde ich sie vornehmen. Er hat sie mir schon versprochen - das, was er übrigläßt. Wird noch genug dran sein. Nehme sie auch

ohne Nase.“

Er lachte dröhnend heraus. Dann kitzelte er die Seiten des Pferdes und das Pferd setzte an, um abzumarschieren. El Gusano zog heftig am Lasso, um das Mädchen aufzumuntern; er tat es absichtlich in einer Weise, als ob er ein Kalb hinter sich herzüge.

Modesta, der jener Ruck am Lasso unerwartet gekommen war, stürzte lang hin. El Gusano zog abermals an und heftiger als vorher.

Das Mädchen richtete sich halb auf. Als Modesta auf die Knie gekommen war, sah sie Celso an. Ihre Augen waren nicht anklagend. Sie wußte wohl, daß Celso, wie ihr Bruder, wie alle Menschen, ebenso hilflos waren wie sie.

Aber Celso sah in ihren Augen eine dumpfe Traurigkeit, die ihn mehr erregte, als Anklage oder Verachtung es je hätten tun können.

Verwirrt blickte er hinweg von ihr. Aber da trafen seine Augen die Gesichter seiner Genossen, die alle dastanden und starr auf ihn sahen.

Martin Trinidad kniff die Augen zusammen und gleichzeitig die Lippen, während er einen schnaufenden Atemzug durch die Nase tat, die sich ihm zuzupressen schien.

Das alles währte nur zwei oder drei Sekunden.

Celso schluckte hörbar. Dann duckte er sich wie zu einem mächtigen Sprung ausholend, und während er sich wieder aufrichtete, stieß er einen so schrill gellenden Schrei aus, daß das Pferd des El Gusano hochsprang und losfegte, als habe es einen Tiger hinter sich. Aber es setzte mit den Vorderhufen in eine morastige Stelle. Es versuchte sich, noch immer in Angst, herauszuzerren, wurde aber an seiner Freiheit gehindert durch den Lasso, an den Modesta geknüpft war und der, als Modesta gefallen war, unter den Stamm gerutscht war, auf dem Celso geruht hatte, als er schnarchte.

El Gusano hatte das Pferd sofort wieder in der Gewalt. Er riß es heftig am Zügel hoch. Das Pferd bäumte und wendete sich, um von dem Morastloch, in das es gestolpert war, fortzukommen und einen anderen Weg zu

nehmen.

Als es sich wendete und El Gusano alle seine Gedanken auf das Tier gerichtet hatte, sprang Celso an dessen Seite hoch und umklammerte mit beiden Armen den Leib des Reiters, der, von der Last des Burschen nach unten gezogen, aus dem Sattel glitt.

Er hatte kaum den Boden berührt, als Celso auf ihm war und ihn mit den Fäusten ins Gesicht hieb. El Gusano schüttelte sich und versuchte, mit seinen Stiefeln hochzukommen, um sie Celso in den Magen zu stoßen.

Aber ehe er die Füße hochbekam, fiel Celso zur Seite, ohne sein Opfer, das er jetzt bei der Kehle hatte, loszulassen. Beide balgten sich nun auf dem Boden und kollerten bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

El Gusano war blau im Gesicht. „Lass mich los, du Hund!“ ächzte er, die Worte mehr in sich hineinschluckend, als sie ausstoßend.

Celso suchte mit einer Hand auf dem Boden herum, irgend etwas zu finden, das er als Waffe gebrauchen

konnte.

Juan verstand, was Celso wollte. Er ergriff einen dicken Ast, und mit einem heftigen Hieb schlug er damit El Gusano über den Kopf. Die Hände des Capataz wurden unsicher und begannen, nach einem Halt suchend, in der Luft herumzufegen. Juan aber verlor keine Zeit. Er hob den Ast wieder hoch und ließ ihn abermals auf den Kopf des El Gusano niedersausen. Und dann folgten die Hiebe so rasch und so heftig, daß, als Celso sein Opfer endlich losließ und wegsprang, der Schädel des El Gusano in Stücke zertrümmert war.

„Ich habe es dir ja lange genug gesungen, Gusano“, sagte Celso, sich nun völlig aufrichtend und ausreckend.

„Hundertmal habe ich es dir gesungen. Ich halte, was ich sage. Und ich tue, was ich singe.“

Mit breiter Hand wischte er sich über das Gesicht, Schweiß und Blut herunterwischend.

Dann wandte er sich, ging auf Modesta zu, knotete sie los und fragte sie weich und leise: „Hast du dich verletzt,

Modesta?“

„Nein“, sagte sie, dicht bei ihm, „ich bin nicht verletzt. Es bluten mir nur die Beine und Füße vom Gestrüpp. Aber ich habe so große Angst, Celso.“

„Fürchte dich nicht mehr, Modesta. Jetzt können wir nicht mehr zurück. Von nun an müssen wir immer weiter vorwärts gehen. Jetzt räumen wir auf, hier und überall. He, Muchachos, was sagt ihr?“ fragte er laut die Burschen.

„Überall!“ rief Roman.

„Auch auf den Fincas? Auch die Peones?“ fragte Paciano, der von einer Finca, einer Domäne, in die Monteria verkauft worden war.

„Auch die Peones“, sagte bestätigend Martin Trinidad. Dann rief er laut aus: „Tierra y Libertad!“

Und alle Muchachos antworteten mit einem einzigen Schrei: „Tierra y Libertad!“

Celso stieß den Körper des El Gusano mit dem Fuß um, so daß er auf dem Gesicht lag.

Er bückte sich nieder und schnallte ihm die Facha, den Gurt mit den Patronen ab, an dem der Revolver hing.

„Martin“, rief er, „du hast ja einen Revolver und Patronen. Nun habe ich auch einen. Komm her und zeig mir, wie er schießt und wie man ihn ladet.“

„Das lehre ich dich in fünf Minuten“, antwortete Martin.

Roman sagte: „Wir müssen den Hund nun wohl eingraben“, ehe wir zum Camp gehen.

„Nichts wird hier eingegraben!“ rief Juan Mendez. „Die Schweine sollen das Aas fressen.“ Dann wandte er sich an Martin: „He, wirst du den Gaul reiten oder soll ich ihn reiten?“

„Du bist ein Sergeant und du reitest ihn. Haben wir erst einmal auch die andern Pferde und Mules, dann können

wir alle reiten“, gab Martin Trinidad zur Antwort.

„He, her mit euch, alle!“ rief nun Celso. „Wir wollen nun einmal überdenken und besprechen, was wir nun tun.“

„Recht, tun wir das“, kam als Antwort zurück.

„Nicht hier“, sagte Celso, „nicht hier, wo das Aas bald zu stinken anfängt. Da weiter drüben hin. Du auch, Modesta. Eine Frau muß auch dabei sein.“

Modesta nickte nur, zog die Hemdfetzen dichter um sich und folgte ihm mit den übrigen zu der Stelle, die Celso bezeichnet hatte.

Die Muchachos hockten sich alle in einen Kreis, wie sie es zu tun gewöhnt waren, wenn sie daheim in ihren Dörfern oder auf einer Finca oder auf dem Hofe der Hütte eines befreundeten Mannes zusammenkamen, um ihre Angelegenheiten zu besprechen.

Celso ergriff gleich das Wort: „Das hat nun angefangen. Jetzt können wir nicht mehr zurück. Dafür, daß wir das Aas hier abgekloppt haben, wie er es schon lange verdient hat, geht es uns allen trübe, wenn wir jetzt nachgeben. Der henkt uns alle und schneidet uns allen die Ohren ab, wegen Meuterei. Seit der Cacho so schön von dem Urbano abgeleuchtet wurde, sind sie alle verrückt geworden, alle loco. Die Wahrheit ist, Muchachos, die haben jetzt eine ganz verfluchte Angst im Ursch. Und weil sie solche Angst haben, schlagen sie nun rechts und links aus und werden so brutal, daß sie nicht mehr wissen, was sie tun sollen. Wollt ihr alle eure Ohren abgeschnitten haben? Und vielleicht auch noch eure Nasen? Oder gar die Finger? Und dann auch noch gehenkt werden?“

„Das brauchst du Esel uns doch nicht zu fragen“, lachte Lucio.

Und alle Muchachos fielen in das Lachen ein.

Auch Celso lachte, als er weiter zu sprechen begann. „Das weiß ich. Aber wollt ihr alle heimgehen? Zu euren Frauen, euren Vätern, euren Feldern?“

„Ja, das wollen wir!“ riefen die meisten Burschen aus.

Da schrie Martin Trinidad, aufspringend und die Arme in die Luft flitzend: „Nein, ihr Burros und Ochsen, das wollt ihr nicht. Und das sollt ihr nicht. Eher schieße ich jeden einzelnen von euch über den Haufen. Und auch dich noch, Celso. Brauchst mich nicht so anzustieren, weil ich das sage. Huren könnt ihr später. Und eure Felder gehen euch nicht verloren. Niemand von uns geht heim. Niemand von euch. Und niemand von allen den Muchachos, die hier in den Monterias heulen und wehklagen. Niemand geht heim, solange ich auf meinen beiden Beinen stehen kann. Wir gehen jetzt auf die Fincas und erschlagen die Finqueros und die

Mayordomos. Und wir erschlagen die Rurales und die Polizisten und die Federales, die uns in den Weg kommen. Jetzt räumen wir auf. Alle Peones müssen frei werden. Alle und alle. Und alle sollen sie ihr Land haben, das sie in Frieden und für sich selbst bebauen können. Tierra y Libertad! Erde und Freiheit. Erde, die euch gehört, jedem ein Stück Erde; denn ohne Erde gibt es keine Freiheit für euch, ohne Erde gibt es keine Freiheit für irgendeinen Menschen. Und wenn wir die Finqueros und die Mayordomos und die Federales und die Rurales, alle die Schutzgarden und Leibgarden und Landjäger und Bürgermeister und Jefes Politicos und Polizisten nicht erschlagen, so können wir niemals Freiheit haben. Wenn wir kommen, werden sie kriechen und betteln vor euch. Aber gebt ihnen keine Gnade. Wenn ihr in Ruhe eurer Arbeit nachgehen werdet, dann kommen sie wieder, dann haben sie sich erholt, und dann werden sie euch in Ketten schmieden, härter als je vorher. Erschlage deine Feinde! Und erschlage alle, die deine Feinde werden könnten! Mitleid mit denen ist Verrat an dir, an dir, und an dir, an allen, an euren alten Vätern, an euren Müttern, euren Weibern und Schwestern, an euren Kindern und an allen

euren Kindern, die noch nicht geboren sind.“

„Bravo, Camarada!“ schrien Celso und Paciano zugleich aus. Und: „Bravo, Martin, du sagst, was wir denken!“ schrien begeistert die übrigen Burschen und sprangen auf.

„Dann nur gleich los, Muchachos!“ rief Martin Trinidad. „Laßt das Feuer nicht erlöschen. Viva la Rebelion! Viven los Rebeldes!“

„Viva la Rebelion!“ und „Que viven todos los rebeldes!“ riefen die Muchachos.

Sie ergriffen ihre Aexte und Machetes und gedachten sofort loszuziehen auf die Administracion zu, um aufzuräumen.

„Halt, halt, Muchachos!“ sagte da Celso mit lauter Stimme. „Erst laßt uns hier noch ein paar Minuten darüber reden, was wir tun und wie wir es tun. Wenn wir jetzt alle so wild auf die Oficinas losrennen, machen wir mit denen, die da sind, ein rasches Ende. Aber in allen Winkeln der Selva sind Capataces bei den Muchachos, die

nichts von uns wissen. Die Capataces können sich versammeln und von hinten auf uns loskommen. Die haben alle Pistolen und Pferde und reiten hinüber zu den anderen Monterias und holen Hilfe. So geht das nicht. Da können wir nicht gewinnen, sondern wir werden alle erschlagen. Das nützt uns nichts. Wenn wir Land und Freiheit haben wollen, müssen wir leben und die andern erschlagen werden.“

Martin Trinidad rief: „Oiga, Muchachos, hört, der Celso hat recht. Laßt uns wieder hinsetzen und beraten. Was wir hier jetzt gut beraten, brauchen wir später nicht mit Reue zu beklagen. Sage, Celso, wie du dir das denkst.“

Celso schlug vor, daß alle Burschen sofort zu den Boyeros gehen sollten, die nahebei am Arroyo Mono Trozas schleppten. „Da sind unsere besten Jungen mit den besten Herzen und Seelen, da ist Andreu, da ist Fidel, der diesem Aas hier einmal eins in die Fresse gehauen hat, da ist Santiago, der sich weder vor dem Teufel noch vor dem Felix fürchtet, da ist Matias, der nur auf die Gelegenheit wartet, den El Doblado die Kehle abzuschneiden, weil er ihm seine Muchacha so gemein verführte, und da sind

Cirilo, Pedro, Sixto, Procoro. Mit diesen Boyeros zusammen brauchen wir niemand zu fürchten. Mit denen können wir den ganzen Dschungel erobern und alle Fincas. Wären alle Hacheros, die wir hier in den Monterias haben, wie die Boyeros, Jungens, Jungens, da könnten wir das ganze Land für uns erobern, und kein Tyrann könnte uns daran hindern.“

„Dann los zu den Boyeros!“ kommandierte Martin Trinidad. „Du, Juan, kletterst auf den Gaul und galoppierst voraus, und wenn du einen Boyero triffst, die sind ja alle zerstreut, dann schicke ihn zum Tumbo des Arroyo Mono.“

„Und wenn ich einen Capataz auf dem Wege antreffe, und er mich hier auf dem Pferde sieht, was sage ich dann?“ fragte Juan.

„Da sagst du, daß dich der Patron schickt, und du solltest Andreu und Santiago suchen; die sollten zur Administracion kommen.“

„Was denn nicht noch?“ rief Celso. „Auch noch

Entschuldigungen machen? Hier, nimm den Revolver. Halte ihn vor dir am Sattelknopf, und wenn dir ein Capataz begegnet und dich anhält, knipse ab. Du weißt ja zu schießen. Und wenn er nicht genug hat beim ersten Knipsen, dann knipse ein zweites Mal – und besser. Nimm auch hier die Faja mit den Patronen. Nur nicht zaghaft jetzt. Volle und reine Sache gemacht oder gar keine. Verflucht noch mal, das Herumspielen hat nun eine Ende. Entweder die oder wir. Und wenn wir schon angefangen haben, dann die zuerst. Wenn wir leben wollen, müssen die krepieren. Los, voran, Juan! Wir sind in einer halben Stunde drüben am Arroyo.

Kapitel 12

01

Als die Muchachos am Arroyo Mono ankamen, warteten bereits die Boyeros und deren Jungen, die Gañanes. Die Jungen benahmen sich ängstlich. Sie wirtschafteten an den Ochsen und den Geschirren herum, denn, wenn nun ein Capataz erschien, konnten sie den Eindruck erwecken, daß sie unschuldig seien. Sie fürchteten die Hiebe, die sie erhalten würden, wenn die Sache, die sie nur halb verstanden, fehlgehen sollte.

Ohne die Jungen zu rechnen, waren hier jetzt mehr als zwanzig Muchachos beieinander. Aber in jeder Viertelstunde kam ein Ochsenzug mit einer neuen Troza zum Tumbo, und der neuankommende Boyero wurde unterrichtet von dem, was sich inzwischen ereignet hatte.

Die Burschen beschlossen zur Administracion zu marschieren; jedoch einen genügend weiten Umweg zu machen, um auf ihrem Wege so viele Arbeitsfelder zu besuchen wie nur möglich, damit alle Schläger und

Boyeros, die sie antrafen, sich dem Zuge anschließen konnten.

Die Schläger trugen als Waffen ihre Äxte, einige außerdem noch Machetes. Die Boyeros hatten nur Machetes. Aber sie nahmen noch die eisernen Haken, die sie von den Zugketten lösten, mit sich, um auch allen den Burschen, die sonst nichts hatten, ein Stück Waffe in die Hand zu geben.

„Das ist nur für den Anfang“, tröstete Juan Mendez die Muchachos. „Für den Anfang genügen sogar Knüppel, Steine und Schleudern. Wenn es erst einmal losgeht, dann machen wir es, wie die Campesinos und die Peones in Morelos es machten, als sie das erste Mal auf die Zuckerplantagen und die Zuckerfabriken losgingen. Sie lachten sich eins, wenn die Rurales und die Federaltruppen kamen.“

„Warum denn lachten sie?“ fragte Cirilo.

„Du bist mir auch ein Urschinker, das bist du, so dumm zu fragen. Je mehr Soldaten auf sie loskamen, desto mehr

Waffen bekamen sie. Denn jeder Soldat und jeder Landjäger und jeder Polizist hat doch einen Karabiner, jeder Offizier auch noch einen Revolver. Einfach, du erschlägst den Soldaten und den Polizisten, und dann nimmst du ihm seinen Karabiner oder seinen Revolver ab. Und natürlich auch alle Patronen, die er hat, und die Stiefel und überhaupt alles, was er auf dem Ursch trägt. Es ist doch sehr einfach. Auf diese Art wird Rebellion gemacht und auf diese Art werden die Rebellen bewaffnet.“

„Haben die Campesinos von Morelos die Revolution dann gewonnen?“ fragte Santiago.

„Natürlich nicht. Damals nicht“, antwortete nun Martin Trinidad an Stelle des Juan Mendez. „Aber sie haben den ersten Sturm geläutet. Sie und die Campesinos von Tlaxcala, geführt von Juan Cuamatzi, dem Indianer. Und dieses erste Sturmkläuten war das Wichtigste bei der ganzen Diktatur. Jetzt wissen alle Peones und alle Bauern, daß es gemacht werden kann und daß die Tyrannei und Diktatur verwundbar und besiegbar sind. Früher haben sie geglaubt, niemand könne etwas gegen

die Diktatur machen, weil sie von Gott eingesetzt sei und von Gott bestimmt ist, und immer gepredigt wurde, daß sie tausend Jahre dauern würde. Wartet nur, das nächste Mal gewinnen auch die Peones von Morelos und auch die von Tlaxcala erst recht. Wer weiß, ob sie nicht in dieser Stunde, wo wir hier stehen und uns noch alles überlegen, vielleicht schon den ganzen Staat Morelos in hellem Aufruhr haben. Wir hören ja nicht was draußen im Lande geschieht.“

„Und zur Hölle noch mal, was ist denn hier für eine Versammlung?“ schrie da erbost El Doblado, der Capataz, der in diesem Augenblick mit El Tornillo hier zum Tumbo geritten kam.

Die Muchachos, oder bestimmt der größere Teil von ihnen, wandten sich erschreckt um. Aber sie blieben stehen und machten auch nicht die geringste Miene, zu den Ochsengespannen zu gehen und sie umzukehren, um neue Trozas heranzubringen.

„Habt ihr nicht gehört, ihre Schweine, was ich euch gefragt habe?“ schrie El Doblado abermals. „Was für eine Versammlung ist das hier? Faulenzen und ausruhen am hellen Tage, wo wir in der nächsten Woche mit dem Schwemmen anfangen sollen. Los, an die Arbeit!“

Die kleinen Jungen und zwei zaghafte Boyeros gingen auf die Ochsen zu und begannen, sich mit den Gespannen zu beschäftigen.

„Hier geblieben, ihr Cobardes, ihr lausigen Angstschlucker!“ rief Celso. Die paar Leute blieben auf halbem Wege unschlüssig stehen.

„Ja, was ist denn das hier?“ brüllte nun El Doblado, die Peitsche, die er in der Hand hielt, fest umklammernd. „Huelga? Streik? Oder gar etwa eine Meuterei, un Motin?“

„Richtig, Coyote“, schrie nun Santiago Rocha, „richtig geraten, das hier ist ein Motin und ein Mitin, eine Versammlung von Rebellen, damit du Hund das auch weißt und keine falsche Meinung hast.“

El Doblado wurde blaß. Er hackte in den Leib seines Pferdes und versuchte, es einige Schritte zurückzubringen. Das Pferd verstand die Bewegung nicht völlig. Es tänzelte rechts und links vor den Muchachos herum. El Doblado wurde unsicherer. Mit weiten Augen stierte er auf die Burschen, die drohend herumstanden und offenbar auf eine Geste warteten, die ihnen das Signal zu einer Tat geben sollte. El Tornillo, der andere Capataz, war nicht so eingedrängt in die Burschen wie El

Doblado. Er hätte mit einem Satz des Pferdes aus der eingezwängten Lage heraus sein und sich davonmachen können. Aber er überlegte rasch, daß er besser daran sei, wenn er in der Nähe des El Doblado bliebe, weniger um ihn zu schützen, als sich selbst zu schützen, denn den anderen Capataz hier allein zurückzulassen und seine eigene Haut zu retten, konnte für ihn eine unangenehme Wendung nehmen, wenn es auskam und die übrigen Aufseher die Wahrheit erfuhren. Letzten Endes kam es auf dasselbe heraus, ob er jetzt hier geschlachtet wurde oder später von den erbosten Capataces.

Während das Pferd des El Doblado noch heruntänzelte und nicht wußte, was zu machen, bekam sein Reiter plötzlich eine panische Angst. Er wollte den Revolver ziehen, aber er hatte in der Rechten die Peitsche an einem Riemen um das Handgelenk. Dieser kleine Riemen verfang sich am Revolverkolben und El Doblado zerrte und zerrte noch mal. Da warf Matias dem Pferde einen Ast heftig gegen die Vorderbeine. Das Pferd bäumte auf, und während es bäumte, sprang Fidel von hinten auf El Doblado zu, packte die Hand, die der am Revolver hatte,

hing sich daran und riß El Doblado aus dem Sattel.

Nun sah El Tornillo, daß es sehr ernst wurde. Er riß das Pferd herum, um zu entfliehen. Aber die Bewegung war bemerkt worden von Cirilo, der einen Haken in der Hand hielt. Er schwang den Haken aus und riß das Pferd an einem Hinterbein hoch. Das Pferd schlug aus, kam mit den Beinen in Gestrüpp, stolperte und fiel. Es richtete sich jedoch sofort wieder auf, mit El Tornillo noch immer im Sattel.

Sixto bückte sich nach einem Stein. Er fand nicht rasch genug einen. Aber er fand das Stück eines zerbrochenen Jochbalkens, sprang dicht an das Pferd heran und schmetterte den Kloben mit aller Kraft gegen die Schulter des El Tornillo. Der wandte sich, um abzuwehren oder um auszuweichen. Da sprang ihn von der anderen Seite Pedro an, der mit einer Hand den Zügel herumriß und mit der andern Hand El Tornillo an den Leibriemen packte und mit drei kräftigen Rucken auf dem Boden hatte.

Eine halbe Minute später waren beide Capataces zu Ende.

Fidel, der El Doblado vorhatte, nahm einen Ast und schlug damit so lange auf dessen Gesicht los, bis es völlig unerkennbar war. Als wäre er wahnsinnig geworden, schrie er dabei unausgesetzt: „Dir gebe ich es, dir gebe ich es, du quälst keine Frau mehr, du quälst keine Frau mehr.“

Als Fidel sich endlich aufrichtete und mit einem letzten Tritt in das Gesicht des Erschlagenen seine Rache beendete, sagte Martin Trinidad: „Die Pistole und die Patronen gehören dir, Muchacho, du hast sie dir verdient.“

Dann wandte er sich zu den Burschen und, mit der einen Hand auf den Kadaver des El Tornillo, mit der andern auf den toten El Doblado deutend, rief er mit überzeugender Stimme: „Da! Da seht ihr es! So kriegt ihr eure Waffen, Muchachos! Jeder Revolver, den ihr euch auf diese Weise holt, ist zwei für euch wert. Denn er fehlt eurem Feinde und ihr habt ihn. Packt die Hunde meuchlings, wenn ihr nicht anders könnt. Packt sie von hinten oder von vorn. Packt sie im Dunkeln oder am lichten Tage. Packt Sie, wenn ihr auf der Erde kauert und packt sie, wenn ihr auf

einem Baum hockt. Aber packt sie, verflucht noch mal.
Wenn ihr Revolution machen wollt, dann macht
Revolution, und macht sie ganz, oder sie richtet sich
gegen euch selbst und zerschmettert euch.“

„Hombre!“ rief Andreu, der soeben mit seinem Ochsengespann, eine Trozas herschleifend, hier am Tumbo ankam, ohne zu wissen, was sich inzwischen ereignet hatte. „Mann, Hombre“, sagte er abermals bewundernd, „du verstehst aber einmal gut und schön zu reden. Was bist du denn?“

„Das habe ich dem Celso schon längst gesagt, was ich bin und wer. Ein Lehrer. Ein Schullehrer, der kein Kriecher und kein Urschlicker sein konnte, sondern ein aufrechter Mann sein wollte. Ein Schullehrer. Ein gewöhnlicher Schullehrer jetzt. Aber später, wenn einst Friede sein wird im Lande, Friede von der Tyrannei und dem Diktator, wenn ihr alle Land habt, und Freiheit, dann werde ich es schaffen, an der Universität die neuen Menschen zu lehren. Darum bin ich jetzt hier mit euch, weil ich mich nicht bücken kann, und weil ich nicht grüßen kann, den, den ich verachte; und weil ich Freiheit haben will für euch und für mich. Denn glaubt mir, es ist keine Freiheit, wenn man grüßen muß, wen und was man

nicht grüßen kann; und es ist keine Freiheit, wo man nicht sagen darf, was man zu sagen für notwendig ansieht. Für euch das Land, das ihr bebaut. Ich will kein Land. Ich will nur lehren. Ich will nur die Freiheit haben zu lehren, was ich für weise und richtig halte.“

„Aber Hombre!“ sagte Andreu begeistert, auf Martin zukommend und seine Hand ergreifend, „das ist es ja, was ich auch will, und was ich bisher nie gewußt habe, daß ich es auch will. Genau dasselbe. Und niemand hat es mir je gesagt, daß ich das auch will. Ich bin so froh, daß du es mir gesagt hast.“

Martin schüttelte Andreu die Hand. „Du gefällst mir, Muchacho. Andreu heißt du also. Bist viel jünger als ich. Ich bin wohl doppelt so alt wie du. Aber das tut hier nichts. Wir werden gute Freunde sein.“

„Das hoffe ich, Professor.“

„Si, buen, amigos, muy buen amigos, und solange du willst, Junge. Aber laß uns das Schöne vergessen. Jetzt sind wir im Kampf. Wir dürfen nicht unterliegen, Junge.“

Wir müssen gewinnen oder darüber zugrundgehen.
Weiter zu leben unter dieser menschlichen Schmach ist ein Verbrechen am Lande. Ahora tu ers soldado y yo soy soldado, soldados de la reolucion. Beide sind wir jetzt Soldaten der Revolution, nichts weiter und nichts mehr, nur Soldaten der Revolution, die keine Offiziere und keine Führer hat, nur Soldaten. Un abrazo, Muchacho, und dann marschieren wir.“

Da rief Celso: „Keine Zeit für lange Umarmungen jetzt. Das könnt ihr später machen. Los nun und in der adminstracion aufgeräumt. He, Modesta, komm hierher! Du marschierst jetzt immer an meiner Seite. Bist mein treue Soldadera.“

„Ja, Celso, das gefällt mir“, erwiderte das Mädchen schlicht.

„Für dich werden wir die schönste Kleider in der Administracion finden. Und wenn wir da aufgeräumt haben, holen wir Candido und den Kleinen herüber.“

„Da werden wir nun aber gründlich aufräumen“, sagte

Martin Trinidad, neben Celso herwandernd. „Ich werde mir zuerst einmal meinen Revolver und die Patronen ausgraben gehen. Es ist der beste Automatic im ganzen Dschungel.“

Pfeifend, johlend, rufend, singend, marschierte nun der Haufe, den geplanten Umweg durch die in der Region gelegenen Arbeitsfelder nehmend, auf die Hauptstadt der Monteria zu.

Drei Burschen ritten auf Pferden. Drei andere trugen Revolver. Zwei der Reiter ritten dem Haufen voran, und ein Reiter folgte dem Zuge als Rückendeckung.

An einen Plan, wie sie die Administracion angreifen wollten, hatte niemand gedacht.

Sie verließen sich auf die revolutionäre Tatkraft, die, wenn nicht verwässert von bleichsüchtigen Politikanten, noch nie in der Weltgeschichte einen echten Revolutionär im Stich gelassen hat.

Der marschierende Haufe war auf den Umwegen zu sechzig Mann angewachsenen.

Es fehlte noch eine Stunde bis zum Sonnenuntergang, als sie in Hörweite der Administracion anlangten. Die zahlreichen Hunde, die sich in der Stadt herumtrieben, bellten und heulten los.

Don Felix war vor einer halben Stunde von einem Inspizierungsritt zurückgekommen und fand in den Oficinas Don Severo vor, der gekommen war, um die letzten Einzelheiten für das Abschwemmen mit seinem Bruder und den Capataces zu besprechen.

Als sie das heftige Bellen der Hunde hörten, sagte Don Felix: „Teufel, was ist denn da los? Hat man denn hier gar keine Ruhe, um etwas reden zu können? Die ganze Horde sollte ersäuft werden. Zu nichts nütze.“

Die Hunde gebärdeten sich lauter, und don Felix stelte in den Portico, nahm einen Knüppel und warf ihn dem

Rudel, das der Oficina am nächsten war, zwischen die Rippen. Die Hunde heulten jämmerlich und verkrochen sich, ohne aber ihr Knurren und Bellen einzustellen.

„Wahrscheinlich kommt der Türke mit seiner Karawane an“, meinte Don Severo, als don Felix wieder in die Oficina kam.

„Undenkbar“, sagte El Chapapote, „der würde in den Flüssen ersaufen. Die sind zu hoch angeschwollen. Wahrscheinlich haben sich Ochsen von der Weide auf den Weg gemacht und kommen hierher, der Beißfliegen wegen.“

„Kann sein“, meinte don Felix und nahm sich einen Schluck.

„Du hast den Capataces allen gesagt, Chapapote, daß sie für heute Abend hier zur Administracion kommen?“ fragte don Severo.

„Seguro, Jefe.“

Don Severo und don Felix machten sich über die Listen

her und studierten, um einen Ueberblick zu gewinnen, die ungefähre Zahl der Stämme, die an jeder der zahlreichen Abschwemmstellen aufgehäuft waren.

„Morgen kriegst du hier einen verflucht eleganten Schweinebraten“, sagte da Felix zu don Severo.

„Wo hast du denn Schweine her?“

„Von dem Chamula, dem ich sie abgenommen habe.“

„Ach, den mit den Jungen und dem Weibe?“

„Den meine ich. Er ist im neuen Camp. Die Muchacha ist mir heute morgen ausgebrannt. Das Luder. Ich kriege sie schon noch.“

Don Severo seufzte. „Diese Weiber, gottverfluchtes Gezücht. Was einem die für Scherereien machen. Die drei bei mir da schlagen sich jeden Tag fünfmal. Die eine hat kaum noch ein Büschel Haar übrig, so viel haben ihr die andern beiden ausgerupft. Eine wird wohl bald zur Leiche werden, und wir haben wieder ein Begräbnis, gottverdammte noch mal. Und alles aus Wohltätigkeit,

weil sie nicht wissen, wohin jetzt in der Regenzeit.“

„Wohltätigkeit?“ platzte don Felix heraus. „Wohltätigkeit. Mache mir hier doch keinen gestoßenen Zimt auf den Reis. Wohltätigkeit. Das ich nur nicht blöke vor Lachen.“

„Wenn du das besser weißt, was geht's mich an. Ich sage Wohltätigkeit, und dabei bleibe ich. Oder denkst du vielleicht, ich weiß nicht, was Anstand is und Zivilisation? Du würdest mich das gerade noch lehren, kannst nicht mal richtig in die Rotzfahne rotzen, es geht dir noch alles zwischen die Finger. Und dann willst du mir hier etwas sagen von Wohltätigkeit. Gib die gottverdammte Flasche rüber. Hast sie dies ganze Zeit am Halse und ich kann hier vertrocknen und nach Luft schnappen.“

Die Muchachos hielten in ihrem Anmarsch inne, als sie die ersten Hütten des weiten Platzes der Administracion durch die Bäume sehen konnten. Einzelne Hunde der Ciudad, die sich besonders tapfer dünkten, kamen auf sie losgesprungen. Die Hunde, obgleich an die Leute gewöhnt, fühlten in ihrem Instinkt, daß die Burschen etwas Ungewohntes umgab. Gewöhnlich gingen die Muchachos, wenn sie von ihrer Arbeit kamen, ohne Zögern und ohne in einem Haufen versammelt anzuhalten, auf die Hütten los, in denen sie schliefen. Dies Ungewöhnliche im Verhalten der Männer war es, was die Hunde veranlaßte, sich zu gebärden, als ob hier eine Herde wilder Tiere des Dschungels auf die Ciudad einbreche.

„Wartet hier etwas auf mich“, sagte Martin Trinidad zu den Muchachos, die ihm am nächsten standen. „Ich werde mir jetzt meinen wunderschönen Automatic ausgraben und die Patronen und die eleganten Magazine. Wir werden das liebliche Ding wohl jetzt gleich

brauchen.“

Es währte nur wenige Minuten, da war er zurück. Er hielt die Pistole hoch und zeigte sie stolz herum. „Ich könnte das kleine Maschinengewehrchen küssen wie ein Frauenzimmer, so verliebt bin ich darin. Und, por Jesu Cristo y la Virgencita, ich kann nicht anders.“ Er schmatzte auch wirklich den schweren Fünfundvierziger ab, als ob er ihn auffressen wollte.

„Ich möchte jetzt nur wissen, ob alle Capataces hier in der Administracion sind?“ fragte Celso. „Der Koch sagte mir heute früh, daß don Severo mit seinen Aufsehern gekommen ist. Die wollen heute und morgen hier die Pläne für das Schwemmen machen. Was denkt ihr?“

„Ich glaube nicht daß sie schon alle versammelt sind“, antwortete Andreu. „Die vom neuen Camp sind sicher nicht hier.“

„Mir scheint, die kommen da unten; ich habe von der Böschung aus den Cayuco heranrudern sehen. Und wenn ich gut gesehen habe, so saßen die drei Capataces vom

neuen Camp drin“, sagte Martin Trinidad und fügte hinzu: „Kannst dich nie irren, ob es Capataces sind oder Muchachos, der Hosen und Hemden wegen, die sie anhaben.“

„Vicente!“ Andreu rief den Jungen herbei. „Du bist flink auf den Beinen und klein und gewandt. Du schleichst dich hier ein Stück voran und passt auf, wann die Capataces ankommen; und wenn sie in den Oficinas verschwunden sind, kommst du her und meldest es.“

Der Junge war fort wie eine Katze, die von einem Hunde gehetzt wird. Martin Trinidad sagte: „Laßt uns Consejo de Guerra, oder Kriegsrat halten. Du, Juan, und du, Lucio, ihr habt Uebung als Soldaten. Ihr nehmt euch hier zehn Muchachos, und sobald der Vicente zurückkommt mit der Nachricht, beginnt ihr, die Haupt-Oficina von der Seite des Flusses aus zu umgehen, so daß nach jener Richtung hin niemand entweichen kann. Schießt gleich drauflos, wenn einer flüchten will, und schießt so, daß er auf dieser Erde keinen Schritt mehr macht. Wir übrigen besetzen die Mitte des Platzes vor den Oficinas. An jedem Pfad, der in den Dschungel geht, es sind nur drei, stellen

sich zwei Mann auf, gut versteckt im Dickicht. Sobald ein Capataz ankommt, schnappt ihr ihn euch. Mit dem Machete drauflos. Stellt euch so, daß, wenn er entwischt, er auf die Oficinas lostraben muß, wo er meint, Hilfe zu finden. Er weiß ja nicht, was hier vor sich geht. Und alle Muchachos, die jetzt zum Essen heimkommen, gleich aufgefangan, und hier auf die Mitte des Platzes geschickt, wo wir sind.“

Vicente kam angesprungen: „Die Capataces sind hier. Sie gehen jetzt gerade rüber zur Oficina.“

„Dann los mit euch!“ kommandierte Martin Trinidad der kleinen Gruppe, die den Auftrag hatte, das Entweichen der Belagerten zum Fluß hin und vielleicht gar ein Fliehen mit Cayucos zu verhindern.

Die Hunde, die in der Nähe waren, hatten aufgehört zu kläffen; einige folgten dem auf Posten ziehenden Trupp.

Die Muchachos dieses Ufertrupps kletterten hier noch in Entfernung von den ersten Hütten die Böschung hinunter und gingen am Ufer entlang bis zur Höhe der Haupt-Oficina. Dort kletterten sie die Böschung wieder hinauf, sich auf eine lange Linie ausbreitend. Sie krochen bis dicht an den oberen Rand, wo sie die Köpfe nur gerade so weit über die Böschung steckten, daß sie den Platz und die Gebäude sehen konnten. Als sie in Ordnung waren, ließ Secundino den klagenden Ruf eines Coyote hören – und so geschickt, daß auf dem Platze ein paar Hunde sich

verführen ließen, wie die Teufel loszuflitzen, um auf den vermeintlichen Coyote zu jagen.

„Die sind auf Posten“, sagte Celso. Er sagte es ohne besondere Erregung, aber seine Augen und seine Nasenflügel bewiesen, daß ihm so gut wie allen andern hier das Herz heftig pumpte.

Weder er noch sonst irgend einer der Muchachos hatten jemals in ihrem Leben rebelliert oder auch nur einem Herrn widersprochen, ja nicht einmal mit dem Arm das Gesicht geschützt, wenn ihnen mit der Peitsche quer hineingehauen wurde. Die Herren, Cachupines, Spanier, die Ladinos und die Chinos Blancos, die deutschen Kaffeepflanzer, waren die Götter, deren Willen sich zu widersetzen einem Indianer, einem Peon, so unnatürlich war, daß sie eine solche Tat nicht einmal denken konnten. Wenn sie so etwas wie einen Widerspruch überhaupt wagten, so war es nichts als ein demütiges Flehen um Erbarmen, um Mitleid, um unverdiente Gnade. Es gab nur Götter und stumme Knechte. Wie unter jeder andern Diktatur war es erst recht hier, vertieft durch Rassenverachtung und Rassenverhimmelung

einerseits, und eine vierhundert Jahre dauernde, mit brutaler Gewalt durchgeführte Unterdrückung jeden Glimmers von einem Durst nach Bildung andererseits. Wer nicht Gott war, konnte nur unterwürfiger Knecht sein. Zwischen diesen beiden Klassen gab es keine Wesen, nur vielleicht gute Reitpferde.

Aber so brutal und mitleidlos auch Menschen unterdrückt werden mögen, so weit es auch gelingen mag, sie durch Phrasen, durch Schwenken von bunten Fetzen und durch Dröhnen von Pauken und Trommeln zu verblöden, immer und überall wird eine Grenze erreicht, wo weder Gewalt noch Brutalität, noch göttliche Erhabenheit, noch Versprechen, noch Heldenanbetung irgendeinen weiteren Erfolg hat. Das Leben ist wertlos geworden; weil der Mensch, so niedrig er auch sein mag, so gering er auch von sich selbst denkt, dennoch mehr vom Leben verlangt, als nur zu essen und zu zeugen und für die Götter zu arbeiten und sie dafür noch anzuräuchern. Wenn der Unterdrückte und Gequälte zu fühlen beginnt, daß sein Leben dem des Tieres so ähnlich geworden ist, daß es kaum noch ähnlicher werden

könnte, dann ist die Grenze bereits überschritten, und der Mensch verliert jegliche Vernunft und handelt wie ein Tier, um seine menschliche Würde wiederzugewinnen.

Was hier geschah, und was unter gleichen Verhältnissen überall auf Erden geschieht oder geschehen muß, kann nicht auf Rechnung der Muchachos gesetzt werden, sondern auf Rechnung derer, die jene Verhältnisse schufen und deren Wohlergehen diese Verhältnisse günstig waren. Jeder Peitschenhieb auf einen Menschen ist ein Glockenschlag, der den Untergang der Macht ankündigt, unter der jener Peitschenhieb ausgeteilt wurde. Wehe den Gepeitschten, die Hiebe vergessen können! Und dreimal Wehe denen, die nicht darum kämpfen, die Hiebe zu vergelten!

Kapitel 13

01

Obleich allen Muchachos plötzlich die Beine schwer wurden, als sie fühlten, daß jetzt das Wort zum Vormarsch kommen würde, so waren sie dennoch alle einig, daß es kein Zurück, mehr geben könne. Die Brücken waren hinter ihnen abgebrochen. Die Ermordung der drei Capataces ließ für keinen mehr irgendeinen anderen Weg offen als den, den sie nun gehen mußten. Ob zum Siege oder zum Untergang – das war nicht länger mehr eine Frage. Es mußte marschiert werden, gleich, wohin es ging, und gleich, wie und wo der Sturm endete.

So dauerte das seltsam gedrückte und schluckende Gefühl, das sie alle hatten, manche im Magen, andere in der Kehle, wieder andere um das Herz herum, nur einige Sekunden.

Im Augenblick, als Celso laut ausrief: „Adelante, Rebelde! Vorwärts, Rebellen! Tierra y Libertad!“, da

gingen sie nicht mehr, sondern sie sprangen voran wie eine Herde wilder Pferde, aber nicht, als würden sie gehetzt, sondern vielmehr als jagten sie, von Durst getrieben, auf das Wasser zu, das die vordersten in derselben Sekunde gewittert hatten.

Ohne es zu wissen, und ohne es zu wollen, gewannen sie durch dieses heftige Anstürmen die halbe Schlacht. Wären sie langsam herangekommen, so würden don Severo und don Felix geglaubt haben, die Muchachos kämen, weil sich etwas Ungewöhnliches ereignet habe, vielleicht ein Erddurchbruch mit dem Verschwinden einer Anzahl von Leuten oder ein Untergrundgehen eines für die Schwemmung wichtigen Fließchens, oder das unerwartete Abbrechen und Abschwemmen eines hohen Berges von Trozas, oder das Auftauchen einer Gruppe von Tigern in einem der Camps. Die Montellanos würden dann angefangen haben zu reden und zu fragen, was los sei. Die Muchachos, nicht gewohnt im Reden, noch viel weniger geübt in Unterhandlungen oder gar Beratungen mit den Patrones, wären verwirrt geworden und hätten nicht gewußt, was zu sagen, was zu fordern und wie zu

fordern. Ob das Ende sich anders zugetragen hätte, war freilich zu bezweifeln. Sie waren in einer Lage, wo nichts anderes angenommen werden konnte als die ganze Freiheit.

Don Severo stand in der Tür, den Rücken zum freien Platz gewandt, und sprach in die Oficina hinein. Als die Muchachos rufend und schreiend auf den Platz stürmten, kehrte er sich ihnen zu, verstand aber, da sie meist indianisch sprachen, nur einzelne Worte und Phrasen.

„Por Dios, was ist denn da los?“ Er rief das nicht zu den Muchachos, sondern zu seinem Bruder und den Capataces in der Oficina, die gerade ihre erste Oelung vor dem Abendessen vornahmen und noch die Gläser in den Händen hielten.

Don Felix und alle Capataces waren mit einem Satz im Portico.

Don Severo trat dicht an das Geländer und rief: „Was ist denn? Wozu kommt ihr denn alle her? Hättet noch eine Stunde arbeiten können. Noch lange nicht finster.“

„Perro! Hund!“ rief einer aus dem Haufen.

„Cabron! Hurenjunge!“ schrie ein anderer.

„Que chinguen todos sus madres, Cabrones!“

Dann wurde das Schreien und Rufen allgemein, ohne daß noch bestimmte Worte zu verstehen waren. Aber was aufgeschnappt werden konnte, war immer ein gräßliches Schimpfwort der bösesten Sorte.

Don Severo wandte sich halb um zu den Aufsehern und fragte: „Was haben sie denn?“

„Hundefucker! Schweinefucker, Eselfucker!“ Die Rufe sausten nur so los. Die Muchachos kamen nicht dicht heran an das Haupt-Gebäude, wo die Männer jetzt alle zusammengedrängt am Geländer des Portico standen.

„Hast du denn hier etwas Neues angerichtet?“ fragte nun don Severo seinen Bruder mißtrauisch.

„Gar nichts. Was soll ich denn getan haben? In den letzten Tagen ist keiner gehenkt und auch keiner

gepeitscht worden. Seit dem Begräbnis Cachos, wo du sagtest, wir sollen für die nächste Zeit ein wenig langsamer vorgehen, haben wir hier niemand etwas getan.“

Darauf sagte El Faldon: „Con su permiso, Jefe, was ist denn mit dem Chamula und seinem Jungen, ich glaube er heißt Candido oder so?“

„Der? Der war ausgerückt. Aber er ist nicht gehenkt worden. Auch nicht gepeitscht. Üeberhaupt ist er gar nicht hier. Er ist im Campo Nuevo.“

„Da ist aber seine Schwester“, sagte El Faldon.

„Was geht mich denn seine dreckige und verlauste Schwester an? Der habe ich nichts getan. Die ist heute morgen weggerannt. Gut. Aber was kümmert mich denn das?“

„Dann weiß ich um aller Heiligen willen nicht, was die hier alle wollen.“ Don Severo stand eine Weile und sah sich um. „Verflucht und gepiffen, Sack und Klöten noch mal, da im Rücken haben wir ja noch eine Bande.“

Er hatte die Burschen erblickt, die von der Böschung hergekommen waren und den Rückweg abschnitten.

„Ich glaube, Jefe“, sagte El Chato, „da ist etwas nicht in Ordnung.“

„Halt's Maul, du Eseldösel, das sehe ich selber, daß etwas nicht in Ordnung ist. Wenn doch die Säue nicht so blöde durcheinander brüllen wollten und endlich einer etwas sagen möchte, was ein Christenmensch verstehen kann. Ich höre nur immer Cabrones und Chingados.“

„Das ist eben das Verdächtige“, unterbrach ihn Don Felix. „Sie müssen hier ein paar der Capataces meinen. Zu uns würden die Muchachos nie in dieser Weise sprechen. He!“ Er drehte sich um zu den Aufsehern. „Heraus mit der Sprache! Wer hat denn da sein Süppchen gekocht? Hunderttausendmal haben wir euch gesagt, laßt deren Weiber in Ruhe, wenn sie Weiber haben.“

El Faldon suchte unter den Capataces herum. „Wo ist denn El Doblado? Den sehe ich nicht.“

„Laß nur den in Ruhe. Der wird auf dem Wege hierher

sein“, antwortete El Chato.

„Warum fragst du nach El Doblado so verdächtig?“ Don Severo wandte sich an El Faldon.

„Der hat da mit einem Mädchen, das ein Muchacho mit hierher gebracht hatte, was vorgehabt. Er hat sie rübergekantet. Mit Gewalt.“

„Dann geht's dem Schwein ganz recht, wenn sie ihm den Schwanz kürzen. Sollen die Weiber in Ruhe lassen. Es sind ja genug Huren hier herum, daß jede auf seine Rechnung kommt.“

Don Severo hob die Hand und erwartete, daß die Muchachos schweigen sollten, weil er reden wolle.

Aber seine schöne Geste des Handhochhebens hatte ihre magische Wirkung verloren. Die Muchachos brüllten nur mit größerer Kraft.

„Hundesohn. Hurensohn. Schweinefucker. Coyotereiter. Mangozockler.“

Don Severo fühlte seine Geste lächerlich werden. Sie erschien ihm jetzt kindisch und albern. Er stützte beide Hände in die Hüften und warf dabei seine Brust vor, als ob er zu einer gewaltigen Rede ausholen wolle.

Ein einziger brüllender Schrei tönte ihm entgegen. „Abajo los Cachupines! Al Fierno los Ladinos! Zur Hölle mit den Spaniern und den Patrones!“

Don Severo verlor nun zum ersten Male die Farbe im Gesicht. Er sah seinen Bruder an, der langsam zur Wand des Hauses zurücktrat. Er sah nach rechts, und er sah

nach links und bemerkte, daß alle Capataces sich wanden und rekelten und alle versuchten, zu einer der beiden offenen Türen zu gelangen, die das Haus an dieser Seite aufwies.

Don Severo aber ging nicht zurück. Er blieb dicht am Geländer stehen, das in Höhe seines Gürtels abschloß. Einige Male öffnete er den Mund, als wolle er sprechen. Dann wußte er plötzlich nicht mehr, wozu er seine Arme und Hände habe; denn er fegte mit ihnen an seinem Körper entlang, ohne zu wissen, wo er sie lassen sollte. Endlich brachte er beide Hände vor, und hielt sie übereinander gelegt, in der Mitte vor dem untersten Zipfel seines Unterleibes. Es sah aus, als ob eine Venus etwas beschützen wolle, was ihr der Künstler nicht anheften konnte, weil ihm die Gabe fehlte, es der Natur gleich zu machen. In dieser Geste sah don Severo, weil er ja Mann war, ungemein lächerlich aus – wie ein verlegener Schüler, der auf einem Einsamkeitsvergnügen ertappt wurde. Don Severo fühlte abermals, wie unbeholfen er in dieser Geste wirke, als einer der Burschen schrie: „Halt ihn fest, du Hurensohn, daß er dir

nicht wegfliegt.“

Ein brüllendes Gelächter der Muchachos folgte; einer überschrie es mit der Bemerkung: „Fliegt dir nicht fort, Cachupin. Brauchst ihn nicht mehr heute Nacht.“ Und ein anderer brüllte auf der Spitze seiner Stimme dazwischen: „Brauchst ihn nicht mehr. Bist dann zu kalt.“

Endlich gelang es don Severo, eine offene Stelle in dem Durcheinanderschreien der Muchachos zu erhaschen. Er rief: „Was wollt ihr denn, Muchachos?“

„Wir gehen heim! Wir arbeiten nicht mehr! Wir wollen Freiheit! Wir machen alle Peones auf den Fincas frei und alle Muchachos in allen Monterias! Tierra y Libertad!“
Alles das wurde wild durcheinander gerufen. Nur auf den letzten Ruf vereinigten sich alle Stimmen.

Nun wurde don Severo völlig bleich. Er ging einen halben Schritt zurück, wandte den Kopf zu seinem Bruder und sagte: „Nun weiß ich, was los ist. Das ist der Schrei, den die Revolutionäre haben. Tierra y Libertad! Es steht in den Briefen, die wir erhielten. Teufel noch mal, wen

haben wir denn hierher gekriegt, der alles aufgewühlt hat? Keiner von unseren Muchachos hat das vorher gehört. Die kriegen keine Briefe und Zeitungen. Da muß einer sein, der lesen kann.“

„Das muß der Andreu sein, einer von den Boyeros“, sagte halblaut El Chato.

„Der ist es nicht“, widersprach El Faldon. „Der ist ruhig und arbeitet für seinen Vater die Schulden runter. Ich glaube, es ist der, der das Mädchen von Chamula da an seiner Seite hat. Celso heißt er. Der ist der Frechste hier. War kaum zu verprügeln. El Gusano hat mir gesagt, er glaube, Celso sei der, der nachts immer hinter ihm und El Picaro hersingt. Wo ist denn überhaupt El Gusano?“

Alle drehten sich um, einer den andern suchend.

Don Felix klappte en Mund auf. Heiser sagte er: „Da fehlen ja zwei von den Capataces.“

„Drei“, berichtigte El Faldon.

„Oiga, Muchachos!“ rief nun don Severo, alle seine

Atemkraft in seine Stimme legend: „Hört her, Jungens, ihr schwemmt mir alle Trozas ab, und wenn sie alle abgeschwemmt sind, dürft ihr heimkehren. Palabra de honor! Ehrenwort!“

„Schitt in dein gottverdammtes Ehrenwort! Daß du daran erstickst, du Hund!“ schrie Celso zum ersten Male mit seiner kräftigen Stimme den Tumult überschreiend. Es kam wie ein Trompetenstoß über den Platz gefegt. Und dann holte er tief Atem und trompetete hell heraus: „Zum Schitt deine gottverdammten Trozas! Mit deinen verfluchten Trozas werden wir dir die Hölle heizen, du Bestie, du Tiger. Vier Tonnen? Vier Tonnen? Kratze sie dir mit deinen verhurten Krallen heraus, verhurter Cachupin und Hundebrut einer verfilzten Hure!“

Das war zuviel für Don Severo. Wäre es möglich gewesen, so wäre er aufgeplatzt, so grimmig rot wurde er im Gesicht, als er schrie: „Du verlaustes Dreckschwein von einem läusefressenden Chamula, das sagst du zu deinem Patron? Auf deine eitrigen, vom Knochenfraß zerfetzten Knie, du Hund!“

Während er noch den letzten halben Satz herunterrasselte, Wort für Wort herausschreiend, um jedem Laut die denkbar höchste Wirkung zu geben, zerrte er gleichzeitig den Revolver hervor und schoß auf Celso. Celso duckte sich wie gefällt. Gleichzeitig aber krachten wohl ein Dutzend Steine auf don Severo los. Gefeuert von den Muchachos, die, als die don Severo zu seiner großen Wutkanonade ansetzen sahen, wußten, mit welcher heroischen Geste er seine Fluchrede zu enden bringen würde. Da mehrere Steine don Severo eine halbe Sekunde früher trafen, als er sein Maschinengewehr abzuknipsen vermochte, ging der Schuß hoch über dem Haufen der Muchachos hinweg, in die Kronen der Urwaldriesen hinein, die den weiten Platz umsäumten.

Don Severo lag, von dem Anprall der Steine lang hingeworfen, auf dem Boden des Portico. Aber er war nicht betäubt. Noch viel weniger gab er den Kampf auf. Er zog erneut ab und schoß durch die Latten des Geländers.

Ob er jemanden getroffen hatte, oder ob er mit den weiteren Schüssen, die er feuerte, jemand traf, wußte er

nicht.

In den wenigen Sekunden, die dem ersten Schuß folgten, vollzog sich alles so ungemein rasch, daß er nur eins genau wußte: er feuerte sieben Schuß aus seinem Automatic. Und selbst das wußte er nur, weil er sieben Schuß im Magazin hatte und dann plötzlich die Kammer runterfiel.

Aber als das geschah, waren die Muchachos auch schon in der Oficina. Sie kamen in Haufen hereingestürmt, vom Platze aus und von der Böschung her. Keiner von denen, die Revolver hatten, feuerte auch nur einen Schuß. Mit Schüssen hätten sie ihre Erregung nicht kühlen können. Sie schlugen die Capataces mit Steinen, mit Knüppeln, mit Fäusten zu einem Klumpen zusammen. Und sobald einer niederbrach, sprangen sie auf ihn und traten ihn mit ihren Füßen ins Gesicht und zwischen die Rippen so lange, bis der Körper keine Bewegung mehr zeigte.

Als die Muchachos auf die Oficina losstürmten, war der einzige, der seine Pistole zog, don Felix.

Die Capataces gehorchten treulich der alten Weisheit:
„Wenn er die Macht besitzt, lässt bestialisch er die Hiebe
spritzen; doch wenn der Wind sich dreht, die Macht sein
Opfer hat, läuft ihm der Schitt aus allen Hosenritzen!“
Wie gehetzte Ratten verkrochen sie sich in der Oficina,
brachen Türen durch und versuchten, ohne ihre Revolver
auch nur anzutasten, zu den Pferden zu entkommen. Sie
versuchten es. Aber keiner entkam. Keiner fand auch nur
einen Muchacho, der ihm geholfen hätte. Sie wurden
zerstampft und zertreten, bis ihre Körper wie Brei waren.
Was übrig blieb, zerrten und schleiften die Muchachos
zurück in die Oficina.

Dann ging eine Anzahl der Muchachos umher und
trieben Hunde und Schweine in die Oficina, wo die
zermanschten Capataces lagen. Als sie genügend Hunde
und Schweine darinnen hatten, verrammelten sie die
Türen, damit die Tiere nicht entkommen und ihren
Hunger außerhalb stillen konnten.

Don Felix zog seine Pistole, und es gelang ihm, einen
Schuß abzugeben, der einen Muchacho ins Bein traf. Aber
der Bursche hatte ihn auch schon angesprungen, ihn

umklammert und zu Boden gerissen. Der zweite Schuß ging hoch in die Decke. Und das war der letzte Schuß. Denn gleich darauf hatte der Muchacho ihm den Automatic entwunden. Der Sieger sprang auf, schwenkte die Pistole über sich in der Luft herum und rief: „Jetzt habe ich auch einen, und einen der schönsten.“

Don Felix versuchte, sich langsam aufzurichten und kroch dabei dem Winkel zu, den eine kurze Wand des Portico mit der Wand des Hauses bildete.

Aber der Muchacho, der ihm die Pistole abgenommen hatte, sprang mit einem Satz abermals auf ihn los, so daß Don Felix in den Winkel gepreßt wurde, wie eingestopft.

Mit seiner Linken hatte der Muchacho Don Felix an der Gurgel und mit seiner Rechten, welche die Pistole umkrallte, holte er jetzt zu einem mächtigen Schlage aus, um Don Felix damit auf den Schädel zu knallen.

Der erste Hieb traf nicht gut, weil don Felix mit einem Arm, den er freibekam, den Hieb auffangen konnte.

Als der Muchacho aber jetzt zum zweiten Male ausholte,

schrie hinter ihm jemand: „Hermano mio, Manito!
Bruder, mein Bruder, erschlage ihn nicht!“

Kapitel 14

01

Der Bursche wandte sich um und sah Modesta einige Schritte hinter sich stehen.

Im selben Augenblick kam Celso, der soeben dabei geholfen hatte, die Türen der Oficina zu verrammeln, wo die Hunde und Schweine zu rumoren begannen. Er trat dicht hinter Modesta. Nur für eine Sekunde zeigte sein Gesicht einiges Erstaunen. Dann schien er zu verstehen. Sie war ja seiner Rasse und seines Stammes. In seinem Blute fühlte er, daß Modesta handelte, wie es ihr Ur-Instinkt von Gerechtigkeit und Harmonie alles dessen, was auf Erden ist und was auf Erden geschieht, ihr zu tun gebot.

„Bruder, mein Bruder! Schlage mir diesen Mann nicht tot!“ rief sie wieder, als der Muchacho immer noch auf seinem Opfer kniete und zu zögern begann. In dem Schrei des Mädchens lag ein starker Tonfall von Ekstase, so wie ihn diese Männer selten, wenn überhaupt jemals,

hörten.

In ihrem alltäglichen Leben, in ihrem so bitter harten Kampf um das Dasein und mit dem Dasein, ob hier in den Monterias, ob in den Fincas, ob in ihren unabhängigen Dörfern, waren ekstatische Gefühlsausbrüche seltener noch als selbst ein reiches Essen. Und reiche Essen waren selten genug.

Mehr und mehr Burschen, zu Ende mit anderen Aufräumungen, kamen inzwischen in den Portico, der sich so rasch füllte, daß, die nachkommenden Muchachos außen herum bleiben mußten, weil hier kein Platz mehr war.

Modesta stand noch immer da, an genau der gleichen Stelle, von wo aus sie den ersten Ruf getan hatte. Das war in der Mitte des langen Portico, der sich außen um die Oficina, jedoch völlig vom Dach bedeckt, herumzog, und in dem gewöhnlich die Patrones und Capataces sich in ihren Hängematten schaukelten oder Karten spielten, wenn sie keine dringende Arbeit hatten, meist während der heißen Mittagstunden, immer jedoch am Abend. Oft

schliefen sie sogar im Portico in den Hängematten oder auf den rohen Bettgestellen, die, wenn es nicht regnete oder wenn die Nächte nicht zu kalt und neblig waren, hier in diesen Korridor gerückt wurden. Daß sie nicht immer, weder hier in einer der Oficinas oder einem der Bungalows im Portico schliefen, hatte mehrere Gründe. Einmal die schweren, gesundheitsschädlichen Nebel der Nacht und des frühen Morgens. Ferner das Herumstreifen von Hunden, Schweinen, Tigern, Löwen, Schlangen und allen möglichen andern Getiers und Gewürms des Dschungels, das häufig genug die Schläfer im Portico belästigte.

Zwischen Modesta und dem Winkel, in dem don Felix zusammengeklumpt kauerte und der Muchacho auf ihm kniete, befand sich niemand sonst. Alle anderen Muchachos hatten sich hinter ihrem Rücken zusammengedrängt, oder standen in dichten Haufen außerhalb des Portico ihr zur linken Seite.

Vom dem großen Moment an, da Celso den Befehl zum Vormarsch gab, bis zu diesem Augenblick, wo don Felix im Winkel kauerte, sich mit seinem Armen gegen den

Angriff eines Mucachos schützend, waren kaum zwanzig Minuten vergangen. Es war noch Tag; etwa eine halbe Stunde fehlte, bis zum Sonnenuntergang. Doch war der Himmel wolkenbedeckt und sicher wieder ein sehr schwerer Regen in der Nacht zu erwarten.

Modesta trug noch immer weiter nichts am Leibe, als die beiden zerfetzten Hemden, die ihr Celso hatte geben können. Sie war barfuß. Die Hemden hatte sie so um ihren Leib gewürgt, daß sie ihre Beine bis dicht an die Hüften hinauf nackt ließen; denn um die Hemden als Kleid gebrauchen zu können, mußte sie diese Fetzen in gleicher Weise legen und falten, wie es die Nachbarn ihres Stammes tun, die Indianer von Vitstan.

Ihre Füße und Beine waren aufgeritzt und mit Hunderten von blutverkrusteten Schrammen bedeckt, die sich das Mädchen auf ihrem wilden Rennen durch den Dschungel geholt hatte. Ihre Arme, nackt bis zu den Schultern, waren ebenso zerrissen, zerkratzt und verschrammt wie ihre kräftigen Beine, deren Fleisch fest war wie harter Kork. Die Hemdfetzen waren oben um die Brust gewürgt, so daß sie nur gerade ihre jungen, kleinen Brüstchen

bedeckten, jedoch die Schultern bis zu den ersten verstorbenen Ansätzen ihrer Brüste freiließen.

Ihr langes, tiefschwarzes, hartsträhniges Haar hing ihr wirr um den Kopf. Es war zerzaust und verzottelt, und zeigte, daß Stunden des sorgfältigsten Durchkämmens erforderlich sein würden, um es zu ordnen. Aber mit den Packen, die bei der traurigen Cayuco-Ueberfahrt verloren gingen, waren auch ihre Käämme und Haarbänder abhanden gekommen. Sie hatte noch keinen neuen Kamm erwerben können. Es war ihre Absicht gewesen, an diesem Morgen sich einen Kamm von der Frau des Kochs oder von einer der Frauen der Handwerker auszuleihen. Ehe sie jedoch dazu kam, fiel sie don Felix in die Hände.

Modesta war nicht hoch gewachsen; sie hatte nur die übliche Größe der Frauen ihrer Rasse. Aber ihr Körper war wohlgeformt, sehr harmonisch und ebenmäßig in seinen Gliedern. Darum erschien sie höher, als sie wirklich war; und wenn sie unter den Frauen ihres Stammes stand, gehörte sie zu den größten.

Hier unter den Burschen freilich erschien sie auffallend

mädchenhaft. Aber als sie jenen Ruf hinausschrie, wuchs sie in merkwürdiger Weise. Es mochte sein, daß, um ihrem Schrei volle Wirkung zu geben, damit der Muchacho an seiner Tat gehindert würde, sie sich ungewollt auf die Zehen erhoben hatte. Und mit jedem weiteren Satze, den sie nun rief, hob sie sich erneut auf die Zehen und gab so ihrer Gestalt eine ungemein wirkungsvolle und kraftvolle Erscheinung, der sie sich freilich durchaus nicht bewußt war.

Dramatische Gesten, die beabsichtigt auf irgendeine Wirkung hinzielen, sind den Indianern jener Gegenden völlig unbekannt. Sie sind seinem Wesen fremd, und so fremd, daß es wahrscheinlich Monate dauern würde, ehe man ihm eine solche Geste mit Erfolg einstudieren könnte.

Jedoch alles, was nun Modesta sagte, und wie sie es sagte, war so dramatisch, daß es auf einen Nicht-Indianer, der diesem Vorgang beigewohnt hätte, tief erschütternd gewirkt haben würde. Um so erschütternder, um so dramatischer und eindrucksvoller, weil sowohl Modesta, als erst recht allen Muchachos, die

hier versammelt waren, auch das geringste Gefühl für dramatische Wirkung fehlte, und noch viel mehr darum, weil ihr und ihnen allen selbst auch nur die kleinste Absicht abging, irgendwelche dramatische Wirkung zu erreichen.

In dieser Umgebung, unter diesen verprügelten, geknechteten und zerlumpten Menschen, unter allen diesen Bedingungen zu sagen, daß Modesta da im Portico stand, gleich einer Göttin aus einer griechischen Tragödie, die einen Fanfarenschrei unversöhnlicher Rache ausstößt, oder die mit einer Stimme, die das Rauschen der Meere übertönt, einen Fluch in die Weiten des Universums hinausbrüllt, der Götter erzittern läßt, erschiene an diesem Ort wie ein sehr unglücklicher Vergleich. Dennoch: kein anderer Vergleich als der genannte, vermöchte die Wirkung, die das Auftreten und die Rede der Modesta auf die hier versammelten Männer ausübte, besser und richtiger zu bezeichnen. Es sind nicht immer nur die Worte und Gesten, die eine bestimmte tiefe Wirkung hervorrufen, es sind viel häufiger die Umstände, unter denen jene Worte gesagt wurden, die

große und unerwartete Wirkungen erzielen.

Die indianische Frau redet wenig und selten zu einem Manne, der nicht ihr Mann, ihr Vater, oder ihr Sohn ist. Gar zu vielen Männern, von denen sie vielleicht nur einige kennt, zu reden, und laut zu reden, um auf jene Männer eine Wirkung auszuüben, ist so sehr gegen ihre Natur, daß sie, wäre sie gezwungen, es zu tun, vorziehen würde zu sterben. Sie würde vor Scham sterben oder an einem Herzschlag, wenn sie auch nur daran denkt, so viele Augen von Männern auf sich, und besonders auf ihren Mund, gerichtet zu sehen. Die indianischen Frauen freilich, die seit Generationen in den großen Städten wohnen, Hochschulen und Universitäten besuchen oder als Geschäftsfrauen sich eine Stellung erworben haben, reden genau so unbefangen wie eine amerikanische Komunistin. Aber solche Frauen kennen diese einfachen und natürlich schlichten Indianer hier nicht, haben eine solche Frau nie gesehen, auf keinen Fall je öffentlich sprechen hören, und ihrer ganzen Verfassung nach könnten sie sich eine solche Frau nicht vorstellen.

Daß hier nur ein schüchternes Mädchen, bisher kaum beachtet von den Burschen, ihrem Stamme zugehörend, in ihren Gewohnheiten und Sitten aufgewachsen, zerlumpt wie sie, verlaust wie sie, verdreht, gedemütigt, geknechtet wie sie, im Angesicht des Patrons, des Gottes, und gleichzeitig im Angesicht aller der hier versammelten Muchachos, alle Scham, Scheu, Furcht vergessend, eine lange schmetternde Rede hielt, überhaupt zu halten vermochte, war für die Männer etwas so Unerhörtes, daß, wären sie Geschichtsschreiber oder Balladendichter gewesen, sie diesen Vorgang als einen der wichtigsten ihrer Volksgeschichte für nachkommende Geschlechter in Büchern, Legenden und Gesängen verherrlicht haben würden.

Die Rede Modestas war nicht nur wohlgesetzt, sie wurde auch hinausgeschmettert ohne ein einziges Stocken. Keiner der Muchachos freilich konnte wissen, daß Modesta diese Rede in sich, in ihrer Seele und in ihrem Herzen, Wort für Wort eingegraben hatte seit jener Stunde, die sie als die traurigste ihres jungen Lebens betrachtete, und immer als ihre traurigste betrachten

würde, so lange sie lebe. Aber nicht mit einem Gedanken hatte sie daran gedacht, daß die Gelegenheit, wo sie diese Rede halten könne, so rasch und unerwartet kommen würde.

Modesta war sich der Rede und der Wirkung, die sie auf die Muchachos ausübte, ganz unbewußt. Sie redete, weil sie nicht länger schweigen konnte, weil die Empfindung in ihr überströmte und sie über sich selbst hinaus hinwegriß. Sie redete, als wäre sie in einem Traum. Und es hätte wohl geschehen können, daß, wäre sie, statt mit heulenden Zustimmungsrufen der Burschen, mit Worten unterbrochen worden, wie aufgewacht wäre und nicht hätte weiter reden können.

„Erschlage mir diesen Mann nicht!“ rief sie zum dritten Male. „Denn ich muß ihn lebendig haben. Lebendig muß ich ihn haben, damit ich weiterleben kann!“

Der Muchacho, der auf don Felix kniete, stand nun ganz auf, trat von seinem Opfer zurück, und kam zögernd, Schritt um Schritt, rückwärts gehend bis dicht an Modesta heran. Er blickte ihr starr in die Augen.

Aber Modesta sah ihn nicht. Sie stierte nur auf don Felix, der, als erwarte er von dem Mädchen einen Angriff, sich mehr und noch tiefer in den Winkel hineinquetschte als er schon drin war. Er kroch ganz in sich zusammen, so daß man nur noch seinen Kopf und seine breiten Schultern sehen konnte.

Der Muchacho schlich sich an Modesta vorbei und mischte sich unter die übrigen, die sich dichter und dichter um den Portico drängten, jedoch in Armeslänge vom Rücken des Mädchens entfernt blieben.

Modesta hob ihren rechten Arm, streckte ihn aus in der Richtung auf don Felix, und mit dem Zeigefinger deutete sie auf sein Gesicht.

„Du! Du! Tu! Daß du meinen Bruder und seine Jungen in der Nacht mit einem Besoffenen den Fluß hinaufgeschickt hast und der kleine Junge ertrank, obgleich dich mein Bruder bat, ihn am Morgen zu senden, das vergebe ich dir!“

Der Muchachos bemächtigte sich ein beklemmendes

Schweigen. Sie verstanden nicht, was das Mädchen wollte. Einige wurden unruhig und tuschelten: „No, warum vergeben? Erschlagen!“ Aber die ihnen nahe standen, hießen sie schweigen. Aus dem Ton, wie Modesta sprach, hatten sie richtig herausgeföhlt, daß die Rede erst begonnen hatte und mehr folgen würde.

Nach einer Atempause von einigen Sekunden, ohne den auf das Gesicht des don Felix gerichteten Zeigefinger zu senken, sprach Modesta aufs neue: „Daß du den kleinen Jungen ertrinken ließest, das vergebe ich dir, denn du bist der Herr und befehlst, und wir müssen gehorchen!“

„No mas Patrones, keine Herren mehr!“ riefen einige Burschen dazwischen.

„Calma, Ruhe!“ riefen andere.

Modesta hörte das nicht, was hinter ihr gesagt wurde. Sie hielt mit ihrem starren Blick die Augen des Don Felix fest, als wollte sie ihn verzaubern. Er bekam langsam, jedoch allen sichtbar, eine entsetzliche Furcht, die sich deutlich auf seinem Gesicht zu zeigen begann. Vielleicht

viel ihm in diesem Moment ein, einmal gehört zu haben, daß einem Gefangenen nichts Schlimmeres geschehen könne, als den Frauen des Stammes ausgeliefert zu werden. Männer schlagen heftig zu, um mit ihrer Arbeit fertig zu werden, je schneller, desto besser. Aber Frauen sind daran gewöhnt, ihre Gerichte langsam und bedacht zu kochen.

Ihre Stimme anhebend, sagte Modesta nun: „Daß du mich heute huren wolltest, mit Gewalt und ohne mich darum zu fragen, und mich hier nackt fortrennen ließest, allen Männern hier zu Gesicht, auch das vergebe ich dir; denn du bist ein Mann und ich bin eine Frau.“

Celso, der ja ihr Schicksal besser kannte als sonst einer hier, begann nun zu verstehen, wohin Modesta zielte. Er lachte glucksend auf. Gleichzeitig fühlte er Stolz, daß Modesta ihn gewählt hatte, sie zu beschützen. Rasch und leise sagte er zu den Burschen, die ihm am nächsten standen: „Laßt sie reden, laßt sie nur reden, sie weiß ganz genau, was sie will.“

Modesta hatte ihre Rede abermals unterbrochen. Wieder

holte sie tief aus zu neuem Atem. Wieder streckte sie ihren Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger auf den immer mehr in sich zusammenkriechenden don Felix so heftig, als wolle sie ihn mit diesem Zeigefinger gegen die Wand spießen. Diese Unterbrechungen in ihrer Rede, das Senken ihrer Stimme, wenn sie einen Satz beendete, und das immer stärkere Anheben der Stimme, wenn sie nach der Atempause einen neuen Satz begann, war durchaus natürlich, obgleich es von einer gewaltigen dramatischen Wirkung war und ganz ohne Zweifel auf don Felix den Eindruck machen mußte, der Jüngste Tag sei angebrochen und ein klagender Engel stünde vor ihm.

„Daß du meinem lieben Bruder Candido, der vor dir gefehlt hatte, die Ohren abschneiden liebest und schändetest, selbst das vergebe ich dir; denn er war geflohen, hatte seinen Kontrakt gebrochen, und du, sein Herr, hattest das Recht, ihn zu bestrafen, hart und grausam wie die Strafe auch war.“

Nun endlich verstanden alle Muchachos, daß der Höhepunkt ihrer Anklage nahe gekommen war. Zugleich überkam alle das Gefühl, das allen Menschen, gleich

welcher Rasse und welchen Standes, in großen Momenten plötzlich ins Bewußtsein und zur Kenntnis kommt: daß sie einer Handlung beiwohnen, die eines Tages für die Geschichte von weittragender Bedeutung sein wird, auch wenn sich diese Geschichte nur auf das Leben und die Schicksale einer begrenzten Gruppe von Menschen beziehen sollte.

Modesta, bislang nur ein einfaches, schlichtes Mädchen ihrer Rasse, von den Muchachos bis heute kaum je richtig gesehen, weil sie so ganz wie alle übrigen Indianermädchen war, wuchs nun vor den Augen der Muchachos zu einer Heldin empor. Und weil solches Hervortreten einer Frau, hier sogar eines unverheirateten Mädchens, unter diesen Leuten so ungewöhnlich ist, daß es für sie unbegreiflich wird, fühlten die Burschen, daß sich ein Wunder vollzog. Es erschien für sie eine neue Heilige Jungfrau, ihren Gefühlen um so näher, nicht weil sie ihrer Farbe und ihres Fleisches war, sondern weil sie eine Anklägerin, eine Rächerin, ein Soldat der Rebellion wurde. Wo war es je gehört worden, unter diesen unwissenden und geknechteten Leuten, daß ein junges

Mädchen sich erhob und zu einem Patron, einem Ladino, ja sogar zu einem Spanier „Tu“ sagte, anstatt sich vor ihm zu verbeugen, ihm die Hand zu küssen und wenn sie seine Befehle erwartete, ihre Arme auf der Brust kreuzte und gesenktes Hauptes demütig vor ihm stand, ohne auch nur die Augen zu erheben, sein göttliches Antlitz zu erblicken, und wenn sie die Befehle erhalten hatte, sich nach rückwärts entfernte, die Blicke am Boden geheftet, um dem Patron nicht eher ihren Rücken zu zeigen, bis sie außerhalb der Tür war. Es kam vor, daß zuweilen ein Muchacho frech wurde und aufsässig, vielleicht, weil er zu viel getrunken hatte oder so überarbeitet war, da ihm alles gleich geworden. Aber selbst dies geschah so selten, daß wenn es wirklich vorkam, Monate, vielleicht Jahre, in den Hütten der Peones darüber gesprochen und dann erzählt wurde, auf welche Weise dem Mann seine Frechheit in der grausamsten Weise ausgetrieben worden war.

Hier dagegen war es kein Muchacho, kein betrunkenere, frecher Peon, sondern hier war es ein gewöhnliches versklavtes Indiandermädchen, in Fetzen gekleidet und

mit verlaustem, verzotteltem Haar, die ihre anklagende Stimme gegen den Patron erhob und es sogar wagte, „Du!“ zu ihm zu sagen und mit dem Finger auf ihn zu zeigen.

Daß dies geschah, geschehen konnte, gab den Männern bei weitem mehr als die blutige Ueberwältigung ihrer Herren und Peiniger die Gewißheit, daß eine neue Zeit ihre Schwingen entfaltet und über das Erbland der Indianer dahinzusausen begonnen hatte. So mußte die Rebellion, mochte sie auch Millionen von Opfern kosten, mit einem Siege für die Indianer und für das indianische Proletariat enden, mußten sie Erde und Freiheit so sicher gewinnen, wie sie bisher nur Unterdrückung und Versklavung gekannt hatten.

Die Muchachos verfielen, als Modesta nun wieder innehielt, in einen Rausch des Taumels, eines Tumultes, der nicht Freude war, sondern religiöse Begeisterung. Sie sahen vor ihren Augen jetzt zum ersten Male das gelobte Land liegen. Sie sprangen herum, umarmten sich, tanzten, schrien und jauchzten: „Arriba, Muchacha! Viva, Modesta! Hoch, Chamulamädchen!“

Diesen Tumult versuchte don Felix zu einem Fluchtversuch zu nützen. Zur Linken hatte er die lange Wand des Gebäudes, zur Rechten war nur eine kurze Wand, die als Schutz gegen einfallenden Regen und gegen Stürme angefügt worden war. Dieses Stück Wand war nur etwa zwei Meter lang, dann begann das Geländer, das nur wenig über einen Meter hoch war und leicht genommen werden konnte. Don Felix hatte zwar nicht weit kommen können; denn die Muchachos bewachten die Zugänge zum Platz recht gut, und die Sättel und Pferde konnten nicht erreicht werden, ohne den Platz zu überqueren, auf dem sich immer mehr Burschen sammelten, je näher die Zeit dem Sonnenuntergange kam.

Geduckt schob er sich einige Zoll weit näher zum Ende der kurzen Wand hin. Aber dann sah er zwei harte, tiefbraune Hände auf dem Geländer, die einem Burschen zu gehören schienen, der einen klaren Kopf behalten hatte, offenbar zu keinem anderen Zweck, als don Felix zu bewachen. Don Felix überlegte rasch und kam zu der Ansicht, daß es sicherer sei, noch zu warten. Das

Mädchen hatte ihre Rede noch nicht beendet. Sie stand immer noch an der gleichen Stelle, von wo aus sie begonnen hatte, ohne auch nur einen Schritt vorwärts oder zurück zu gehen.

Don Felix rechnete sehr gut, wenn er auf das Ende der Rede wartete. Er sagte sich, daß dann wahrscheinlich die Begeisterung am höchsten steigen würde, und er eine weit bessere Aussicht habe zu entkommen als jetzt, wo der Tumult bereits wieder abzuebben begann, weil die Muchachos sahen, daß Modesta zu weiteren Worten anhub.

Sie schien, nach ihren Gebärden und nach ihren starren Augen, die nicht eine Sekunde von dem Gesicht des don Felix abwichen, zu urteilen, mit ihren Sinnen hier nicht anwesend zu sein. Ob irgendeiner der Muchachos hörte, was sie sagte, war ihr ganz offenbar völlig gleichgütig. Sie nahm auch nicht die geringste sichtbare Wahrnehmung auf von dem Tumult und den Zurufen der Männer. Sie war allein mit don Felix, sprach nur zu ihm, zeigte nur auf ihn, und sie sah niemand sonst in ihrer Nähe. Die Welt ringsum war für sie ausgelöscht.

Tief schöpfte sie Atem, als wäre sie unter dem Einfluß einer Macht außer halb ihres Willens. Ihr Gesicht zuckte in den Muskeln, als kämpfe sie einen Anfall von Ohnmacht nieder.

Das währte nur einige kurze Sekunden, aber es dauerte lange genug, um die höchste Wirkung zu erzielen. Die Muchachos schwiegen mit einem Ruck alle auf einmal, wie sie auf ein Kommando nicht besser hätten tun können.

„Aber! Pero, pero!“ rief Modesta nun mit aller Kraft ihrer Stimme aus. „Aber daß du dem kleinen Jungen, der dir nichts zuleide getan hatte, dir, du Teufel, nichts zuleide tun konnte mit seinen kleinen, winzigen Händen und mit seinen unschuldigen Gedanken; daß du, obgleich ich vor dir auf der nackten Erde lag und mich dir zu allem anbot, obgleich ich, um der Heiligen Gottesmutter willen, dich um Gnade anflehte aus der Angst meines Herzens heraus; daß du, Ladino und Cachupin, Bestie und Satan, obgleich der kleine Junge vor dir kniete und seine winzigen Hände aufhob zu dir und zu dir betete wie zu einem Dios Santo, daß du ihm, um einen Fehler seines

gepeinigten Vaters zu vergelten, seine kleinen Ohren abschnittest, ihm, der ein langes Leben vor sich hat, und ihn schändetest für sein ganzes Leben, ihm ein Gesicht gabst, als wäre er der elendeste Sünder unter dem Himmel, das vergebe ich dir nicht! Und wenn ein gerechter Gott über uns wohnt und ein winziges Stückchen seines Mitleides und seiner Gnade auf uns, seine vergessenen Kinder, auszuschütten gewillt ist, und er meine inbrünstigen Gebete zu erhören geneigt ist, so flehe ich ihn an, dir, du Bestie, nie zu vergeben, so ewig lange auch die ewige Ewigkeit wahren mag.

Du sollst der verlorenste unter den verlorensten Sündern sein für alle Ewigkeiten, so wahr und so wahrhaftig wie ich mich in Andacht und Verehrung verneige vor der Allerheiligsten und Allerreinsten Jungfrau, die meine Schmerzen kennt und weiß, denn sie sah ihren Sohn leiden, wie ich den kleinen Jungen leiden sah, dessen Mutter ich wurde, als ich mit meinem freien Willen seinem Vater folgte, um ihm meine Liebe und meinen Schutz zu geben. Ich speie dich nicht an, weil du zu tief gesunken bist, als daß dich ein Weib anspeien könnte. Ich

rühre dich nicht an, weil meine Hände stinken würden bis in die letzte Stunde meines Daseins. Ich verfluche dich nicht, weil mein Fluch dann keine Wirkung mehr haben würde, wollte ich jemanden verfluchen, der mich ärgerte. Ich lasse dich der Hölle und der Verdammnis und der Rache eines gerechten Gottes so wie du jetzt bist. Denn so wie du jetzt bist, wird auch die gütigste Mutter Gottes im Himmel dir das letzte, kleinste, winzigste Fünkchen an Mitleid in Ewigkeit versagen!“

Modesta stockte, als käme sie plötzlich zur Besinnung. Sie sah auf, sah sich um, und schien zum ersten Male zu bemerken, daß hier noch andere Leute waren als nur Don Felix. Sie ließ ihren Arm sinken. Es war, als ob sie fallen würde. Aber im selben Augenblick straffte sie sich in ihrem ganzen Körper und begann zu zittern.

Bisher hatten ihre Worte zwar laut und schallend geklungen, jedoch warm und volltönend, und es war angenehm, ihnen zuzuhören.

Jetzt aber, wie zu sich kommend und wie zurückkehrend auf die nüchterne Erde, warf sie mit einem heftigen Ruck

beide Arme hoch und schrie, gellend und kreischend, mit weitem und häßlich sich formendem Munde:

„Muchachos, ahora es suyo el tigre de las monterias! Jungens, jetzt gehört die Bestie euch! Nehmt ihn. Er ist euer. Er hat keine Seele, kein Herz. Ist kein Mensch und war nie ein Mensch. Eine Bestie. Laßt ihn jetzt die Ohren des kleinen Jungen bezahlen, Muchachos! Die Ohren muß er bezahlen, die er stahl. Bezahlen muß er! Bezahlen! Pagar! Pagar! Debe pagar las orejas!“

Modesta war, während sie das hinausschrie, herumgesprungen nach allen Seiten, um die Männer zur Handlung anzufeuern, als rief sie alle zum Kriege auf. Die Burschen, immer noch wie gebannt dastehend, kamen in Bewegung und riefen: „Viva muchacha! Arriba Modesta! Viva la Chamulita! Arriba nuestra Heroína! Viva Modesta, la Rebelde! Viva la Rebelion! Tierra y Libertad!“

Modesta wachte nun infolge des wilden Schreiens der Männer völlig auf. Sie schwankte und fiel gegen das Geländer, wo mehrere Burschen, die dort standen, sie auffingen. Sie richtete sich auf, schlug beide Hände vor

ihr Gesicht, kauerte, zu Boden fallend, völlig in sich zusammen und begann laut und bitterlich zu weinen.

Die Muchachos waren verwirrt. Sie redeten aufeinander ein und schoben sich durcheinander, ohne aber Modesta nahe zu kommen und sie aufzurichten.

Kapitel 15

01

Diese Verwirrung war es, auf die don Felix gewartet und die, wie er richtig geschätzt hatte, bald kommen würde.

Mit einem hastigen Ruck warf er sich neben die Wand und dicht an das Geländer. Beide Hände stützte er auf und hatte im selben Augenblick beide Knie hoch am Geländer. Es war so unerwartet geschehen, daß der Bursche, der dort stand, zur Seite gestoßen wurde, weil ihm don Felix mit seinem vorgeworfenen Kopfe heftig gegen die Brust prallte.

Als er aber über das Geländer sausen wollte, sprang mit einem langen Satze, einer gejagten Katze gleich, Celso auf seinen Rücken und beide fielen, einige Male umeinander kollernd, zurück auf den Boden des Portico.

Celso zerrte seinen Gegner am Hemdkragen hoch und hieb mit seiner breiten, eisenharten Hand don Felix einen so mächtigen Schlag quer ins Gesicht, daß dieses der

ganzen Breite nach aufplatzte. Don Felix taumelte zurück gegen das Geländer. Celso ließ den Hemdkragen los und schlug ihm nun auch noch mit seiner linken Tatze einen gleichen Hieb mitten ins Gesicht. Das Gesicht verschwamm in Brei.

Celso brüllte ein mächtiges, zufriedenes Lachen hervor. Er wischte eine Hand an der andern ab. Dabei sagte er: „Die muß ich mir jetzt mit Branntwein waschen gehen, damit ich deinen Dreck loswerde. Diese Hiebe sitzen, du Knäblein, he? Das sind Hiebe. Du hast mir die Hände so gemacht mit vier Tonnen Caoba im Tag. Nun weißt du, wie sie sich anfühlen. Das wollte ich dir nur einmal zeigen, du Schweinedreck.“

Don Felix lag wieder in seiner Ecke. Mit einer hoffnungslosen Gebärde seiner Hände wischte er das Blut aus seinem Gesicht.

„He, Muchachos!“ rief Celso die Burschen auf. „Ihr habt ja gehört, was die Muchacha uns gesagt hat. Die Ohren abgeknüpft – und mit einem sauberen und musikalischen Henken. Ihr wißt ja, wie gehenkt wird. Wir haben eine

gute Bildung im Henken durchgemacht.“

Dann wandte er sich an Modesta, die noch immer da hockte und bitterlich weinte.

Er sagte zu ihr: „Weine nicht, Modesta, Muchacha querida! Wir holen jetzt, noch heute Abend, Candido und Pedrito. Wir zerren die Cayuqueros an ihren Schwänzen herbei, wenn sie nicht gehorchen wollen.“

Während Celso mit einigen Burschen zu den Hütten hinüberlief, wo die Handwerker und Cayuqueros mit ihren Familien wohnten, stießen andere Burschen don Felix vor sich her nach dem Platze. Dort trieben sie ihn zu einem Baum mit langen, weit hinausragenden, starken Aesten. Es war nicht nötig, daß jemand den Burschen sagte, was sie nun tun sollten und wie sie es tun sollten. Sie alle waren Gehenkte und besaßen reiche Erfahrung als Gehenkte. Diese Erfahrung kam ihnen zu Hilfe.

Sie trieselten einen starken Faden aus einem Strick heraus. Den Faden knoteten sie fest um das rechte Ohr des don Felix, dicht an der Backe. Dann warfen sie das

Ende des Fadens hoch über einen der Aeste. Darauf hoben drei Burschen, die don Felix die Arme eng an den Leib geschnürt und ihm die Beine zusammengebunden hatten, ihn hoch, so daß er mit dem Kopf nur zwei Hände breit von dem Ast entfernt war. Hier hielten sie den Körper, bis andere Burschen den Faden so geordnet hatten, daß er die gewünschte Länge besaß, und dann banden sie das Ende um den Stamm des Baumes. Sie riefen, als das fertig war: „Listo Muchachos!“ Jetzt ließen die Burschen den Körper behutsam, sehr behutsam los, bis er frei an dem rechten Ohr baumelte. Nicht nur die Backe, sondern das ganze Gesicht des don Felix zerrte sich weit heraus aus seinem Kopfe.

„Nicht das, Muchachos! Nicht das, Muchachos!“ schrie er, soweit das völlig verrenkte Gesicht es zuließ. „Schlagt mich tot! Schlagt mich tot!“ Dann, obgleich er sich alle Mühe gab, den Burschen seinen Schmerz nicht zu offenbaren, begann er in sich hineinzustöhnen. Aber je länger er hing, desto mehr quetschte sich seine Kehle zu, weil die Haut sich immer weiter zuzerrte und auch noch die Haut des Halses und der Schultern mit sich zog.

„Jetzt weißt du dreckiger, eitriger Hund, was Henken ist!“ rief ein Bursche.

„Wir henken ein wenig anders als du und deine Brüder, diese Schweine, die jetzt in der Hölle sind“, rief ein anderer. „Aber wir wollen dich ja nicht morgen mit neuen Kräften vor den Bäumen haben, um vier Tonnen zu machen. Wir henken nur dich allein. Du hast hundert von uns gepeitscht und gehenkt, wann immer es dir gefiel. Mußt du eben auch für hundert gehenkt werden.“

„Laßt mich los, Muchachos! Ich gebe euch alle Caoba, die wir hier haben. Auch die ganze Tienda.“

Don Felix mußte nun doch endlich anfangen, zu bitten, obgleich er sich in seinem Leben immer versprochen hatte, nie einen Muchacho zu bitten, auch wenn er ihm mit dem Messer an der Kehle sitzen sollte.

„Die Tienda nehmen wir uns auch ohne deine Erlaubnis, Patron. Ha, Patron. Und die Caoba, die wollen wir gar nicht. Schitt darauf, auf deine Caoba. Die kann hier verfaulen und vermodern. Was kümmert uns deine

Caoba?“

„Laßt mich runter!“ flehte er aufs neue. „Macht mit mir, was ihr wollt, nur das nicht. Laßt mich runter!“

Darauf antwortete ein anderer Bursche: „Höre, Cachupin, wir haben jetzt keine Lust mehr, hier noch weiter zu stehen und deinem Winseln zuzuhören. Wir haben Hunger. Haben den ganzen Tag für dich geschuftet, ohne zu fressen zu kriegen. Wir gehen jetzt in die Tienda, Büchsen aufmachen. Wollen sehen, wie ihr lebtet. Sardinen, eingemachte Aprikosen, gute Suppen, Leberpasteten, Schinken, Speck, Schokolade, Kaffee, und keine gerösteten und dann gemahlten Tortillas, die du Kaffee nanntest, gut genug für uns.“

„Und“, fiel ein anderer ein, „in einer Stunde kommen wir nachsehen, ob die Backe noch hält oder dein Dreckgesicht schon abgerissen ist von deinem Schädel. Und wenn du hier unten im Dreck liegst und die rechte Schwarte ab ist, dann kommt das linke Ohr dran und die linke Schwarte oder was noch davon übrig ist.“

Höhnisch lachte ein anderer: „Es kommt auf die Güte deines Leders an, Felixchen. Wenn es gut und zäh ist – wir hoffen, daß es zäh ist – dann kann es sechs Stunden dauern oder auch zehn, ehe die Schwarte runter ist und wir die zweite abledern kommen. Inzwischen viel Vergnügen. Ihr habt in euren Bungalows gesessen und euch in den Hängematten zufrieden geschaukelt, wenn wir im Dickicht hingen und wimmerten. Diesmal bist du es, der wimmert, während wir in den Hängematten schaukeln und eure Vorräte fressen und deine Zigarren rauchen und deine Weiber huren, wenn sie uns gefallen. Ob sie uns gefallen, müssen wir erst sehen.“

Die Muchachos machten sich auf den Weg zur Oficina.

„Viel Vergnügen, Felixchen“, rief einer zurück, um den baumelnden don Felix aufzuheitern.

Inzwischen war es dunkel geworden. Die Nacht würde in einer Viertelstunde da sein.

Noch immer kamen Gruppen von Schlägern und Boyeros zum Haupt-Camp. Vielen war Nachricht gebracht worden von dem, was sich hier ereignet hatte, und sie kamen, obgleich sie andernfalls nicht an diesem Tage hier erschienen wären.

Andreu war zur Tienda gegangen, begleitet von Santiago, um zu verhindern, daß die Muchachos unbesonnen über die aufgespeicherten Vorräte herfielen. Bis jetzt hatte noch kein einziger Muchacho daran gedacht, sich über die Tienda herzumachen. Sie alle waren zu sehr mit Aufräumen in der Oficina beschäftigt. Von Andreu war, nachdem er mit Celso und Martin Trinidad darüber gesprochen hatte, der Vorschlag gekommen, alle Vorräte in gleicher Weise an alle Burschen zu verteilen, ein Vorschlag, der von allen angenommen wurde und den auszuführen Andreu, der lesen und schreiben konnte, als Verpflegungsmeister übergeben worden war.

Als er zur Tienda kam, war sie verschlossen. Der Mann, der sie verwaltete, hatte sich versteckt.

Andreu, Santiago als Wache bei der Tienda zurücklassend, ging hinüber zu den Hütten, wo die Handwerker wohnten und wo er sicher war, den Verwalter der Tienda zu finden, um von ihm die Schlüssel zu bekommen und das Aufbrechen zu vermeiden. Bei den Hütten traf er Celso und noch einige Burschen, die hier waren, um die Cayuqueros aufzuscheuchen, damit sie die Muchachos herfahren sollten, die in den verschiedenen Camps an den Ufern des Flusses verstreut arbeiteten und unter denen sich Candido mit seinem kleinen Jungen befand.

Die Handwerker, Schmiede, Geschirrmacher, Seiler, Köche, Cayuqueros waren die bevorzugten Arbeiter. Sie bildeten die kleine Mittelklasse. Als Lohn erhielten sie einen Peso täglich oder einen Peso fünfundzwanzig oder einen Peso fünfzig. Sie lebten mit ihren Frauen und Kindern hier, als wohnten sie in einer kleinen Stadt. Einige waren Mestizos, andere Ladinos. Sie verachteten die arbeitenden Muchachos ebensosehr oder wohl noch

mehr, als die von den Patrones verachtet wurden. Sie waren „bessere Leute“, sprachen ein menschliches Spanisch, hatten hier eine kleine Kapelle, konnten lesen und schreiben, und waren meist in Städten geboren.

Nur dann hatten sie Verkehr mit dem Muchachos, wenn sie ihnen etwas verkaufen konnten und bares Geld in den Händen der Burschen sahen. Sie waren stolz darauf, daß sie mit den Patrones sprechen durften, als stünden sie mit ihnen auf gleicher Stufe. Sie mußten sich nicht verbeugen und nicht mit auf der Brust gekreuzten Armen vor ihnen stehen. Sie brauchten nicht einmal immer den Hut in der Hand behalten, wenn sie mit den Patrones sprachen, sondern durften sich den Hut wieder aufsetzen, wenn don Severo sagte: „Setz dir den Hut auf, Mann!“ Mit Aristokraten verkehren und sie grüßen zu dürfen, wärmte in ihnen eine süße Befriedigung an, als ob sie nur noch einen Schritt weit von der Stufe entfernt seien, auf der die Herrschenden stehen durften. In ihrer wirtschaftlichen Lage waren sie den Muchachos zehnmal näher als nur einem der Patrones. Das aber wollten sie nicht eingestehen. Selbst wenn sie weniger verdienten als

ein Muchacho, fühlten sie sich dennoch reichlich belohnt, wenn der Herr ihnen mit einem gnädigen Lächeln zuwinkte und sie sogar gelegentlich zu einem kleinen Gläschen einlud, das sie stehend tranken. Sie waren immer bereit, mit den Patronen auf die faulen und verlausten Burschen zu wettern, und hatten erst recht keine Hemmungen, mit den Herren auf die Muchachos loszukeilen, sobald sie dazu aufgerufen wurden.

Alle Handwerker, Cayuqueros, Branntweinschenker und deren Familien hatten von ihren Hütten aus gesehen, wie die Muchachos die Oficinas stürmten. Mehrere der Handwerker und alle Branntweinhändler besaßen Revolver. Hätten die Patronen und die Capataces die Handwerker zur Hilfe herbeigerufen, als der Sturm begann, so wären die Handwerker alle gekommen, vielleicht zögernd und sich drückend so viel wie möglich, aber sie wären gekommen. Zu dieser Mobilmachung hatte jedoch don Severo keine Zeit und keine Gelegenheit gehabt. Zuerst glaubte er nicht, daß es sehr ernst sei. Und als er es wußte, war es zu spät, die Mobilmachungsbefehle auszugeben.

Die Handwerker waren ungemein froh, daß sie nicht gerufen worden waren. Sie fühlten sich sicherer und wohler, aus versteckten Winkeln, wo sie nicht getroffen werden konnten, dem Kampf zuzusehen und abzuwarten, was geschehen würde. Sobald der Kampf entschieden war, traten sie auf die Seite des Siegers, lobten ihn und erzählten ihm, daß er recht habe und das, was er jetzt getan hatte, schon lange hätte tun sollen. Wären die Patrones und die Capataces als Sieger hervorgegangen, so hätten sie jede Grausamkeit, die über die Besiegten als Strafe für den Aufstand verhängt worden wäre, als gerecht und verdient bezeichnet. Mit Begeisterung und Pflichteifer hätten sie dabei geholfen, Riemen, Seile und Pfosten zu liefern, um die Rebellen zu peitschen und zu henken.

Nun aber waren die Rebellen Sieger geworden. Und darum, sobald die ersten Muchachos zu ihren Hütten kamen, sagten die Artesanos: „Das haben wir jeden Tag hier gesagt, daß es einmal so kommen würde; man muß die Muchachos besser behandeln, haben wir hier immer gesagt, denn das kann ja kein Pferd aushalten, viel

weniger ein Muchacho, der ja auch ein Mensch ist.“

Celso, Andreu, Santiago, Fidel, Martin Trinidad, Juan Mendez, Lucio Ortiz und viele andere der Muchachos kannten freilich ihre neuen Freunde recht gut. Sie ließen sich nicht von ihnen das Hirn verkleistern und verweigerten jetzt die Annahme der Dienste, die rasch und billig angeboten wurden, um den Siegern gefällig zu sein und deren Gunst zu gewinnen. Die intelligenteren unter den Muchachos, die nicht nur infolge des raschen Sieges Aufständische geworden waren, sondern die in ihrem ganzen Charakter Insurgenten und Rebellen waren, wußten recht gut, was sie von diesen rückgratlosen Nachläufern und Verherrlichern der Patrones zu halten hatten. Sollte es geschehen, daß morgen die Patrones wieder mit Hilfe der Rurales und der Federaltruppen nach oben gelangten, so würden alle diese Handwerker und Branntweinschenker sofort auf Seiten der Aristocratas und Herrschenden stehen. Jedes vertrauliche Wort, das ihnen am Tage vorher die Rebellen gesagt, jede Handlung, die die Rebellen getan hatten, jede Büchse Oelsardinen, die von den Rebellen aus der Tienda

genommen wurde, würden sie den Rurales denunzieren. Sie würden ja die beste Polizei machen, eine viel bessere Polizei als die Rurales waren, ja als selbst die gefürchtete Geheime Staatspolizei des Diktators war.

Aus diesen Gründen waren die Muchachos unzugänglich für das dreckige anschmeichelnde Gebaren der Handwerker, die jetzt, in kriechender Geste, jedoch zaghaft und unsicher, aus ihren Hütten sich hervorschlängelten, als Celso, begleitet von mehreren Burschen, auf die Behausungen zukam.

„Das mußte so kommen, Muchachos! Das mußte so kommen, Muchachos! Das habe ich hier immer gesagt“, ereiferte sich der Schmied. Er wandte sich um zu zwei Geschirrmachern, die nahe an ihn gerückt, ihm folgten: „Habe ich das nicht immer gesagt, compadres, daß es so kommen würde?“

„Ja, das hast du immer gesagt, compadre, und wir haben das auch immer gesagt, daß es so nicht lange weitergehen könne!“

„Halt deine gottverfluchte Fresse“, rief Celso, „oder ich schlage dir eins rein, daß dir die Zähne in die Gedärme flitschen, Wanzen die ihr seid – Wo wohnen die Cayuqueros?“ fragte er dann barsch.

„Hier, Chamulito, komm, ich zeige dir den Weg. Da wo die Lampe funkelt, da wohnt der Pablo und gleich dabei Felipe.“

Celso ging auf Pablos Hütte zu. Ohne in die Tür zu treten, rief er: „Pablo, komm raus hier!“

Der Cayuquero trat heraus. Die Knie wackelten ihm, sodaß es aussah, als wollten sie zusammenknicken.

„Wieviel Kinder hast du?“ fragte Celso.

„Drei, Muchacho.“

„Raus damit!“

„Aber, bitte, por favor, Chamulito, du wirst doch meinen kleinen Kindern nichts zuleide tun“, flehte der Cayuquero in steigender Angst.

„Her mit den Kindern, habe ich gesagt!“

„Die schlafen schon, Muchacho!“ Pablo konnte kaum noch die Lippen öffnen vor Angst.

„Soll ich sie auf meinem Machete herbeiholen?“ schrie

Celso.

Im selben Augenblick kamen die Kinder an die Tür, aus Neugierde. Ihre Mutter war in einer kleinen hinteren Hütte, wo sie das Abendessen bereitete und nicht hörte, was hier vor sich ging, oder es war ihr von ihrem Manne anbefohlen worden, sich nicht sehen zu lassen, weil die Muchachos vielleicht imstande sein könnten, ein gewaltiges Notzüchten der Weiber zu veranstalten – als Vergeltung für die zahllosen Niederträchtigkeiten, die von den Handwerkern an den Frauen verübt worden waren, die manche Burschen mit in die Monteria gebracht hatten, weil sie sich von ihren Männern nicht trennen wollten.

Ein Muchacho hatte sofort die drei Kinder gepackt, die zu schreien begannen. Nun lief auch die Mutter herbei und warf sich auf die Knie.

„Schrei nicht, du alte Schrulle“, sagte ein Bursche zu ihr, „wir fressen deine Hurenbrut nicht. Die Kleinste kannst du gleich hier behalten, die wollen wir nicht.“

Er schob das kleine Tötchen von einem Mädchen der Mutter zu, die das Kind ergriff, als habe sie es den Krallen erboster Tiger entrissen.

Dann sagte Celso: „Bring die beiden größeren Kinder auf den Platz, und du, Pablo, kommst mit.“

Die Frau schrie wieder. Aber ein Bursche rief: „Du schreist besser nicht, wenn du deine Kinder wiederhaben willst.“

Auf dem Platze angekommen, ließ Celso die beiden Kinder, ein Mädchen von zehn Jahren und einen Jungen von sieben, an einen Baum binden.

Die Kinder jammerten entsetzlich. Celso sagte: „Ruhig seid ihr, wir fressen keine kleinen Kinder. Wir tun euch überhaupt nichts, wenn euer Vater macht, was wir ihm befehlen. Lauf zur Tienda, Vicente, und laß dir vom Andreu ein Stück Schokolade für die Kinder geben. Und dann hältst du Wache hier bei den Kindern, damit sie nicht von einer Schlange gebissen oder von einem Skorpion gestochen werden, während sie hier

angebunden sind.“ Vicente sprang fort, die Süßigkeiten für die Kinder zu holen.

„Pablo!“ Celso wandte sich nun an den Cayuquero. „Du kennst alle Camps aufwärts und abwärts des Flusses. Du fährst jetzt sofort zu dem Camp Nuevo und bringst von dort Candido und seinen Jungen und alle anderen Muchachos, die dort im Camp sind. Du rufst Felipe, daß auch der mit dem Cayuco fährt, um alle Muchachos rascher hier zu haben, aus allen Camps.“

„Aber Muchacho!“ sagte darauf Pablo, „es ist Nacht, wie kann ich denn da mit dem Cayuco fahren?“

„Du dreckiger Hund konntest doch fahren in der schwärzesten Nacht, wenn es der Patron befahl? Und jetzt sind wir hier die Patrones, und du tust, was ich dir sage. Damit du nicht etwa ausrückst mit den Cayucos oder Felipe ausrückt, darum habe ich deine Kinder hier. Wenn du alle Muchachos aus allen Camps an beiden Ufern hier bei der Administracion hast, dann bindet Candido deine Kinder los. Je rascher du und Felipe, und wer sonst noch Cayuquos fahren kann, mit den

Muchachos zurück seid, umso rascher werden deine Kinder losgebunden. Wenn einer von euch ausrückt, sind die Kinder in vier Wochen noch mmer angebunden. Wir wenden nur genau dieselben Hilfsmittelchen an, die die Patrones und Tyrannen bei uns anwandten. Ihr habt das Halten und Quälen von Geißeln erfunden und dürft euch jetzt nicht beklagen, wenn wir es zu unsern Gunsten anwenden. Du machst dich besser rasch auf den Weg. In der Nacht kommen die roten Ameisen, das weißt du, und es wird deinen Kindern nicht sehr behagen, von den Ameisen gebissen zu werden. Wir wissen, wie es tut. Wir wissen es nur zu gut. Es kann deinen Kindern für ihre Zukunft nichts schaden, am eigenen Leibe zu erfahren, wie ihr uns gequält habt. Los, rufe Felipe und wer sonst noch fahren kann, und dann abgerasselt und die Muchachos hergebracht. Sollen alle ihre Packen bringen, und ihre Machetes, Aexte und was sie sonst haben.“

Celso winkte einige Muchachos herbei und sagte: „Jeder von euch setzt sich in einen Cayuco und ihr geht mit und paßt auf, daß die Schurken uns die Maza, den Teig nicht versalzen. Abgehopst.“

In zwei Minuten stießen vier Cayucos von dem Ufer ab.

„He, was wollt ihr denn da drüben?“ rief Celso fünf oder sechs Burschen nach, die er zu den Branntweinbuden wandern sah. „Her mit euch!“

Die Muchachos kamen heran. „Wir wollen nur ein paar trinken gehen; die winkten uns rüber.“

„Ihr werdet doch nicht das Gift saufen wollen. Wir haben Wichtigeres zu tun und können uns nicht die Köpfe vernebeln lassen. Es kommt auch eine Zeit, wo wir das tun können, besser, wir tun es überhaupt nie.“

Wie ein Blitz war Celso die Erinnerung an einen Tag gekommen, da er nach einer zweijährigen Kontraktarbeit in den Kaffeepflanzungen von Soconusco heimkehrte. In der letzten Stadt vor seinem Dorfe hatte ihm ein Ladino für eine angebliche Schuld seines Vaters den mühsam ersparten Lohn abgenommen. Seine Absicht zu heiraten, war damit vereitelt. Aus Traurigkeit bertrank er sich für die letzten Centavitos, die ihm geblieben waren, wankte heim und fiel seiner Mutter betrunken in den Schoß.

„Das muß ich überhaupt euch allen noch sagen, Camaradas.“ Celso wande sich zu der Gruppe, die sich sofort vergrößerte, als sie jene Burschen zurückrufen hörten.“ „Wir haben hier alle Patrones und Henker und Auspeitscher erschlagen und wir sind nun frei. Aber das kann ich euch sagen, der Aguardiente wurde erfunden, uns in Unfreiheit zu halten. Wenn wir frei bleiben wollen, dann laßt die Finger und Mäuler von dem Gift. Darauf werden die Aristocratas im ganzen Lande nur warten, daß wir uns vollsaufen und einen dummen Kopf bekommen. Dann haben sie uns wieder in einem Tage, und alles war vergebens. Vorwärts, ihr geht jetzt alle, die ihr hier seid, da rüber zu den Buden, nehmt die Aexete mit, und zerschlagt alle Fässer und alle Flaschen. Und das kann ich euch sagen, wenn ich morgen auch nur eine halbe Flasche mit Comiteco hier finde oder einen von euch besoffen sehe, dann hole ich mir Andreu, Santiago, Martin, Juan, Lucio, Fidel, und – ich verheiße es euch, por Dios Santisimo! – wir schlagen euch in Fetzen und noch ganz anders, als ich heute das Felixchen aufgeweicht habe, denn euch zerfetze ich aus reiner Freundschaft, und das wird böse. Meine Hände kennt ihr

ja, drei Jahre Caobaschläger zu sein wie ich, da wißt ihr ja, wie ich euch vornehmen kann. Vorwärts nun mit euch und laßt euch nicht von mir erwischen, daß einem die Zähne nach Branntwein stinken, oder er hat morgen keinen einzigen mehr in seiner Fresse.“

Es waren nicht fünf Minuten vergangen, da hörte man aus den Branntweinbuden und Hurennestern Fluchen, Jammern, Kreischen, Krachen von Fässern, Splittern von Flaschen. Weiber flogen durch die Luft, und fette Branntweinhöcker sausten kopfüber aus ihren Höhlen in Verrenkungen, die keinen Zweifel darüber ließen, daß ihnen von eisernen Füßen alter Carreteros mit aller Inbrunst in den Ursch getreten worden war. Und ehe sich jemand auch nur Zeit nehmen konnte hinüberzugehen, um zu sehen, was für eine Hölle dort ihre Vorstellung gebe, loderten vier Hütten in prasselnden Flammen hoch.

Durch diese Feuersbrunst wurde der Platz nun taghell erleuchtet.

Don Felix baumelte noch immer. Ob er noch am rechten Ohr zappelte oder schon am linken hing, war nicht klar

zu sehen, weil sein Gesicht von blätterreichen Zweigen verdeckt wurde. Vier Burschen hockten dicht dabei, darüber wachend, daß nicht etwa einer von den Artesanos, den Handwerkern, sich heranschliche, um don Felix abzuschneiden oder ihm die größte Gnade zu erweisen und ihm einen Schuß zu geben.

Martin war schon vor einiger Zeit zum Koch gegangen, ihm befehlend, ein großes Abendessen herzurichten, verschönert mit einigen Dutzend Konserven aus der Tienda.

Erst jetzt, als die Branntweinbuden loderten und es ringsum hell war, dachte Celso an Modesta. Er hatte das Mädchen unausgesetzt in seinen Untergedanken gehabt. Pablo so hart an den Wickel zu nehmen, um Candido und dessen Jungen rasch herzubringen, das war um ihretwillen geschehen. Er wußte, wie sehr sie sich sehnte, den Jungen in ihre Arme nehmen zu können.

Aber alle Handlungen, die er vornahm, folgte eine der andern so schnell und waren so dringend, daß er sich nicht um das Mädchen kümmern konnte. Nun aber war er für einige Minuten frei. Er rannte auf die Oficina zu und fand Modesta hingesunken am Geländer, wo er sie zuletzt gesehen hatte. Sie weinte nur noch leise, und war in den letzten Wehen angelangt. Zuweilen stieß ein verlorener Schluckser in ihrer Kehle auf. Mit den Zipfeln der Hemden, die ihren Körper bekleideten, trocknete sie ihr Gesicht rasch und überhastig, als Celso auf sie zukam und sie an der Schulter tätschelte.

„Ist doch kein Grund mehr zu heulen, Chamaca“, tröstete

sie Celso und lachte fröhlich auf. „In zehn Minuten ist Candido hier und auch der Kleine, und dann wird heimmarschiert. Alle marschieren wir heim und bauen unsere Milpas und pflegen unsere Ziegen und Schafe und bauen uns schöne Häuserchen aus gutem Lehm. Sollen aussehen wie die Häuser der Patrones. Was sagst du dazu, Modesta?“

„Das ist wunderschön, sehr wunderschön, Celso, wenn du das so sagst.“ Sie sprach, von zwei neuen Schlucksern unterbrochen. Wieder trocknete sie in ihrem Gesicht herum. Dann sah sie ihn an, und nun lachte sie mit blitzenden Zähnen.

Sie schüttelte ihr Haar aus dem Gesicht und machte eine Gebärde, als ob sie sich an etwas erinnere. Sie sah Celso aufmerksam in die Augen und sagte: „Ich muß geträumt haben. Ich habe etwas vom Patron geträumt. Er lag da in dem Winkel, und ich schrie ihn an, daß er mir die beiden kleinen Jungen wiedergeben solle, die er ermordet und geschändet hat. Das war ein ganz verworrener Traum, wie ich nie einen gehabt habe.“

Celso streichelte ihren Kopf. „Solche bösen Träume hat man zuweilen. Jeder hat hin und wieder solche bösen Träume. Die muß man rasch vergessen und nicht mehr daran denken.“

„Ja“, antwortete sie. „Ich will nicht mehr daran denken.“

„Und weißt du, was wir jetzt tun?“

„Wie kann ich das wissen, wenn du es mir nicht sagst?“

„Richtig. Wie kannst du es wissen. Aber damit du es nun weißt: wir gehen beide in die Tienda, wo du die schönsten Kleider haben sollst. Auch Schuhe und Strümpfe.“

In der Tienda befanden sich Andreu, Santiago und noch einige Muchachos. Auch der Verwalter der Tienda war da.

In dem Augenblick, als Celso sich mit Modesta der Tienda näherte, hatte Andreu gerade eine wichtige Besprechung mit dem Verwalter.

„Nur nicht hier lange gezögert und den Revolver her“, sagte Andreu zu ihm: „Die Patronen auch her! Und daß du keine für dich zurückbehältst.“

„Aber das ist mein eigener Revolver, der gehört nicht den Montellanos.“

„Eben darum gibst du ihn her.“

„Wie soll ich mich denn hier in dieser Wildnis ohne Revolver bewegen?“ fragte der Verwalter.

„Genauso, wie wir uns bisher ohne Revolver hier bewegen mußten, Tiger herum oder nicht Tiger herum. Und raus

nun!“ Santiago sagte das und stieß den Verwalter in den Rücken.

„He, Andreu!“ rief Celso, der in die Tür getreten kam.

„Hier, gib der Modesta ein schönes Kleid. Das schönste Kleid.“

„Mit großen Freuden“, erwiderte Andreu lachend.

„Wieviele willst du haben, Muchacha? Drei, sechs, zehn? Kannst auch zwanzig haben. Jedenfalls bleiben noch genug übrig, wenn alle Muchachas gut angezogen sind. Bekommst auch Hemden, und weißt schon, ich meine auch Calzones. Auch Schuhe kriegst du, und lange Strümpfe. Es sind sogar Ketten hier und Ohringe. Por Dios Santo, was die hier alles haben. Aufgespeichert bis an die Decke hinauf, und wir immer in Fetzen und Lumpen. Alles nur für ihre Huren und Weiber.“

Der Verwalter platzte nun heraus: „Aber Muchachos, ich muß meine Bücher und Listen haben. Sonst wird man glauben, ich habe hier unrichtig Bücher geführt.“

„Halt die Fresse!“ sagte Celso. „Bücher, Listen. Was denn

sonst noch? Alle Bücher und Listen werden verbrannt. Und alle Kontrakte, die wir morgen aufstöbern gehen, werden verbrannt. Es gibt keine Kontos mehr. Keine Schulden mehr. Keine Kontrakte mehr. Wenn wir aufräumen, dann räumen wird gründlich auf. Was sagst du, Andreu? Und du, Santiago?“

„Wir haben ja lange genug mit dem Aufräumen gewartet, haben wir das nicht?“ sagte Santiago, sich eine Kiste mit Zigarren vorzerrend. „Und je mehr Bücher und Listen und Kontrakte und Dokumente wir jetzt verbrennen, desto freier sind wir. Wenn keine Liste und kein einziges Dokument mehr auf Erden zu finden sein wird, erst dann sind wir wirklich und für ewig frei. So“, sich an den Verwalter wendend, „das weißt du nun. Und raus mit dir. Läßt du dich noch ein einziges Mal hier oder auch nur in der Nähe sehen, dann raucht es und es gibt Senge.“

„Und was für welche“, fügte Celso mit einem lauten Gelächter hinzu.

„Los, los, Modesta!“ ermutigte Andreu das Mädchen.
„Hier, suche dir den schönsten Lumpen aus, und dann

gehst du da hinter die Kisten, da kannst du dir alles anziehen. Nur nicht zaghaft, Muchacha. Wir haben alles bezahlt, was hier ist, alles zehnmal verdient. Es gehört uns. Morgen wird alles hier verteilt. Alle Muchachos bekommen neue Hemden, Hosen, Hüte, Sandalen, Patronen, Konserven. Was sie wollen. Und ihre Mädchen alle Kleider. Da sind Haufen von Kattunstoffen und Decken und, lieber Gott im Himmel, ich weiß ja noch gar nicht, was alles hier ist.“

„Du, Celso“, sagte Santiago, als der Verwalter, halb verärgert, halb verschüchtert, abgezockelt war, „wir gehen jetzt rüber zu den Artesanos und zu den Vergiftern und sammeln alle Kanonen und Gewehre ein, die sie haben. Auch alle Patronen. Dann wird gesucht. Und wer einen Revolver oder Patronen versteckt hat, kriegt einen Stein ans Bein und kommt in den Fluß.“

„So viel Mühe mit diesen Schleichern und Halunken!“ rief einer der Burschen, die hier herumstanden. „Das fehlt uns auch noch. Mit einem Knüppel werden sie totgeschlagen, wie sie es verdienen, wenn sie uns hier in den Weg kommen. Das verheuchelte Gesindel ist nicht

einmal das Anspucken wert.“

„Gut Santiago, du nimmst dir einige zehn Muchachos und verschaffst dir alles an Pistolen und Gewehren, was die da haben“, ordnete ihm Celso an. „Und nicht zaghaft. Wer um die Sache herumreden will, da laß dich nicht in Diskussionen mit diesen schhäbigen Hilfsknechten ein. Schlage sie in die Fresse, wenn sie auch nur das Maul aufmachen.“

Juan Mendez kam in diesem Augenblick zur Tienda. Er hatte die letzten Worte gehört und erweiterte sie. „Sollte es geschehen, daß die Patrones uns wieder unterkriegen, dann kannst du deinen letzten Atem darauf verschlucken, daß niemand grausamer und gemeiner und widerwärtiger gegen uns sich benehmen wird, als diese Krämer, die uns jetzt freundliche Gesichter machen und uns Branntwein anbieten, damit sie ihr Fell heil behalten. Ich weiß das von anderen Aufständen her, wie das zugeht, wenn so ein Aufstand niedergeknüppelt ist. Ich war mit meinem Bataillon bei Streiks und bei Revolten von kleinen Bauern. Ich werde mit dir gehen, Santiago, ich weiß mehr von Pistolen als du.“

Die Gruppe, die zum Waffensammeln abgeschickt worden war, hatte sich kaum von der Tienda entfernt, als Modesta ihren Namen rufen hörte.

Candido, sein kleiner Junge und eine große Anzahl Muchachos, die mit ihm im neuen Camp gearbeitet hatten, waren soeben angekommen.

„Siehst du, wie das geht, Andrucho?“ sagte Celso protzend. „Die Cayuqueros sind in ihrem ganzen Leben nicht so schnell und so sicher gefahren wie heute. Ich bin ganz davon überzeugt, daß sie noch vor Mitternacht alle Muchachos aus allen Camps an den Ufern des Flusses hergerudert haben. Sieh nur, wie geschickt sie mit den langen Fackeln umgehen, nur um keine Sekunde zu verlieren. Man muß diese Brüder nur richtig herankriegen.“

In diesem Augenblick sprang Modesta, ein neues geblühtes Kattunkleid übergeworfen, nur einen Schuh an den Füßen, den andern in der Hand schwingend, hinter den aufgetürmten Kisten hervor und raus auf den Platz, wo sie ihren Bruder soeben hatte rufen hören.

Es war ein mächtiges Festmahl, das in dieser Nacht bei den Oficinas Generales gehalten wurde. Gewaltige Stöße von Holz loderten auf dem Platze vor den Speisedächern und den Schlafhütten der Muchachos. Da die Zahl der ankommenden Muchachos mit jeder Stunde größer wurde, genügte der Raum unter dem großen Dach bald nicht mehr; die Burschen saßen außen herum auf ihren Matten, auf Kisten, auf Stämmen, auf Bänken und Stühlen, die aus den Bungalows hergeschleppt worden waren.

Alle Mädchen, die zu den Caobaleuten gehörten, hatten neue Kleider an. Vielen waren die Kleider zu weit und auch zu lang. Sie machten sich nichts daraus und schleiften die Fetzen durch den Schlamm und die Regenschlachten, weil sie nicht gewöhnt waren, richtige Kleider zu tragen. Den meisten waren die eleganten hohen Schuhe unbequem, und sie zogen es vor, mit bloßen Füßen herumzuwaten, wie es in ihrem ganzen Leben ihr Brauch gewesen war. Sie nahmen sich kaum

Mühe, die Schuhe mit sich herumzutragen, um sie nicht zu verlieren, so wenig war ihnen an deren Besitz gelegen.

Die Muchachos besaßen neue Hemden und weiße, gelbe, braune und blaue Baumwollhosen, neue Hüte und kräftige Sandalen. Matten und Decken für die Nacht lagen bereits ausgebreitet in den Schlafhütten und in den Bungalows, die von den Leuten besetzt worden waren.

Martin Trinidad hatte inzwischen mit Hilfe einer Anzahl von Muchachos alle übrigen Bewohner der Ciudad, die Handwerker, die Branntweinhöcker und Roulettedreher, deren Familien, die Wäscherinnen und Flickerinnen, gefällige Genossinnen beim Trinken, sowie die zahlreichen, nun verwitweten Frauen der Gebrüder Montellano und die der Capataces in einer der größten Schlafhütten, die zwei große Nebenhütten besaß, untergebracht, wo sie von einer besonders dazu bestimmten Gruppe gut bewacht wurden, um nicht zu entkommen und die Rebellion vorzeitig zu verraten. Da alle selbständigen Männer Familien hatten, so war freilich kaum zu befürchten, daß sie weglaufen und ihre Frauen und Kinder allein lassen würden. Aber Martin

Trinidad sagte zu Celso: „Besser ist auf alle Fälle besser. Die Rurales und Federales werden es noch früh genug erfahren und sich mit Maschinengewehren auf den Weg machen, um uns zu empfangen, sobald wir die ersten Dörfer außerhalb des Dschungels erreichen.“

Mehrere Muchachos besaßen Mundharmonikas. In der Tienda waren drei Dutzend mehr entdeckt worden, auch zwei Gitarren und ein Akkordeon. In den Bungalows der Capataces fanden sich zwei Trompeten, drei Gitarren und eine halbzerbrochene Klarinette. Freilich: nur eine Gitarre besaß ihre vollen Saiten. Aber es waren vier Burschen da, die gut und sicher das Akkordeon zu spielen verstanden. Wenn auch die gesamte Musik recht dürftig klang, ohne rechte Harmonie hinsichtlich dessen, was der eine und was der andere zu spielen gedachte; wenn auch bei einer Gruppe ein Tanz aufgespielt wurde, der dem Zeitmaß und der Melodie eines Tanzes, den eine andere Gruppe herunterraspelte, völlig zuwiderlief, so störte das niemanden in seinem Genuß. Es war Musik da, und es ging fröhlich zu. Das war alles, was die Muchachos nach den Qualen der vergangenen Monate wünschten. Ein

wenig Freude, ein schlichtes Essen, jedoch reichlich, kein Peitschen oder Henken, und die Hoffnung, heimkehren zu können und in Frieden ihr Feld zu bebauen – das war alles, was sie in der Welt und vom Leben erhofften. Es war nicht viel. Aber es war ihnen nie vergönnt gewesen.

„Alle Muchachos von den Ufercamps sind jetzt hier!“
hörte Celso jemanden hinter sich sagen. Es war Pablo,
der Canoe Führer, der kam, um seine Meldung zu machen.

Der Bursche, der Pablo zur Bewachung mitgegeben
worden war, bestätigte die Richtigkeit.

„Andreu!“ rief Celso.

Andreu stand auf von seinem Essen und kam auf die
Gruppe zu, bei der außer Celso auch noch Candido, sein
Junge, Modesta und Martin Trinidad saßen.

„Du bist hier der Quartiermeister und hast die Schlüssel
zur Tienda.“

„Richtig“, antwortete Andreu mit einem gutmütigen
Lachen.

„Dann geh dort rüber zu dem Baum und binde die beiden
Kinder des Pablo los. Dann nimmst du sie beide rüber zu
der Tienda und gibst ihnen ein großes Stück Schokolade

oder was sie sonst haben wollen. Gib dem Mädchen ein paar Ohrringe und eine Halskette und dem Jungen ein Taschenmesser, und dann schicke sie fort mit ihrem Vater.“

„Muchas gracias, Muchacho!“ sagte Pablo erfreut. „Vielen Dank, vielen, vielen Dank.“

„Laß nur den Dank ruhig beiseite“, erwiderte ihm Celso trocken. „Wenn du deine Kinder hast, gehst du mit ihnen rüber zu jener Hütte, wo deine Frau ist und alle deine Mitbürger. Es geschieht euch allen nicht das Geringste. Das verspreche ich. Wir gehen los, und ihr habt die ganze Ciudad für euch. Lassen euch genug übrig in der Tienda, und ihr habt auch genug Mais hier und Dutzende von Ochsen, die wir hinterlassen. Ihr könnt nicht verhungern. Zwei Wochen, nachdem wir hier abmarschiert sein werden, könnt ihr euch auch auf den Weg machen.“

„Gracias, Muchacho!“ sagte Pablo.

Dann begann Martin Trinidad zu reden. „Das bezieht sich auf eure Zukunft, Cayuquero, was dir hier mein

Camarada gesagt hat. Aber ich will dir etwas für die Gegenwart sagen. Daß mir keiner von euch versucht, zu entweichen und Nachricht nach Hucutsin zu bringen oder zu einem anderen Militärposten. Da warne ich euch alle. Celso hat euch etwas versprochen. Jetzt verspreche ich euch auch etwas. Sollte auch nur einer von euch hier die Administracion verlassen, heute oder morgen oder überhaupt einen Tag früher als zwei Wochen nach unserm Abmarsch, dann lasse ich allen, die hier von eurer Sippschaft zurückgeblieben sind, die Hälse abschneiden, Männern, Frauen und Kindern. Daß ich das tun werde, das schwöre ich euch. Wir haben nichts zu verlieren; jetzt nicht mehr. Am liebsten würde ich euch überhaupt schon jetzt alle im Fluß ersäufen wie überflüssige Katzen. Denn Freunde sind wir nicht, Freunde waren wir nie, und Freunde werden wir niemals sein. Ich weiß ganz genau, was ihr wert seid und wie ihr euch betragen werdet, wenn es uns an den Kragen gehen sollte. Würden wir euch jetzt und gleich hier abschlachten wie Ungeziefer, das ihr seid, so brauchten wir uns später nicht zu ärgern, daß wir euer Krämerdasein geschont haben. Aber wir wollen es

diesmal lassen wie es ist. Wenn du jetzt rübergehst zur Hütte, wo ihr alle für eine Weile eingesalzen seid, dann berichtest du allen dort, was wir euch hier untersagt haben zu tun. Und vergiß nicht, genau hinzuzufügen, was denen geschieht, die der Verräter und Entlaufene zurückläßt. Du bist der Wachhund von jetzt an für alle deine Mitbürger.“

„Du, Pablo, und du, Felipe“, setzte Celso hinzu.

Andreu kam und brachte die Kinder zu Pablo. Dann gingen sie hinüber zur Tienda.

Ehe Pablo sich zum Gehen umwendete, sagte er: „Sicher nicht, Muchachos, sicher werden wir nicht fortlaufen und euch anzeigen. Warum sollten wir das auch tun? Wir wollen nur in Ruhe gelassen werden. Und überhaupt: „Sind wir hier nicht auch Arbeiter? So gut und schlecht Arbeiter wie ihr seid, Muchachos?“

Darauf erwiderte Martin Trinidad höhnisch: „Früher habt ihr das nie gewußt. Das scheint ihr erst jetzt zum ersten Male erkannt zu haben. Und wenn es mit uns schief ghen

sollte, dann habt ihr es schon drei Tage vorher wieder vergessen gehabt. Wir werden ja sehen. Renne deinen Kindern nach.“

Kapitel 16

01

„Wenn wir marschieren, darf uns auch nicht ein Mann fehlen!“ sagte Martin Trinidad am nächsten Morgen, als die Muchachos zu einem Kriegsrat beisammensaßen.

„Wir lassen keinen hier in den Monterias zurück, auch wenn wir sie unter Opfern herausschlagen sollten. Keiner darf uns fehlen, und keinen, der zu uns gehört, lassen wir hier zurück.“

Es war noch früh. Die Sonne war auf, aber kein Strahl von ihr war zu sehen. Gegen Sonnenaufgang hatte es wieder heftig geregnet. Der ganze Platz war eingehüllt in dicken Nebel, über dem Fluß lagen die nassen Wolken so dicht, daß man von der Böschung aus kein Wasser sehen konnte.

„Por Diablo, da sind ja auch meine schönen Schweine“, rief Candido, als er Schweine auf dem Platz herumlaufen sah, hin und her gejagt von Rudeln von Hunden.

„Oiga, Candido!“ sagte Celso, „du läßt besser die Schweine hier in Frieden und faßt sie nicht mehr an.“

„Warum, Manito?“

„Lasse sie nur gehen und vergiß sie. Die Artesanos mögen sie schlachten und fressen. Für uns sind sie nicht mehr.“

„Aber sie haben sich so schön fett gefressen“, sagte Candido bedauernd.

„Eben darum lasse sie gehen. Oder weißt du was, verkaufe sie an die Artesanos, die haben fette Schweine gern.“

„Das werde ich tun. Es ist sicher zuviel Mühe, sie den ganzen Weg zurückzutreiben, und wie wir sie über die angeschwollenen Flüsse bringen sollen, weiß ich auch noch nicht.“

Die Schweine und Hunde hatten sich in der Nacht durch den aufgeweichten Boden aus der Oficina, in der sie eingesperrt waren, hinausgewühlt.

Nach der kurzen Unterbrechung wurde weiter beraten. Man beschloß endlich, daß Juan Mendez und Lucio Ortiz mit zwanzig Burschen, alle bewaffnet und mit Pferden, sämtliche Monterias aufsuchen sollten, die im Umkreis von zwanzig Kilometern zu finden waren. Dort sollten die Muchachos in gleicher Weise aufräumen, wie es hier geschehen war, sollten sich mit Waffen und Vorräten versehen und alle hier ins Hauptquartier zu einer großen Versammlung kommen, um einen mächtigen Rebellentrupp von dreihundert oder vierhundert Männern formen zu können. Dann sollte dieser Trupp auf Hucutsin losmarschieren.

Auf dem Wege nach Hucutsin sollten alle Domänen zerstört, alle Finqueros und Patrones und Aristocratas und Ladinós erschlagen werden. Alle Muchachos, alle Peones und versklavten Landarbeiter sollten sich dem Trupp anschließen. Hucutsin sollte genommen werden, dann alle Dörfer und Städte bis nach Balun Canan und Jovel, um die Carretera, die wichtigste Verbindungsstraße mit der Regierungsstadt und der Eisenbahnstation, zu beherrschen.

Niemand dachte daran, was geschehen sollte, wenn alles zerstört worden sei. Selbst Martin Trinidad hatte nur eine ganz unbestimmte Idee, was dann folgen sollte und folgen würde. Er und die intelligenteren der Burschen, wie Andreu, Celso, Santiago, Fidel, Matias und zwei oder drei mehr, erklärten, daß die Rebellion über das ganze Land getragen werden müsse, wenn sie für ewig Erde und Freiheit haben wollten. Es sollte immer nur die Hälfte der Männer im Felde stehen, während die zweite Hälfte zurückging zu ihren Dörfern und Aeckern, um das Land zu bestellen. War das geschehen, kam diese Hälfte zurück und löste die Kämpfer ab, die nun heimkehrten, ihre Aecker zu bebauen. Ernten mochten die Frauen, die Kinder und die alten Väter und Mütter. In der Tat würde es später bei den großen Revolutions-Armeen so getan.

Freilich für die Rebellen hier war das ein Rat, der lange Zeit nicht in Frage kommen konnte. Sie hatten keine Aecker, die sie bestellen konnten. Sie mußten diese Aecker zuerst den Finqueros abnehmen, die Herren und deren Brut erschlagen, deren große Domänen und deren große Gehöfte, die wie Burgen waren, erst zerstören,

damit die Kleinbauern auch wirklich die eroberten Aecker bestellen konnten und sie ihnen von den Patrones nicht wieder abgenommen wurden, sobald die Rebellen ihre Waffen niederlegten, um zu fliehen und zu ernten. Die Finquas, die großen Domänen, lagen weit außerhalb des Dschungels, nahe den großen Dörfern und Städten, nahe den Militärstationen und Garnisonen, waren ständig geschützt von den besonders erwählten Leibgarden des Diktators, den Rurales. Um die Aecker zu bekommen, mußten erst die Rurales und die Federales besiegt werden. Und sie konnten nur dauernd besiegt werden, wenn alles zerstört wurde, an dem sich Herren und deren Leibgarden nährten und sättigten.

Rebellion hieß für die Muchachos nichts anderes als Zerstörung und Vernichtung alles dessen, was sie auf ihren Märschen fanden oder antrafen. Alle Tyrannen, Diktatoren, Patrones, Aristocratas mußten erbarmungslos erschlagen werden, und alle mußten vernichtet und ermordet werden mit ihrer ganzen Brut, die eines Tages wieder Feinde oder Tyrannen werden konnten.

Es war nicht die Schuld der Rebellen, daß sie zerstörungswütig und mordlustig waren. Nie hatten sie sich besprechen können, nie hatten sie sich beraten dürfen, nie kam jemand, der sie in politischen oder in wirtschaftlichen Dingen unterrichtete. Keine Zeitung durfte die Politik des Diktators kritisieren. Kein Buch gab es, das Arbeiter gelehrt hätte, wie sich ihre Lage verbessern ließe, ohne Mord und ohne Zerstörung.

Alle, die nicht zur Gruppe der Diktatoren gehörten, hatten nur zu gehorchen. Arbeiter und Bauern und kleine Leute hatten nur eine Pflicht, und die hieß Gehorsam. Keiner besaß irgendein Recht. Blinder Gehorsam wurde ihnen so lange und so grausam eingepeitscht, bis es ihre einzige Natur geworden war. Ueberall, wo die einen Wenigen nur Rechte haben und die anderen Vielen nur Pflichten, die nicht einmal dadurch erleichtert werden, daß der Betroffene sie kritisieren darf, ist der Ausgang immer unvermeidliches Chaos.

Nicht nur El Caudillo diktierte. Es diktierten auch die

großen Fabrikherren, die Bankiers, die Feudalherren und Domänenbesitzer, während sie keine andere Pflicht hatten, als den Diktator ungestört auf dem Thron sitzen zu lassen. Wenn immer diese großen Herren etwas zu diktieren hatten, so diktierten sie es nicht selbst, sondern sie zwangen El Caudillo, den Diktator, das zu diktieren, was sie diktiert haben wollten. Auf diese Weise wurde das Volk eingeseift. Hätten die großen Industrieherrn und die Finanzriesen selbst diktiert, so konnte das Volk ja zu der Ansicht kommen, das ganze Diktieren diene nur dem Zweck, die Taschen der großen Herren zu füllen. Da aber die Herren mit ihrer wirtschaftlichen Macht und ihrer Steuerkraft den Diktator zwangen, ihre Decretos auszuführen, so hieß es nun, diese Decretos seien für das Staatswohl notwendig, und die guten Patrioten wurden eingeschläfert. Gegenüber dem Staatswohl wurde dann leicht übersehen, daß jene neuen Decretos niemand sonst als den persönlichen Interessen der großen Herren dienten.

Wäre das Land in einen Krieg geschlittert, so wäre es von der Landkarte verschwunden. Denn so wenig wie der

Diktator und die Magnaten es erlaubten, daß an ihren Handlungen genörgelt wurde, so wenig oder noch viel weniger hätten die Generale Kritik an ihren Plänen ertragen. So, wie sie Krieg zu führen gedachten, so allein war es richtig, und wer andere Vorschläge machte, war ein Hochverräter.

Selbst wenn die Muchachos versucht haben würden, die Patrones einzuladen, sich mit ihnen friedlich als Gleichberechtigte zu besprechen, die Patrones würden nur mit Maschinengewehren geantwortet haben. Denn es war ja schon ein Staatsverbrechen, auch nur einen Vorschlag zu machen, demzufolge vielleicht Arbeiter und Herren miteinander über bestehende Verhältnisse sprechen konnten, oder daß Arbeiter gar das Recht haben sollten, überhaupt einen Vorschlag zu machen. Der Arbeiter hatte nur zu gehorchen und hart zu arbeiten. Alles andere wußten der Diktator und seine Krippenfresser besser. Darum hatten sie ja auch das Recht, zu diktieren und zu befehlen. Es war nicht die Wildheit der indianischen Arbeiter, daß sie zerstörten und mordeten, wo immer sich eine Gelegenheit fand, den

Schutt wegzuräumen, der ihnen im Wege lag. Sie waren nur darum Wilde, weil sie Gegner und Unterdrücker hatten, die zehnmal wilder und hundertmal grausamer waren, wenn sie fürchteten, daß ihre Schinken angeknabbert werden möchten.

Zwei Wochen nach dem Ausbruch der Rebellion war der Trupp bereit, abzumarschieren. Zwei Postreiter waren von den Gruppen, die andere Monterias aufriefen, eingefangen worden. Aus den Zeitungen und Briefen, die jene Burschen eifrigst studierten, die lesen konnten, war zu ersehen, daß im Norden der Republik vier Regimenter in offene Rebellion gegangen waren, müde der Diktatur, und erst recht müde des alten Hanswursts, der, mit Orden bepflastert und ewig von seinen Kriegstaten fabelnd, so hirndefekt geworden war, daß er sich „Gott und Erlöser des mexikanischen Volkes“ nannte und nennen ließ. Freilich war aus der Post auch zu ersehen, daß der alte Casique so rasch nicht vom Throne heruntersteigen würde, wie begeisterte Revolutionäre verkündeten. Hunderttausende waren durch ihre Pöstchen und Aemterchen mit der Diktatur auf Tod und Leben verbunden. Diese Patrioten verteidigten nicht den alten Caudillo, sie verteidigen ihr Brot und ihre Beefsteaks, und diese Verteidigung ist ernster zu nehmen als die eines Diktators, der gefürchtet und vielleicht

bewundert, aber von niemandem als Freund geliebt wird. Diktatoren haben Lecker mehr als sie wollen, aber sie haben nie einen Freund.

Martin Trinidad sagte, als alle Post durchgelesen war: „Das alles kümmert uns nicht. Da draußen weiß niemand etwas von uns. Wir warten auf niemanden. Wenn wir Erde und Freiheit haben wollen, müssen wir sie uns verdienen und darum kämpfen. Selbst wenn von uns allen nur einer übrig bleiben sollte, und er besitzt seinen Acker in Frieden, und er hat keinen Tyrannen über sich, dann ist unser Kampf nicht umsonst gewesen. Wir leben nicht auf Erden, um zu gehorchen, um untertan zu sein und noch dafür mißhandelt zu werden. Nein, Kameraden, wir leben auf Erden, um in unserer Person und als Mensch frei zu sein. Das Leben ist zu kurz, als daß wir es wegwerfen können für Ideen anderer und für das Bimmelbammel derer, die uns führen wollen, um uns zu beherrschen. Aber wenn wir frei sein wollen, ihr Muchachos, dann müssen wir uns unsere Freiheit täglich neu verdienen. Wer auf seiner Freiheit ausruhen will, der hat sie nicht eine Woche lang, dann ist sie ihm schon

wieder genommen. Wenn ihr einst frei sein werdet, Camaradas, so kann ich euch sagen, daß ihr eure Freiheit verliert am selben Tage, an dem ihr sie feiert und euch in eurer Freiheit sonnt. Glaubt nicht, daß ihr Freiheit habt, wenn ihr glaubt, sie sei euch nur durch Gesetz und Konstitution und was weiß ich durch was sonst noch alles, verbrieft und versiegelt und abgestempelt für alle Ewigkeiten. Nichts ist verbrieft und besiegelt hier auf Erden, was nicht jeden Tag neu geschrieben und neu besiegelt wird. Traut niemals einem Führer, wer er auch sein mag, was er euch auch versprechen mag, wo er auch herkommt. Frei bleibt nur der von euch allen, der sich selbst vertraut, selbst täglich neu um seine Freiheit kämpft und seine Freiheit niemand zur Aufbewahrung gibt. Ihr alle seid frei, wenn ihr jeder frei sein wollt; und ihr alle seid Knechte, wenn ihr Knechte sein wollt und euch kommandieren laßt. Laßt euch nicht kommandieren und gehorcht niemand. Sorgt euch nicht um die Freiheit eurer Nachbarn, sorgt euch um eure eigene Freiheit zuerst. Und wenn jeder von euch frei ist, sind auch alle andern frei, und kein Finquero und kein Politico und kein Cientifico kann euch in die Monterias schicken.“

„Recht hast du, Camarada!“ rief Celso. „Wir marschieren, und kein Heer von Federales oder Rurales soll uns zurückhalten. Uebermorgen wird marschiert!“

„Uebermorgen wird marschiert!“ riefen die Hunderte von Muchachos, die hier versammelt waren, jubelnd aus.

Und durch den Dschungel hallte ein einstimmiger Kriegsschrei: „Tierra y Libertad!“ der bestätigte, daß alle Burschen eines Sinnes waren.

„Wir haben hier noch viel zu tun, ehe wir abmarschieren können“, sagte Andreu, als die Muchachos alle beim Essen saßen. „Etwas sehr Wichtiges ist zu tun, damit ihr es wisst.“

„So, und was ist es?“ fragte Celso. „Alles wird gemacht, was notwendig ist, auch wenn wir hier das ganze Gelumpe erschlagen sollten, das Gesindel, das uns im Rücken bleibt und immer und ewig in den Rücken fallen wird.“

„Die habe ich nicht gemeint.“ Andreu sah hinüber zu der Haupt-Oficina. „Da drüben ist es, wovon ich spreche. Alles, was Papier ist, muß verbrannt und die Asche in alle Winde geblasen werden.“

„Gottverflucht nochmal, Andrucho, du hast recht“, rief Martin Trinidad aus. „Das hätten wir vielleicht gar noch vergessen. Richtig, alle Rechnungsbücher müssen wir verbrennen, alle Kontrakte, alle Listen und Schuldschreibereien. Und wenn wir zu den Dörfern und

nach Hucutsin kommen, brennen wir den ganzen Cabildo, das ganze Stadtgebäude, nieder.“

„Wozu?“ fragte Pedro, „da haben wir keine Schulden in Hucutsin.“

„Vielleicht nicht“, berichtigte ihn Martin Trinidad. „Aber da sind Abschriften aller Dokumente und Kontrakte und Schuldverschreibungen. Ueberhaupt, ich muß euch sagen, wenn ihr gewinnen wollt, und wenn ihr die Gewinner bleiben wollt, müssen alle Dokumente, die ihr irgendwo seht oder antrefft, verbrannt werden. Alle Revolutionen, die Unterdrückte und Tyrannisierte je unternommen haben, sind daran zugrunde gegangen, daß die Dokumente nicht verbrannt wurden. Ihr könnt alle Finqueros erschlagen, wenn ihr wollt und wenn ihr sie kriegt. Aber eines Tages kommen ihre Söhne oder Töchter oder Vettern oder Onkel an mit Dokumenten und Registern und Katastern, und wenn ihr nun schön in Ruhe und Frieden eure Milpas bebaut und an keine Rebellion mehr denkt, dann kommen sie alle wieder langsam hervorgekrochen aus ihren Höhlen und Verstecken und kommen mit Polizisten und Federales

und Rurales, mit Richtern und dicken Gesetzbüchern auf euch los und zeigen euch die Dokumente. Und die Dokumente sagen, daß eure Milpas nicht euch gehören, sondern don Aurelio oder don Cornelio oder doña Rosalia oder doña Regina und was weiß ich, wer sonst noch kommt. Und dann sagt man euch: Muchachos, die Revolution ist nun schon lange vorbei, und wir leben alle wieder in Frieden und Ordnung, in Zucht und Sitten und in Zivilisation, und da müssen alle diese Papierchen mit Stempeln und Unterschriften respektiert werden, denn ohne Dokumente und Stempel ist keine Zivilisation möglich.“

„Verteufelt, Martin, du hast recht“, rief Matias, „dann hätten wir alles für nichts gemacht und können wieder von vorn anfangen.“

„Gut, daß ihr das einseht. Und darum sage ich euch, hier werden jetzt alle Papiere zusammengesucht und dann verbrannt. Und wenn wir zu den Fincas kommen und den Dörfern, und nach Hucutsin und Jovel und Balun-Canan und Oshchuc und Cahancu und Nihich und Achlumal, sofort und immer auf den Cabildo los und den Registro

Civil und alle Papiere verbrannt: Heiratsdokumente, Sterberegister, Geburtsbücher, Verkaufsregister, Steuerbücher, überhaupt alles, was Papier ist mit Stempel und Schreibung. Wenn das alles einmal verbrannt ist, dann weiß niemand mehr wer er ist, wie er heißt, wer sein Vater war und was seinem Vater gehörte. Dann kommen keine Erben mehr angelaufen, die mit Papier in der Luft herumwedeln. Dann seid ihr die einzige Erben, und dann bleibt ihr die einzigen Erben, weil niemand mehr etwas beweisen kann. Wozu braucht ihr denn Geburtsregister? Ihr habt Hunger und das ist Beweis genug, daß ihr geboren wurdet und das ihr lebt. Und wozu braucht denn die Welt Heiratsregister? Du lebst mit der Frau, die dich gern hat, und machst ihr Kinder, und dann seid ihr eben verheiratet. Was braucht ihr denn da noch Papiere, damit ihr es wißt. Die Papiere sind nur da, damit man euch die Erde, die ihr bebaut, wieder wegnehmen kann. Wer die Erde bebaut, dem gehört sie; und wenn ihr die Erde bebaut, so ist dies das beste Dokument, das ihr haben könnt und womit ihr beweisen könnt, daß diese Erde euch gehört.“

Dutzende von Burschen waren aufgestanden, hatten ihr Essen vergessen über dem, was Martin Trinidad erklärte, und waren in einem dichten Haufen zusammengedrängt bei der Gruppe, wo Martin Trinidad, Celso, Andreu, Pedro und Matias hockten.

Kein Wort wollten sie sich entgehen lassen von dem, was Martin Trinidad sagte. Es war ihnen neu, aber sie verstanden es sofort, weil es so einfach war. Sie alle kannten die Herrschaft von Dokumenten und Listen und Schuldbüchern. Sie alle wußten, daß diese Papiere ihre größten Tyrannen waren. Wenn immer sie aufgerufen worden, es mochte sein vor ihrem Finquero oder vor der Polizei oder vor dem Cura, immer wurde ihnen ein Rechnungsbuch vorgelegt oder ein Strafbefehl oder ein Taufschein, und immer hatten sie zu bezahlen oder wurden in den Calabozo gesteckt oder in die Monterias verkauft oder bekamen einen neuen Herrn. Es war immer ein Stück Papier, durch das ihnen bewiesen wurde, daß sie nichts zu reden hatten, sondern nur zu gehorchen.

„Was sind wir doch für gottverfluchte und verlauste Hurensöhne“, rief Santiago aus. „Daran hätte ich nicht

gedacht. Aber recht hast du, Martin. Das ist so, wie du sagst. Alles, was Papier ist und bestempelt und beschrieben ist, muß verbrannt werden.“

„Wissen möchte ich nur, wo der das alles her hat?“ fragte Gabino, einer der Hacheros. „Du weißt ja mehr als unser Cura, Mensch, wahrhaftig, du weißt viel mehr.“

„Hat er alles aus den Büchern herausgelesen. Das ist eben die Sache, man muß lesen können, wenn man sich nichts mehr gefallen lassen will“, sagte ein anderer der Burschen.

„Natürlich habe ich alles aus Büchern herausgelesen, was denkt denn ihr?“ Martin goß sich Kaffee in seine Schale.

„Wo zur Hölle denkt ihr denn, wo ich das alles her habe? Ich habe eine Masse von Büchern gelesen. Eine Unmasse. Und alle über Revolutionen, Aufstände, Rebellionen. Und über das, was die Leute in andern Länder gemacht haben, wenn sie es nicht länger mehr aushalten konnten und sich ihrer Peitscher und Tyrannen und bestialischen Regenten entledigen wollten. Aber das mit den Papieren und Dokumenten, das habe ich in keinem Buch gelesen,

das habe ich mir selbst so ausgedacht.“

„Mensch, hombre, das ist ja aber das Beste von allem“, schrie Pedro über die ganze Gruppe hinweg.

„Wenn du dir das selbst ausgedacht hast, dann weißt du ja viel mehr, als was in den Büchern steht.“

„He, du burro, du alter Esel“, rief ihn Celso an, „natürlich weiß er mehr als alle Bücher, die es gibt. Und er kann sich noch viel mehr ausdenken, wenn er will, und was man überhaupt gar nicht in Bücher hineinbringen kann. Er ist ja ein Professor, ein richtiger Lehrer. So, damit ihr das nun auch endlich alle wißt, ihr Ochsen. Keiner von euch wird je in seinem Leben ein Lehrer sein. Höchstens vielleicht der Andreu, der sich was gelernt hat, weil er Verstand hat. Wir sind viel zu dumm. Ein Professor ist er, der Martin Trinidad, ein richtiger, der in großen Schulen eine Menge Kinder einstudiert hat.“

„Un profesor?“ fragte ein Dutzend Burschen gleichzeitig, und halb ungläubig sahen sie sich gegenseitig an.

„Celso hat es gesagt. Ich habe es ihm vorher erzählt. Es ist

richtig, ich bin Lehrer. Aber gerade darum, weil ich ein ehrlicher Lehrer bin, darum bin ich kein Lecker und kein Schlecker, der Verbeugungen macht. Ich lasse mich nicht einseifen von den Politicos und den Cientificos und glaube nicht, daß der alte Casique da oben der Erlöser und Retter der Republik ist. Dafür haben mich ja diese Bestien auch in die Konzentrationslager geschleift. Zuerst nach El Valle de la Muerte in Veracruz. Dann später in das Straßenbaulager nach Yucatan. Jungens, das könnt ihr mir glauben, da pfiß es noch ganz anders als hier in den Monterias. Hier verrecken zwei oder drei in der Woche, manchmal vielleicht fünf. Aber dort gleich dreißig an einem einzigen Tage! Hier zerrt ihr Trozas, das ist hart genug. Aber ihr habt da zwanzig Gespanne Ochsen zur Hilfe. In den Konzentrationslagern in Yucatan jedoch, wo alle die Gefährlichen hinkommen, da zerren wir Gefangenen die schweren eisernen Straßenwalzen, da helfen uns keine Ochsendgespanne. Wir sind die Ochsen und die Mulas. Und gepeitscht wird erbarmungslos. Fällst du, so geht die Walze über dich weg und die andern sagen: Por Dios, was hat der es doch gut, daß er nun damit durch ist. Aber, Muchachos, und das könnt ihr mir

glauben, gottverdammte noch mal, alle Jungen, die dort aus den Lagern heimkommen, die sind gekocht, gebrüht, gebraten, geröstet. Die haben weder Furcht vor Teufeln noch vor Heiligen mehr, und erst recht nicht vor Casiques und Führern und Leaders. Die stecken ihre Hände ins Feuer und lassen die Hände abschmoren in den Kasernen und in den Wachen der Rurales, nur um zu zeigen, wie gebrüht sie sind, und was die Regierung von ihnen zu erwarten hat, wenn sie losgehen. Die reißen jeden Rural lebendig in Fetzen, springen sie an mit bloßen Händen, machen sich nichts aus Säbeln, Knüppeln, Maschinengewehren. Sie wurden gut erzogen in den Lagern, wo man hoffte, sie zu Anbetern des alten Casiquen zu machen. Eine gute Anzahl sind schon losgegangen und arbeiten im geheimen. Es vergeht jetzt kein Tag mehr, wo nicht am Morgen wenigstens zehn Rurales, Polizisten und Leute der Geheimen Politischen Polizei in Winkeln und leeren Räumen, in Gruben und Gräben zerstückelt aufgefunden werden. Die Vergeltung hat begonnen. Und jetzt seid ihr an der Reihe, Muchachos, zu vergelten und heimzuzahlen jeden Hieb, den ihr empfangt. Mit Schrecken kam der Casique zur

Macht, mit Schrecken hielt er sich in der Macht, aber mit einem millionenfach größeren Schrecken wird er nun zugrunde gehetzt und alle seine Folterknechte und Peitscher und Schreier und Lügner mit ihm. Nur ja nicht nachgeben jetzt, bis nicht eine dieser Bestien mehr am Leben ist. Wenn ihr schon Rebellion machen wollt, dann macht sie ganz und bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Jeden Halunken, den ihr am Leben lasst, der brütet und heckt hundert gemeinere Halunken aus. Geht aufs Ganze. Es ist besser, wir alle verrecken in dieser Rebellion, als daß wir leben und die Rebellion ginge verloren. Tierra y Libertad, Muchachos! Salud! Viva la Revolucion Social!“

Und wieder brauste der Kriegsschrei über den weiten Platz der Oficinas und widerhallte von den Wänden des dichten Dschungels: „Viva la Revolucion Social! Tierra y Libertad! Libertad para todos los Indios! Tierra para todos los campesinos! Abaja los Finqueros! Viva el profesor! Arriba el profesor! Hoch der Lehrer! Vamonos a la guerra civil! La Muerte al la dictadura! Tod der Diktatur! Viva el proletario indio!“

Während noch die größere Menge der Muchachos jubilierte, viele in die Luft sprangen vor Begeisterung, sich umarmten und herumtanzten, einige Gruppen sangen, andere von Gruppe zu Gruppe gingen, um die Begeisterung anzufachen oder Ratschläge zu geben, zogen etwa zwanzig Burschen auf die Haupt-Oficina los und räumten alle Papiere, Rechnungsbücher, Listen und Zettel von den Tischen, aus Kisten, von Pflöcken an den Wänden, von Regalen, zerrissen sie mit ihren Händen und Zähnen und schleppten sie hinaus auf den Platz.

Draußen war im Augenblick ein Feuer am Brennen und alles, was Papier war, loderte auf. Nicht einen einzigen halbverkohlten Fetzen ließen die Muchachos entweichen. Hinter jedem Blättchen, das wegwehen wollte, waren sie her, fingen es ein, brachten es zurück zum Feuer und gaben acht, daß selbst die schwarze Asche noch zerkrümelt wurde.

„Vergesst die Artesanos, die Handwerker, nicht. Auch da gibt es noch genug Zettel und Papierchen. Los,

rangeholt!“

Die Handwerker gerieten in Angstschweiß, als eine Gruppe auf die paar Hütten zugeeilt kam, in denen die Männer mit ihren Familien zusammengepfertcht waren und bewacht wurden, um nicht Botschaften auszuschieken.

„Haltet eure gottverfluchten, dreckigen Fressen“, rief Santiago, als er, gefolgt von einer Anzahl eifriger Papiersucher, in die erste, die große Hütte eindrang. „Wir fressen euch nicht. Sagt eurer Höllen-Bastardbrut, daß sie hier nicht schreit. Von jetzt an schreien wir, versteht ihr?“

„Gewiß doch, cierto, Muchachito“, sagte ein Arriero, „nehmt alles, was ihr findet.“

„Wir nehmen es auch ohne deine Erlaubnis“, rief Jeronimo, sich dicht neben Santiago in die Hütte drängend.

„Por Jesu Cristo y la Virgencita“, jammerten einige der Frauen, „tut uns nichts, wir wollen uns ja auch gern mit

euch niederlegen, aber tut uns nichts, Muchachos.“

„Mit euch niederlegen, ihr stinkigen Huren? Das würde euch wohl so gefallen. Nein, nicht mit euch. Nicht geschenkt. Und wenn wir wollen, tun wir es, ohne euch zu fragen, versteht ihr, ihr Dreckhuren?“ Das sagte ein dritter der Burschen, die sich in die Hütte quetschten.

Santiago schnitt alle weiteren Angebote kurz ab: „Raus mit allen Papieren, die ihr hier habt, ihr lausigen Hurenbengel.“

„Und besser, ihr vergeßt auch nicht einen einzigen Brief oder Urschwisch, den ihr hierherum habt“, erinnerte Jeronimo die verängstigten Leute, von denen nicht nur alle Kinder, sondern auch alle Frauen und selbst einige Männer auf die Knie gefallen waren und ihre Hände aneinandergedreht hoch empor hielten, als bäten sie die Heiligen in der Kirche an. „Die Kehle schneiden wir jedem ab, der auch nur ein winziges Stückchen Papier zurückbehält.“

„Hier, hier!“ kam von allen Seiten die Antwort. Es

wurden Briefe hergereicht und Photographien und Gebetbücher und kleine Notizbüchelchen und Heiligenbildchen und Traktätchen und Schulbücher, Kalender, Zigarettenplakate und Lohnzettel.

Der Schmied zögerte mit seinen Lohnzetteln. Jeronimo stieß ihm sofort heftig mit der Faust breit in die Kehle, so daß der Schmied zurücktaumelte und den Atem verlor. Vom Winkel der Hütte aus, wo er hingesunken war, sagte er: „Perdoneme, Muchacho, aber das sind ja meine Lohnzettel, wenn ich die nicht habe, dann wird mir ja mein verdienter Lohn nicht gezahlt.“

„Was geht uns denn dein Schittlohn an, du verhurter Schweineknecht“, rief Santiago erbost. „Laß dir den Lohn vom Teufel bezahlen. Wer ihn dir bezahlen konnte, ist längst abgezwitcht in die Hölle. Her mit den Zetteln!“

Sich dann an alle wendend, rief er: „Noch ein Wort, und wir helfen mit den Machetes nach. Raus mit allen Papieren!“

Drei Minuten darauf schrie er: „Alles abgeliefert?“

„Ja, Muchachos“, wurde ihm von mehreren der Handwerker gleichzeitig zugerufen.

„Sucht, Muchachos!“ kommandierte er dann seine Begleiter. „Sucht unter den verpösten Rößen der Weiber auch. Vergeßt nicht eine Stelle. Und wer auch nur ein Fetzen Papier versteckt hat, nicht größer als hier mein Fingernagel, schiebt ihm den Machete in den Mistbauch. Gottverfluchtes, verheucheltes, kriechendes Denunziantenpack und Klatschgesindel! Wenn es uns verkehrt geht, seid ihr morgen alle wieder da: Ach liebes Patroncitchen, o gnädiges Herrchen, wir waren immer dagegen, wir haben nicht mitgemacht, wir sind für die Ordnung, Herrchen!“ Santiago öffte mit grienendem Munde nach, wie er sich dachte, daß diese Handwerker zu den Patrones, Rurales, Federales und Polizisten sprechen würden, wenn die Rebellion niedergeschlagen würde. „Ginge es nach mir“, schrie er, plötzlich in Wut geratend und dem nächsten Mann, einem Gerber, mit dem Fuß in den Leib tretend, „ginge es nach mir, ihr gottverfluchten stinkigen Klatscher, ich schnitte euch allen, mitsamt eurer Bastardbrut, die Kehlen durch,

kriechendes Verräterpack. Schitt seid ihr.“

Dann zu seinen Genossen gewandt: „Was gefunden? No? Deren Glück. Los zu den anderen Hütten, wo die Hurenknechte festgemacht sind. Und geht nicht so sachte mit ihnen um. Der Andreu und der Celso und El Profesor wollen es nicht haben. Schade. Ich ließe keinen hier am Leben.“

Zwei Stunden darauf war auch nicht ein einziges winziges Stückchen Papier, bedruckt, beschrieben oder leer, irgendwo in der Ciudad zu finden.

El Profesor, als er den Haufen schwarzer Asche sah, sagte zu Santiago: „Muy bien hecho, manito; sehr gut gemacht, mein Brüderchen. Nun wißt ihr es, genau so wird es in Hucutsin gemacht und auf allen Fincas und auf allen Aemtern. Unsere Genossen in San Rafael, in der großen Papierfabrik, verstehen es, wie man Papier macht. Die machen uns neues Papier, das wir dann beschreiben und bedrucken, so wie es uns gefällt und uns gut tut.“

Später am Abend gingen Andreu und noch zwei Burschen zu allen Gruppen herum und fragten, was jeder aus der Tienda haben wolle, er möge es überdenken, denn morgen würde alles verteilt, was in der Tienda sei, Kleidung, Hemden, Hosen, Halstücher, Matten, Decken, Machetes, Munition, Halsketten, Ohrringe, Fingerringe, Knöpfe, Zwirne, Stoffe, Haarbänder, Hüte, Sandalen, Leder, Riemen, Seile, Tabak, Zündhölzer, Zigaretten, Laternen, Kerzen. Als er so alles aufgezählt hatte, fügte er hinzu: „Aber keiner soll mehr verlangen, als er wirklich braucht. Wenn jeder das hat, was er wirklich braucht, dann können wir über den Rest sprechen. Es wird vielleicht nicht einmal alles reichen, um jedem zu geben, was er braucht. Und jeder muß auch daran denken, daß er wohl ein gut Teil von dem, was er mitnimmt, auf seinem Rücken schleppen muß, denn die Pferde, Esel und Mules haben genug zu tragen für alle die von uns, die nicht kräftig genug sind. Es gehen auch ein Dutzend Frauen mit uns und beinahe zwanzig Kinder.“

Martin Trinidad, El Profesor, kam hinzu. Er sagte: „Wir haben später eine Kriegsversammlung, wie wir den Marsch einrichten. Und weil gerade jetzt über die Tienda geredet wird: die Lebensmittel werden nicht an jeden einzelnen verteilt, sondern an Marschgruppen, die auch gleichzeitig Kochgruppen oder Verpflegungsgruppen sind. Die Gruppen werden wir in der Versammlung bestimmen, aber ihr alle könnt euch in den Gruppen gegeneinander austauschen nach Belieben, Kamerad gegen Kamerad. Und natürlich hat jeder einen Teil der Lebensmittel für seine Kochgruppe mitzutragen. Darum schleppt nicht zuviel mit. Der Marsch bis zu den ersten Dörfern kann recht gut vier oder gar fünf Wochen dauern. Wir kommen in die dickste Regenzeit hinein, und wir werden Strecken haben, wo wir froh sein können, wenn wir an einem Tage drei Leguas machen.“

Als am nächsten Morgen die Vorräte der Tienda aufgeteilt wurden, ergab es sich, daß nur sehr wenig angefordert wurde. Das, was jeder unbedingt nötig hatte, war bereits in den ersten Tagen des Aufstandes ausgegeben worden. Ob die Ursache, warum die

Muchachos nicht mehr von der Tienda forderten, Mangel an Begehrlichkeit war oder der Gedanke an die größere Last, die sie auf dem schwierigen Marsche zu tragen haben würden, das vermochte Andreu, der Verwalter der Tienda war, nicht zu entscheiden. Er dachte auch gar nicht darüber nach. Moralische Gründe, daß es sich um ungerechtes Gut handele, hatte keiner der Muchachos. Das war sicher.

Etwas aber war bemerkenswert. So bemerkenswert, daß es Andreu auffiel. Und das war, daß eine sehr große Zahl von Muchachos, obgleich sie in Fetzen gingen und selbst das schlechteste Hemd und das billigste, das in der Tienda zu finden war, für sie von großem Wert gewesen wäre, nicht zur Tienda kamen und nichts forderten. Andreu traf einige von ihnen und fragte sie, warum sie sich nicht wenigstens ein ganzes Hemd, eine brauchbare Baumwollhose und einen neuen Hut abgeholt hätten. „Ehe wir aus dem Dschungel heraus sind, ist ja doch wieder alles in Fetzen“, sagte der eine. Ein anderer erwiderte: „Was tut mir denn das Hemd gut, wenn ich doch verrecke. Denn ich kann dir sagen, sobald wir auf

die Rurales stoßen, gehe ich drauflos wie verrückt. Entweder ich bleibe da im Dreck liegen, und dann ist es auch recht, dann brauche ich sowieso nichts mehr. Oder ein halbes Dutzend von diesen räudigen Hunden, den Rurales, bleiben liegen, und dann kann ich mir alles in guter Ruhe aussuchen, was mir gefällt, deren Hemden und Hosen und Uniformjacken und Stiefel. Vor allem einen guten Karabiner und tausend handfeste Patronen, auch wenn sie zwei Zentner wiegen, aber ich schleppe sie. Was werde ich mich denn da um den Dreck kümmern, den du in deiner Tienda hast. Ich bin doch jetzt unrebelle und habe darum an andere Dinge zu denken, als an den Schittkram, den du in der verdammten Tienda hast. Solange mir meine Fetzen meinen Pricker und meinen Ursch am Loch verdecken, sind sie mir auf dem Marsch gut genug. Wenn ich dann etwas Neues brauche, sind ja die Rurales und die Federales da, die werde ich mir schon vornehmen, Andrucho.“

Als Andreu noch weiter herumhörte und Meinungen wissen wollte, lernte er, daß die Mehrzahl der Muchachos, die sich nicht um die Tienda kümmerten,

eine gleiche oder ähnliche Antwort hatten. Nur konnten sie das nicht so richtig mit Worten ausdrücken, wie es der erste Muchacho, ein Boyero, den Andreu fragte, getan hatte.

Drei Tage lang hatten alle Frauen der Artesanos für die abziehenden Muchachos Totopostles backen und rösten müssen, um große Vorräte zu schaffen. Jeder Muchacho sollte wenigstens einen Sontle Totopostles für den Marsch haben. Eine Sontle waren vierhundert Totopostles. Das war wenig genug für einen so langen Marsch; denn die Totopostles waren sehr dünn, und man konnte leicht zwanzig auf einen Sitz essen, ohne sich den Magen zu verrenken.

Die Frauen wollten zwar zuerst nicht recht heran, als sie Dienstmädchen, Köchinnen und Bäckerinnen für die Muchachos machen sollten. Sie fühlten sich in ihrer Würde verletzt. So im Vorübergehen hörte Santiago eine von den Frauen: „Wie kommen wir denn dazu für die dreckigen und verlausten Chamula-Schweine hier Totopostles zu backen. Es ist eine Schande und eine Schmach für eine Ladinofrau, Criada für so einen dreckigen Chamula zu machen, der nicht einmal eine christliche Sprache reden kann.“

Santiago hatte die Frau ruhig ausreden lassen. Jetzt kam er um die Ecke der Hütte herum. „Ja, ihr gottverfluchten Stinkfuntzen, wozu seid ihr denn sonst überhaupt nütze und warum lassen wir euch denn überhaupt am Leben mit eurer Bastardbrut?“ Die Weiber erschrakten entsetzlich, als sie Santiago vor sich stehen sahen und gewahr wurden, daß er ihren Klatsch gehört hatte.

„Gottverdammst noch mal“, brüllte er weiter auf sie ein, „wir haben doch für euch Dreckgesindel tausend Faenas machen müssen, Extraarbeit jeden Abend, nach unserer verflucht harten täglichen Arbeit. Haben in den Faenas Holz für euch klein machen müssen, eure Dächer ausbessern, eure Zäune flicken, die Wände verleimen, Gärten umgraben und pflanzen, alles umsonst, und alles extra nach unserer schweren Arbeit, wenn wir kaum noch kriechen konnten. Was denn da? Da habt ihr stinkigen Huren doch auch nicht das Maul aufgemacht und euch beschwert? Oder habt ihr es auch nur einmal? Sagt es nur, und ich schlage euch eure verlogenen Fressen breit, daß sie aufplatzen. Schindluder, die ihr seid. Los, ran, ran an die Metates und geknetet. Ud ich werde die

Totopostles selbst ausprobieren, ob sie auch gut geknetet sind. Und wenn sie mir nicht gefallen, verflucht nochmal, ich trete euch in eure fetten Dickbeine, bis sie grün und blau anlaufen. Los, y un poco prontito, aber sehr prontito, und Mais gekörnt, geknetet und gebacken und dann geröstet. In drei Stunden komme ich nachsehen, und wenn nicht jede von euch zehn Sontles geliefert hat, dann gehe ich über eure verlausten Haare her. Nun aber gesprungen und gehopst!“

„Aber Muchacho“, antwortete eine der Frauen schüchtern, „das weißt du doch auch recht gut, daß der Mais zwölf Stunden und mehr braucht, um weich zu werden, auch wenn wir ein großes Stück Kalk einlegen.“

„Halt's Maul! Wenn du den Mais nicht auf dem Feuer weich kriegst, dann setze dich mit deinem Ursch drauf und brüte ihn weich. Aber in vier Stunden will ich die Totopostles sehen. Tausendmal haben wir Arbeiten in einem Tage machen müssen, die ein Mensch nicht in drei Tagen machen konnte; und wenn die Arbeit nicht fertig war, wurden wir gehenkt oder verpeitscht, daß die Stücke Fleisch nur so wegflogen. Habt ihr denn da auch das

Maul aufgerissen und zum Patron gesagt: Das können die armen Muchachos nicht machen, Señor? Dreck habt ihr getan. Und euch nur gefreut, wenn wir verpeitscht wurden und habt vielleicht noch zu den Capataces gesagt: Gebt's ihnen tüchtig, den Chamula-Schweinen.“

„Das habe ich nie gesagt“, verteidigte sich die Frau eines Geschirrmachers.

„Vielleicht du nicht, aber andere haben es gesagt, und du hast kein Wort dreingeredet. Los nun, und gehopst.“

Die Weiber spritzten los wie besessen und machten sich über den Mais her. Sie riefen alle ihre Kinder herbei, ihnen zu helfen, den Mais auszukörnen. Santiago freilich ging nicht nach vier Stunden nachsehen, ob die Totopostles fertig seien. Er wußte, sein Auftrag konnte in dieser Zeit nicht geschafft werden.

Die Männer der Frauen, die Artesanos, wurden noch härter herangenommen. Hinter ihnen waren Matias und Fidel her, und die sagten ihnen noch viel kräftiger, was sie von ihnen dachten, als was Santiago zu den Frauen gesagt hatte.

Die Männer brachten alle Sättel in Ordnung, stopften die Packsättel aus, schnitten Riemen und drehten Seile, dokterten die Tragtiere, die verwundet von den Weiden hereingekommen waren. Es gab genug Arbeit, um den großen Trupp marschbereit zu machen. Und die Muchachos wußten gut, wie sie die Artesanos zum Arbeiten herankriegten. Sie brauchten nur die Mittel anzuwenden, die von denselben Handwerkern ihnen gegenüber gebraucht worden waren. Dabei erfuhren diese Favoritos der Herrschenden, diese Schmeichler der Patrones, wenn auch spät, aber doch endlich einmal am eigenen Leibe, wie es tut, wenn man nicht zu den Begünstigten und Bevorzugten gehört, sondern zu den Unterdrückten, die kein anderes Wort je lernen als das

bedeutungsvolle Wort: Gehorchen.

Es ging bei dieser Schulung noch ungemein gnädig zu. Es gab keine Peitschenhiebe und kein Henken, wenn auch gelegentlich von einem übereifrigen Muchacho ein paar Püffe, Rippenstöße und Fußtritte mit abfielen, um den Befehlen größeren Wert und raschere Ausführung zu geben.

Dabei erfuhren die Muchachos auch noch etwas anderes, etwas, von dem sie bisher selbst nicht gewußt hatten, daß sie es konnten. Sie lernten, daß auch sie zu befehlen verstanden, wenn es sein mußte. In ihrem ganzen langen Leben bis zu dieser Zeit, hatten sie immer geglaubt, daß man als Ladino oder als Cachupin geboren sein muß, um zu wissen, wie man befiehlt. Das Befehlen war gar nicht so schwer, wie die Muchachos vorher geglaubt hatten. Und war es nicht schwer, alle die Favoritos der Herrschenden zu kommandieren, so konnte es auch nicht viel schwerer sein, überhaupt zu regieren, wenn es notwendig sein sollte. Befehlen ist freilich viel leichter als Regieren. Darum sind alle Diktatoren so schlechte Regenten. Befehlen kann jeder Esel, erst recht einem

Indianer, der weder lesen noch schreiben kann. Diktieren kann selbst ein Idiot. Und je mehr er Idiot ist, um so leichter, um so unbekümmerter und um so unverfrorener vermag er zu diktieren.

Vorläufig freilich waren die Muchachos noch sehr weit davon entfernt, zu versuchen, ob sie ebenso gut regieren könnten wie hier den Urschleckern der Patrones befehlen. Zwischen den Monterias und der Regentschaft der indianischen Proleten lag nicht nur ein wochenlanger Marsch durch den Dschungel inmitten der dicksten Regenperiode, sondern da lagen auch die Kompanien und Bataillone der Rurales und die Regimenter der Federales mit Maschinengewehren und Feldgeschützen. Aber auch das war noch weit. Zuerst einmal hier mit dem Regieren und Organisieren angefangen, hier, wo die Muchachos mit allen wirtschaftlichen Verhältnissen vertraut waren.

„Uebt euch hier, wo ihr jeden Weg und jeden Baum kennt!“ sagte El Profesor an diesem Abend. „Wenn wir erst einmal da ankommen, wo wir nicht mehr genau wissen, was rechts und was links ist, und wo wir auf

freien Feldern sind, da wird es schwieriger. Hier in den Dschungeln würden wir mit einer Armee von Regierungssoldaten und vier Armeen von Rurales fertig. Hier würden wir immer Sieger sein. Aber hierher kommen diese Knechte nicht. Da haben sie den dicken Schitt in den Pantalones. Die warten draußen vor dem Dschungel, in den Dörfern und in den Fincas. Und wenn wir gewinnen wollen, müssen wir zu den Fincas und Dörfern. Da hilft nichts. Die Rebellion muß ausgefochten werden, sie kann nicht ausdiskutiert werden. Revolutionen hat noch nie ein Unterdrückter gewonnen dadurch, daß er schön darüber zu reden verstand oder geduldig zuzuhören wußte, was alle andere sagten. Revolutionen gewinnen die Beherrschten nur durch erbitterten Kampf. Kein anderes Mittel gibt es. Wer euch etwas anderes erzählen will, beschwindelt euch; denn er ist auf der Seite eurer Feinde, eurer Tyrannen. Vergesst das nicht, Muchachos! Nicht heute, nicht morgen, und nicht in hundert Jahren!“

Kapitel 17

01

In acht Gruppen oder Companias, wie Juan Mendez sie nannte, wurde der große Haufen eingeteilt. Juan Mendez war der General des Trupps. Da er Sergeant bei den Federales gewesen war, so verstand er etwas von militärischen Dingen. Dutzendmal hatte er halbe Kompanien von Soldaten in militärischen Uebungen geführt, wenn die Offiziere zu faul waren oder besoffen und nicht fähig, früh aufzustehen. Die Uebungen für die Mannschaften waren angesetzt und mußten abgehalten werden. Und da sonst niemand da war, vielleicht nur ein Capitan und ein Leutnant für das ganze Bataillon, so mußten die Sergeanten heran, die Kompanien drillen und herumfegen.

Juan Mendez nahm die erste Compania, sein Bataillions-Kamerad der Cabo, Lucio Ortiz, führte die letzte Compania, die Rückendeckung. El Profesor wurde zum El Comisario ernannt, zum Generalleiter der ganzen Armee.

Andreu übernahm die Organisation der Verpflegung und Lagerung. Matias, Fidel und Cirilo wurden für den Transport und alle Packtiere und Reittiere verantwortlich gemacht.

Juan Mendez bestimmte Celso als seinen Stabschef, oder wie er ihn nannte: Jefe del Estado Mayor. Celso freilich sagte gleich darauf: „Aus dem Titel mache ich mir einen Hundedreck. Ich bin nur darum dein Adjutant, damit ich gleich der erste sein kann, der losschlägt, wenn ich auch nur die erste Uniform vor Augen kriege. Ich habe zwar einen recht schönen Revolver, verflucht noch mal; aber ich glaube, ich verlasse mich doch lieber auf meinen guten Machete.“

„Ganz wie du willst, Camarada“, erwiderte Juan Mendez, El General, „darüber werden wir wohl reden, wenn wir das erste Treffen hinter uns haben und wir dann noch am Leben sind.“

„Vielleicht bin ich dann nicht mehr am Leben, mi general, aber ob ich dabei verreckt bin oder nicht: falls ich verreckt sein sollte, so kannst du mich hinterher einen

ganz rüudigen und vereiterten Hund nachschreien, wenn ich nicht wenigstens fünf von den Uniformierten den Kopf abgesäbelt habe. Wenn mir das nicht geglückt sein sollte, dann habe ich keine Ruhe und du kannst mich ausgraben. Dann wirst du sehen, daß ich noch immer lebe, weil ich nicht verrecken kann, ehe ich nicht meine Ration gemacht habe.“

Nur sehr wenige Muchachos hatten Revolver, und noch weniger besaßen Jagdgewehre. Die Mehrzahl der Flinten waren alte spanische Vorderlader. Es waren nur sechs. Man hatte sie den Artesanos abgenommen, von denen, wie sich herausstellte, keiner einen Revolver besaß. Die Branntweinschenker freilich hatten Revolver. Auch die beiden Arrieros besaßen Revolver, die sie herzugeben gezwungen worden waren. Diese Revolver freilich waren so gut wie nichts wert. Sie hatten den Arrieros auf ihren Transporten nur als Schreckmittel gedient und gingen nicht los, wenn sie abgedrückt wurden.

Dagegen waren alle Machetes gut geschliffen worden, auch die Aexte, die mehrere der Burschen mit sich genommen hatten.

Als Ganzes gesehen und besonders im Hinblick auf den großen Haufen der Muchachos, die marschierten, konnte man bestenfalls nur von einer ganz erbärmlichen Bewaffnung reden.

Zog man weiter in Betracht, daß von den Rurales, Staatspolizei, besonderes persönliches Instrument des Diktators, jeder einzelne einen Karabiner mit Magazinen von je fünf Schuß trug, außerdem jeder Mann einen 45er Revolver mit sechs Schuß auf den Hüften hängen hatte, so war es nicht übertrieben, von einem Selbstmord der rebellischen Muchachos zu sprechen, wenn sie versuchten, auch nur einen kleinen Trupp von Rurales, alles geübten Soldaten, anzugreifen. Die Regierungssoldaten führten nur Gewehre, Karabiner, aber, wenn sie in Trupps von etwa fünfzig Mann anrückten, brachten sie ein oder gar zwei Maschinengewehre mit sich. Und sie wußten diese Maschinengewehre bester amerikanischer Konstruktion recht geschickt und erst recht sehr erfolgreich zu handhaben, wie sie in zahlreichen Streiks von Arbeitern und Rebellionen von Bauern und Landarbeitern

hundertmal bewiesen hatten. Wenn fünfzig Rurales auf fünfhundert aufständische indianische Landarbeiter losgingen, dann hatten am Ende der Schlacht die Rurales vielleicht drei Tote und fünf Verwundete, während die Rebellen vierhundertsechzig Tote und keinen Verwundeten auf dem Schlachtfeld zurückließen. Die vierzig Aufständischen, die an der Gesamtzahl fehlten, hatten das Glück gehabt, in den Busch oder in die Berge zu entkommen.

Die einzigen Leute in diesem Trupp der Caobamänner, die das alles genau wußten, wie es in einem so ungleichen Kampfe zugehen würde, waren El Profesor, El General und El Coronel. Lucio Ortiz war vom General zum Coronel, oder Obersten, ernannt worden.

Und diese drei Leute, die aus Erfahrung wußten, wie gering die Aussichten der Monteria-Rebellen auf einen Sieg waren, wenn sie auf einen Trupp Rurales oder Federales stießen, machten kein Hehl aus ihrer Kenntnis. In den letzten Tagen vor dem Abmarsch hatten sie unzählige Male an den Feuern allen Muchachos gesagt, was ihnen bevorstünde, sollte es zu einer Schlacht oder

auch nur zu einem Scharmützel kommen.

Aber alle ihre Warnungen und Ratschläge trafen auf taube Ohren. Den Muchachos war alles gleich geworden. Sie hatten so viel erdulden müssen, so viel erlitten und ertragen, so viel Wut und Haß in sich aufgespeichert, daß ein jeder Kampf mit ihren Feinden, ganz gleich wie auch immer der Ausgang sein möge, ihnen mehr als Erlösung aus seelischen Qualen vorkam, denn als wirkliche Niederlage. Sie konnten nicht unterliegen. Sie konnten nicht unterliegen, sie konnten nicht besiegt werden in ihrem Bewußtsein. Sie konnten nur sterben oder siegen. Etwas anderes wollte keiner und hoffte keiner. An irgendeinen anderen Ausgang dachte nicht einmal einer. Ihr Leben war so wertlos und inhaltslos geworden, daß, zu fallen mit dem Bewusstsein, rebelliert zu haben, für alle Ewigkeiten hinaus tausendmal mehr wert war als ihre Haut zu schützen, einem Kampfe auszuweichen und sich auf Nebenwegen aus dem Dschungel zu schleichen, um zu vermeiden, auf ihre Feinde zu treffen.

Celso hatte nicht für sich gesprochen. So wie er, dachte ein jeder im Trupp. Für jeden eröffnete sich das Paradies

der Indianer, wenn es ihm glücken sollte, fünf Rurales oder Federales abzuschlachten, ehe er selbst zugrunde ging.

Ein solcher Haß gegen den Diktator und dessen Helfer und Knechte war nicht nur unter den Geknechteten der Republik zu finden, dieser selbe wilde Haß hatte dreiviertel des ganzen Volkes erfaßt. Dieser Haß war die Ursache, daß, als die Revolution endlich über das ganze Land hinwegfegte, auf keiner Seite Gefangene gemacht wurden, auf keiner Seite Gnade gegeben, noch Gnade verlangt wurde. Als Schande würde es betrachtet, wenn der Gefangene sich begnadigen ließ. Wer ein Zusammentreffen oder eine Schlacht nicht gewann und nicht zu fliehen vermochte, wurde ermordet. Kein Verwundeter blieb auf den Feldern. Die Frauen der Revolutionäre, die ihren Männern folgten, rannte wie Bessesene über das Schlachtfeld und erstachen mit Küchenmessern jeden verwundeten Feind, den sie auf dem Felde liegen fanden. Nichts vermag innerhalb eines und desselben Volkes einen solchen unversöhnlichen teuflischen Haß zu erzeugen als eine Diktatur. Denn eine

jede Diktatur, mag sie auch noch so begeistert und zustimmend von Hundertausenden begonnen worden sein, artet immer aus in Haß, der geboren und aufgezüchtet wurde durch Unduldsamkeit gegen einen Teil des Volkes, und der zur Unversöhnlichkeit führt, weil er nach und nach jegliches gegenseitige Verstehen ausschließt. Denn eine Diktatur kann nur bestehen, wenn sie keine Kritik, kein gegenseitiges Aussprechen der Gedanken zuläßt.

Wie aussichtslos jeder Ratschlag des Juan Mendez war, die größte Vorsicht zu üben, weil er am besten wußte, wie die Rurales und Soldaten vorgehen und wie sehr sie im Vorteil gegenüber unbewaffneten und ungedrillten Rebellen sind, ersah er aus der Antwort, die er erhielt, als er einmal sagte: „Wenn wir mit unserer ersten Compania auf einen Trupp von zweihundert Federales stoßen, bleibt keiner von uns am Leben. Ihr habt nicht einmal Zeit, auch nur den Revolver, mit dem ihr ja doch nicht zu schießen versteht, hochzuheben, da seid ihr auch schon abgeknallt. Was macht ihr denn da?“

„Was wir machen?“ erwiderte mit einem Fluch Matias.

„Das will ich dir sagen, Juanito, was wir machen. Wenn zweihundert auf uns loskommen, da haben wir zweihundert, die wir schlachten können. Und es wäre zum Heulen schade, wenn nur zwanzig kommen anstatt dreihundert. Je mehr wir vor uns haben, je mehr haben wir zum Erschlagen. Und wenn dir das nicht gefällt, dann kannst du ja ausrücken, ehe es ernst wird. Wir rücken nicht aus und gehen drauflos.“

„Ich rücke nicht aus“, sagte Juan Mendez. „Ich bin vorneweg von euch allen. Ich will euch ja nur sagen, wie es zugeht, ich habe es mitgemacht und ihr nicht.“

„Gut“, meinte darauf Fidel, „als du das mitmachtest, da warst du Soldat. Wir aber sind Caoba-Arbeiter. Und du bist das jetzt auch. Das ist ganz etwas anderes als Soldat sein. Soldat kann jeder alte lahme Esel sein. Revolutionäre können nur die Besten sein, die je geboren wurden. Es sind nur die allerbesten Mütter, die Rebellen zur Welt bringen. Und meine Mutter, da ist keine andere in aller Ewigkeit, die mehr Rebell sein konnte als meine. Die hat dem Bruder von unserm Finquero mit ihren Fingernägeln die Kehle aus dem Hals gerissen, als er sich

über sie schmeißen wollte. Der Finquero hat sie dann erschossen wie einen Hund, der krank ist. Das war meine Mutter. Und wenn du eine bessere hast, dann komme nur raus damit. Mir ist meine Mutter, die mich gebar mehr wert als zehntausend Gottesmütter vor mir aufgebaut, die immer nur angebetet werden wollen, aber wenn du einmal etwas von ihnen haben willst, oder sie sollen dir nur einmal in einer verteufelten Lage etwas unter die Arme helfen, dann blase dir eins. Da lassen sie dich stecken in der Schitt. Und ob du nun gehenkt wirst, daß dir alle Knochen verknoten, oder ob du gepeitscht wirst, daß kein Fleisch auf deinem Kadaver bleibt – sie tut nichts für dich. Und außerdem, ganz frei herausgesagt, Santiago hat recht, wir sollten alle Artesanos abschlachten und zur Hölle schicken. Was ist denn das Gesindel wert? Nicht einen Hosenschitt.“

Ein richtig ausgebildeter General würde diesem Marsch gegenüber ratlos, hoffnungslos und verzweifelt gewesen sein. Er würde so viele Schwierigkeiten gesehen haben, daß er gesagt hätte: „Oh, lieber Cäsar, mit diesen Mitteln bringe ich die Armee nicht zehn Kilometer weit oder ich habe die Hälfte verloren.“ Alle seine auswendig gelernten Regeln und Instruktionen, seine Kommandos, seine schönen Gruppen-schwenkungen und durchgedrückten Knieschmisse würden seine Hilflosigkeit nur noch vergrößert haben. Er hätte alle Stabsoffiziere zusammenrufen müssen; dann tagelang Marschpläne beraten und ausgearbeitet von denen, wenn die Armee einmal wirklich auf diesem Marsch war, jeder, der angewandt wurde, die gesamte Armee im Sumpf hätte stecken lassen.

Juan Mendez jedoch war ein General der Revolution. Er kannte keine Instruktionbücher und wußte nicht einmal, daß es solche Bücher gab. Er sagte: „Marcha adelante al frente!“ und da marschierte das Heer und marschierte

richtig, weil es menschlich und natürlich marschierte.

In der Trockenzeit war ein Marsch mit einer solchen Masse an Menschen und Packtieren schon eine Leistung, die kein Arbeiter-Agent oder Händler unternommen hätte. Jetzt mitten in der dicksten Regenzeit hätte kein vernünftiger Mensch auch nur daran gedacht, diesen Marsch zu unternehmen. Jedenfalls nicht mit einer solchen Menge an Menschen und Tieren. Freilich, wären die Muchachos vernünftige Menschen gewesen, so hätten sie ja keine Rebellion gewagt. Rebellionen, Meutereien und Revolutionen sind immer unvernünftig; denn sie stören den angenehm schläfrigen Zustand, der als Ruhe und Ordnung bezeichnet wird.

Die Muchachos erbrachten hier einen ferneren Beweis dafür, daß sie wirkliche Rebellen waren und nicht nur Streikende. Die wahre Revolution kennt keine Hindernisse. Der Rebell, der in seinem Herzen und in seinem Gemüt Rebell ist, marschiert. Immer, der marschiert, hat zu dreiviertel schon gewonnen. Hätten den Muchachos jemand gesagt, daß sie auf ihrem Marsch eine Woche lang durch die Hölle zu marschieren haben

würden, so hätten sie bestimmt darauf geantwortet: „Das ist uns gerade recht. Wir kommen auch wieder raus aus der Hölle. Und wenn wir raus sind, dann sind wir um so bessere Rebellen als wir waren, ehe wir in die Hölle einmarschierten.“

Die Hölle war wirklich auf ihrem Wege. Nicht nur für eine Woche, sondern für drei Wochen.

Selbst jene Strecken, die sonst trocken waren, lagen jetzt entweder versumpft oder inmitten weiter Wasserlachen, die groß waren wie Seen. Es regnete alle drei oder vier Stunden. Und das waren Aguaceros. Es regnete nicht, sondern Flüsse strömten aus den Wolken nieder, keine Bäche. Sie schlugen so heftig auf, daß an jenen Stellen, wo keine Bäume standen, die Erde zuweilen einen halben Meter tief aufgefetzt wurde. Dicke Aeste wurden von den Bäumen geschlagen wie bei schweren Stürmen. Pfade bröckelten ab, glitten in Schluchten, und wo sie nicht abbrachen, bildeten sie breite Rinnen reißender Ströme. Felsblöcke lösten sich los und stürzten donnernd die steilen Abhänge hinunter, auf ihren Wegen Urwaldriesen zerbrechend, entwurzelnd und mit sich reißend, als

wären es morsche Zweige. Hörte es für eine Weile auf, aus den Himmeln zu strömen, dann lief das Wasser in Rinnsalen und Bächen herunter aus dem Geäst der dichtbelaubten Bäume, damit dem Boden auch nicht ein Tröpfchen verloren gehen sollte. Der Himmel klärte sich. Die Sonne brach in einer schießenden Glut herunter, verwandelte den Dschungel in ein Dampfbad, das den marschierenden Menschen den marschierenden Menschen den Atem nahm. Und kaum begannen die Kronen der höchsten Bäume von der Glut ein wenig trocken zu werden, so verschwand die Sonne wie weggeschossen aus dem Himmelsgewölbe, und es begann zu tröpfeln. Es tröpfelte und rinselte und war chipichipi für zehn Minuten, eine kleine Warnung. Und dann knallte ein neuer Fluss auf die Erde los, meist begleitet von Donnern und Blitzen, daß man gewiß war, das Ende des Universums sei nahegekommen.

Die schwere, reiche Erde des Dschungels, satt des Wassers, erweckte den Eindruck, daß sie unter den steten Lasten stöhnte und ächzte. Sie vermochte auch nicht einen Tropfen mehr zu schlucken. Sie zog sich dicht

zusammen, wurde zäh, klebrig und leistete den Widerstand aller Dinge und Geschöpfe des Weltalls, die leben wollen und, um leben zu können, unerbittlich gegen ihre Zerstörer kämpfen müssen. Und weil die Erde so satt und übertoll war, kein Wasser mehr annahm und keines mehr durchließ, so stand der Regen auf dem Boden, wurde Sumpf, See, Flußarm, Morast und tausendfach mehr Morast. Wohin der Mensch auch treten mochte, die Erde sank unter seinen Füßen tief ein. Dann aber hielt sie ihn fest und wollte ihn nicht mehr hergeben, umklammerte ihn mit hundert Armen und verstrickte ihn in Schlingen. Jeder Schritt war, als versänke er in eine Falle. Alle Kraft, die der Mensch besaß, mußte aufgewendet werden, um die Füße wieder herauszuzerren. Doch der nächste Schritt sank abermals in den zähen Morast, und wieder kostete es die gleiche Mühe, den folgenden Schritt zu machen.

Für Leute, die solche Märsche durch den Dschungel in der Regenzeit nicht kennen, wäre der Plan, diesen Marsch zu unternehmen, ein mutiges Abenteuer gewesen. Für die Caobaleute, die genau wußten, was der

Marsch in dieser Jahreszeit bedeutete, war die Tatsache, daß sie den Marsch planten und unternahmen, wohl der beste Beweis, welche Anstrengungen auf sich zu nehmen sie willens waren, um die Rebellion, einmal begonnen, unerbittlich durchzuführen.

„Wir könnten ganz gut auch warten, bis die Regenzeit vorüber ist“, sagte einer von ihnen, als sie über den Marsch berieten.

„Freilich könnten wir warten“, erwiderte El Profesor.
„Aber wer nicht warten kann, sind die Peones in den Fincas, die frei sein wollen wie wir jetzt sind, die mit uns ziehen möchten und mit uns kämpfen, um alle Peones zu befreien.“

Es war schon längst nicht mehr nur die Sehnsucht, nach Hause in ihre Heimat zu kommen. Sehnsucht nach ihrer Heimat hatten sie ständig gehabt. Aber nun war der Aufstand da und alle Muchachos, die in den Dschungeln arbeiteten, schlossen sich ihnen an. Täglich kamen neue Gruppen und vereinigten sich mit ihnen. Und sie alle dachten nun nicht daran, nach Hause zu gehen, sondern

daran, gegen die Herren zu revoltieren, um von jeder Unterdrückung frei zu werden. Aus diesen Gründen entfernten sich alle Beratungen, Unterredungen und Gespräche immer weiter von rein persönlichen Interessen und Wünschen. Durch die Unterredungen und Beratungen kamen sie mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß eine Rebellion, wenn sie sich nicht auf alle ihresgleichen erstreckte, auch ihnen selbst keine Freiheit bringen konnte, sondern nur einen kurzen Atemzug der Freiheit. Infolge dieser Erkenntnis waren die einst so wichtig erscheinenden Wünsche nach einer raschen Heimkehr in ihre Dörfer weiter und weiter in den Hintergrund gerückt worden. Teils hatten die klugen Reden des El Profesor die Schuld an dieser Wandlung ihrer persönlichen und individuellen Wünsche. El Profesor sagte hundertmal: „Muchachos, wenn ihr nur allein rebelliert und allein nach Hause geht, um in Frieden eure Milpas zu bestellen und Kinder zu zeugen, dann erntet ihr im besten Falle eine einzige Ernte. Ehe ihr es euch auch verseht, sind die Rurales und Federales über euch, und ihr werdet wieder zurückgebracht hierher, versklavter als vorher, und dann für ewig. So lange

müssen wir eine gute, gesunde und kräftige Rebellion machen, bis auch nicht ein Rural mehr am Leben ist, und alle Federales entweder freiwillig auf unsere Seite herüberkommen oder ausgerottet werden. Nichts Halbes tun, Muchachos, und an keine Versprechungen glauben! Gleich auf den ersten Fincas und in den ersten Dörfern wird man euch tausend gute Dinge versprechen, euch Land und Geld anbieten und alles, was ihr wollt. Laßt euch nicht verführen. Das alles sind nur Angstversprechen und Furchtgeschenke, die alle wertlos sind, wenn ihr nicht die ganze Revolution gewinnt und eine reine und ganz und gar entscheidende Sache durchführt.“

„Bravo, Profesor! Viva, Profesor! Arriba, Camarada!“ schrien die Muchachos. „So ist es. Du hast recht. Und so werden wir es machen!“

So hatten sich, völlig unbemerkt von den Muchachos, der Sinn und das Ziel ihrer Rebellion in der letzten Woche durchaus und von Grund aus geändert. Der Gedanke, nach Hause zu kommen, war vergessen, der Kampf um das Ganze war immer stärker in den Vordergrund gerückt

worden.

Selbst Andreu und Celso, die am ersten Tage der Meuterei kaum an etwas anderes gedacht hatten, als nur ihre Mädchen wiederzusehen und ihre Eltern zu begrüßen, dachten jetzt nur noch gelegentlich daran.

„Das alles kann warten, Celso, meinst du nicht auch?“

„Sicher, Andrucho. Zu Hause hat ja nie ein Mensch erwartet, daß ich innerhalb von vier Jahren zurückkommen werde. Müssen sie eben warten. Besser sie warten jetzt noch ein Jahr, als daß dies alles wieder vermanscht wird. Dann hat man wenigstens die Gewißheit, man kann für immer daheim sein und nicht ewig in Furcht leben, eines Tages wieder abrücken zu müssen.“

„Richtig, Celso. Und so wird es getan. Tierra y Libertad o la Muerte.“

Was im Anfang nur eine rein örtliche Meuterei gequälter und elendiglich überarbeiteter, armseliger, unwissender indianischer Burschen gewesen war, was nach der Ermordung ihrer Henker zu einer Rebellion sich verwandelte, die alle unterdrückten und gequälten Arbeiter im Reich der Caoba vereinigte, alle, die jegliche Hoffnung auf Erlösung längst aufgegeben hatten, das entwickelte sich wie von selbst zu einer regelrechten Revolution. Es wurde eine Revolution, die nach und nach den ganzen Staat erfaßte und alle, auch die faulsten, trägsten und furchtsamsten revolutionären und rebellischen Gruppen des Landes anfeuerte und belebte und sich über die ganze weite Republik verbreitete. Wie hier innerhalb der beschränkten Grenzen des Dschungels, so war es in der Republik aller Enden und aller Orten. Daß diese unwissenden indianischen Burschen in den Monterias je daran denken könnten, zu rebellieren, ja auch nur zu meutern, weniger, auch nur aufzubegehren und Worte zu äußern, wäre für jeden Menschen in der Republik unerhört und und unglaublich

gewesen. Das Gebäude der Diktatur schien so fest gefügt, so gut durchorganisiert, so wohl versorgt in jedem einzelnen Mann der Polizei und der Wehrmacht, so unangreifbar und so unerschütterbar, daß eine Revolution, ja auch nur Streiks, aus den Wortschätzen der herrschenden Parteien, Cliques und Klubs verschwunden waren.

Aber in der ganzen Republik glimmte und schwelte es. Niemand wagte das Maul aufzumachen, weil sein Nachbar, ja sein bester Freund Angeber der Polizei sein konnte. Doch es war nur ein einziges kleines Fünkchen nötig, und die ganze Republik stand in Flammen.

Unerhört wie eine Rebellion in den Monterias auch sein mochte, sie konnte nur geschehen, weil die Revolution in der Luft lag. Die Diktatur war so voll und gesättigt, daß sie beim ersten Stoß auf den Magen platzen mußte. Während hier in den Tiefen des Dschungels, ohne irgendeine Verbindung mit anderen proletarischen Gruppen, eine Meuterei sich ereignete, brachen in tausend anderen Orten, Domänen, Zucker- und Kaffeplantagen, Meutereien und Rebellionen aus. Keine

rebellierende Gruppe wußte von der Rebellion einer anderen aufständischen Gruppe.

Die Rurales wurden hingeschickt, um Streiks niederzukartätschen. Und ehe sie noch die bestreikte Fabrik oder die rebellische Region erreichten, brachen an Dutzend anderen Stellen derselben Region Aufstände aus. Die Diktatur war nicht nur fett zum Platzen, sie war auch überreif geworden. Wen Diktatur nicht mit einem Amte hatte belohnen können, weil es nicht genug der Aemter gab, war nun ihr tödlichster Feind. Und tödlichster Feind wurde, wer gestern ein Amt gehabt hatte, aber Platz für einen neuen Nachläufer, Mitläufer oder Mitrotzer hatte machen müssen.

Die Diktatur wollte nicht sterben. Sie wankte und kämpfte und schrie und log wie nie zuvor. Aber das Volk war so vollgefüttert worden mit Lügen und Phrasen, die hunderttausendmal wiederholt worden waren, ohne dadurch besser oder wahrhaftiger zu werden, daß jetzt, als die Diktatur ihren Todeskampf kämpfte, ihr selbst das nicht mehr geglaubt wurde, was blutige Wahrheit war, und was, wäre es geglaubt worden, das Volk als

wirtschaftliche Einheit hätte retten können. Der Diktator, der gestern der Erlöser des Volkes gewesen war, war heute der Verräter deselben Volkes, der das Volk verkauft hatte, der schuldig war des blutigen und erbarmungslosen Bruderkampfes, der nun ausbrach. Gestern war der mit Viva-Rufen gefeierte Caudillo des Volkes gewesen, heute war er der Schurke, der Mörder des Volkes, der sich wie ein verfolgter Verbrecher vor dem wütenden Volk verstecken mußte. Gestern neigten vor ihm die vorbeimarschierenden Truppen die Landesfahnen, heute gingen die Generäle mit ganzen Regimentern zum rebellierenden Volke über.

Was hier im Reich der Caoba die Muchachos taten, war im Kleinen dasselbe, was innerhalb der nächsten Monate überall in der Republik geschah. Die Luft trug die Ideen der Rebellion von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Feudalherrschaft zu Domäne, von Finca zu Hacienda, von Plantage zu Pflanzung, von Familie zu Sippe. Die Diktatur, die noch im vorigen Monat der Welt verkündet hatte, daß sie eine ewige Institution für das von Dankbarkeit erfüllte Volk geworden und das einzige

Regierungssystem sei, unter dem das Volk wachsen und gedeihen könne, war heute ein klapperndes Gespenst, das selbst denen keine Furcht mehr einflößte, die, als gefangene Rebellen an die Wand gestellt, den feuernenden Rurales und Federales frech ins Gesicht rotzten. Und während, von den Landsknechten des Diktators umzingelt, ihnen das Urteil des Kriegsgerichts verlesen wurde, schrien sie: „Abajo el caudillo! Muerte al la dictadura! Viva la Revolucion social!“ Von den Kugeln niedergestreckt, fielen sie in dem glorreichen und jubelnden Bewußtsein, daß sie gewonnen hatten. Die Diktatur krachte in jedem Staate, im Norden wie im Süden, in Veracruz wie in Jalisco.

Die Muchachos kämpften um ihre eigene Sache, ohne zu wissen, daß sie dabei zugleich die Sache des ganzen Volkes auskämpften.

Je weiter Staaten und Orte von den Zentren der Revolution entfernt lagen, umso brutaler zeigten sich die Statthalter des Diktators. Sie hegten die Hoffnung, daß sie vielleicht die Diktatur noch retten könnten, wenn sie in den fernen Staaten jeden Keim, jedes Fünkchen einer

glimmenden Rebellion in der rücksichtslosesten Weise erstickten. Sie gedachten, von den fernen Ecken au, die stürzende Diktatur zu halten oder erneut aufzubauen.

So wenig die Muchachos wußten von dem, was im Lande, außerhalb der Dschungel, sich ereignete, so wenig wußten sie, daß sie in ihrem Vormarsch die brutalsten und verzweifeltsten Truppen der fallende Diktatur als Gegner im Felde finden würden. Es waren Truppen, die mehr und mehr jede Verbindung mit den Generalquartieren verloren; die nach und nach vergaßen, daß sie für ein System oder eine Regierung kämpften; die bald begannen, nur noch für eigene Interessen zu kämpfen; die hofften, für sich und besonders für ihre führenden Offiziere, kleine Privat-Diktaturen zu errichten und diese Privat-Diktaturen gleich Piraten-Inseln zu beherrschen. Jeder, der sich ihnen widersetzte, war nicht nur ein Rebell gegen die Regierung, er war gleichzeitig nun auch ein Hindernis für diese kleinen Nachahmer des stürzenden Diktators. Das Endergebnis war in der Tat so, daß zwanzig Jahre nach Ausbruch der Revolution in den fernen Staaten, die mit den Zentralen

des Landes nur schwer Verbindung aufrechterhalten können, Dutzende solcher Privat-Diktaturen bestanden.

Die Muchachos der Monterias waren vollauf berechtigt, davon zu sprechen, daß ihre Rebellion kein Spaziergehen bedeuten würde.

Kapitel 18

01

Jeden Tag waren neue Gruppen aus den fernsten Monterias angekommen, und täglich kamen weitere an. Manche der Gruppen bestanden nur aus fünf Mann, andere sogar nur aus zwei. Einige dieser Gruppen langten in völlig verwildertem Zustand an. Sie waren schon lange vorher von ihrer Monteria geflohen, konnten aber nicht heimkommen, weil sie dann auf den bekannten Pfaden durch den Dschungel hätten wandern müssen. Hier wären sie abgefangen worden. Denn selbst wenn sie nicht von Capataces, die hinter ihnen hergeschickt wurden, aufgegriffen worden wären, so konnte es doch geschehen, daß sie Händler trafen oder Karawanen oder neue Arbeitertrupps. Und wer immer sie traf, würde gemeldet haben, auf welchem Wege sie gesehen worden waren. Wenn es ihnen glückte, in ihr Dorf oder in ihre Finca zurückzukommen, so waren sie sicher, wieder ausgeliefert zu werden.

Alles das wissend, teils aus eigener Erfahrung, teils aus den Erzählungen derer, die Fluchtversuche unternommen hatten und wieder zurückgebracht worden waren, gaben viele Flüchtlinge den Gedanken auf, in ihre Heimat zurückzukehren. Sie flohen von der Monteria, um grausamen Strafen zu entgehen, und hielten sich von den Wegen und Pfaden fern. Sie führten ein freies Banditenleben in den Tiefen des Dschungels. Sie wohnten in Höhlen, bauten sich winzige Hütten auf dem Erdboden oder in dem Geäst der Bäume, oder sie übernachteten wie Tiere. Sie lebten von dem Fleisch der Tiere, die sie mit Steinen oder Lanzen erjagten. Ging es ihnen zu hart und benötigten sie Dinge, wie Lunte oder Stahl zum Feuerzünden oder Salz oder Kaffee, dann brachen sie des Nachts in Oficinas ein und stahlen, was sie brauchten. Häufig wurden dafür Muchachos der Monterias elendiglich verprügelt, weil man sie beschuldigte, die Spitzbuben gewesen zu sein. War es zu schwierig, in Oficinas, Bungalows, Küchen oder Hütten einzubrechen, dann bemühten sie sich, arbeitende Muchachos im Dschungel zu treffen, um von denen zu erhalten, was sie benötigten, entweder im Guten oder im

Bösen. Meist wurde ihnen freiwillig gegeben, was ihnen fehlte, vorausgesetzt daß die angeredeten Burschen selber das hatten, was die Wilden, oder Los Salvajes, brauchten.

Wurden der Salvajes zu viele, dann vereinigten die Monterias, in deren Bezirken die wild lebenden Flüchtlinge hausten, ein halbes Dutzend Capataces, und die Salvajes wurden gejagt wie wilde Tiere.

Sie wurden nicht gefangen, auch wenn die Monterias notwendig jeden Mann hätten brauchen können, sondern sie wurden wie wilde Tiere von dem ersten Jäger geschossen, der sie sah. Und um sie leichter jagen und aufstöbern zu können, nahmen die Jäger ganze Rudel von Hunden mit sich, wenn sie auszogen, um den Dschungel wieder mal zu reinigen.

Es war den Konzessionären der Monterias nicht so sehr darum zu tun, die gelegentlichen Diebstähle zu bestrafen oder zu verhindern. Das, was die Salvajes stahlen, war an sich unbedeutend. Sie konnten nicht viel stehlen, weil zu viel Güter ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt, sie gar gezwungen hätten, sich dauernd in gewissen Regionen

festzusetzen. Aber feste Wohnplätze durften sie nicht haben, weil sie dann zu leicht gefangen werden konnten. Sie mußten ewig auf der Wanderung im Dschungel sein, um nicht gefaßt zu werden. Und jegliches Gepäck wäre nur Hindernis für sie gewesen.

Daß war es nicht, was die Monterias veranlaßte, zuweilen Jagden in roher und blutiger Weise gegen diese Deserteure zu unternehmen. Der Grund war ein anderer. Blieben diese wilden Flüchtlinge unbelästigt und wurde nicht innerhalb gewisser Zeiträume eine neue Jagd auf sie veranstaltet, dann bestand Gefahr, daß die Muchachos der Monterias das Leben als Salvajes der harten Arbeit und der grausamen Behandlung in den Monterias vorzogen, die Monterias ohne Leute und die großen, unverrechneten Schuldkonten unerledigt ließen. Genau dieselben Gründe waren es hier wie in zivilisierten Ländern, wo die Regierungen es verhindern, wenn nötig mit militärischer Gewalt, daß etwa arbeitslose Proleten unbebautes und brachliegendes Land ergreifen, sich auf diesem Lande seßhaft machen und hier ihr Leben nach eigenem Gutdünken unter eigener Regierung führen. Die

Idee könnte zu viele Nachahmer finden, und die Industrie würde ohne ein Heer Arbeitsloser sein, das immer willig ist, zu den Bedingungen zu arbeiten, die ihnen auferlegt werden. Es wäre auch keine Diktatur möglich, wenn jeder Mensch unabhängig von den Brosamen leben könnte, die ihm die Regierung verspricht und anbietet, falls er willens ist, diese Regierung dafür zu beweihräuchern und anzubeten.

Diese Salvajes, diese verwilderten Deserteure, hatten freilich kaum irgendwelche Zukunft. Es mochte gelingen, daß sie vielleicht ein oder zwei Jahre wild lebten und dann abermals versuchten, entweder heimzukehren, wo sie hofften, daß man sie und ihre Schulden vergessen hatte, oder eine andere Gegend zu erreichen, wo sie unbekannt waren und vielleicht unbelästigt in irgendeiner Form hätten arbeiten können. Aber ob sie in einer Monteria arbeiteten oder in einer Kaffeepflanzung oder auf einer Finca, schließlich war es doch dasselbe Los. Wohin sie auch kamen, sie waren versklavt, unterjocht, unfrei und hatten auch nicht ein Wort mitzubestimmen, wenn ihre Arbeit und der Lohn dafür

festgelegt wurde.

Es gab vielleicht noch eine andere Möglichkeit für sie, nachdem es ihnen gelungen war aus dem Dschungel zu entkommen, ohne erkannt zu werden. Das war, zu versuchen, in eine unabhängige indianische Dorfgemeinschaft aufgenommen zu werden. Das konnte in hundert Fällen einmal glücken. Gingen sie zurück zu ihrer Nation, so wurden sie erkannt. Es mochte sich herumsprechen, und dann dauerte es nicht lange, und die Rurales waren da, nahmen den Flüchtling fest und lieferten ihn den Agenten aus.

Kamen sie aber zu einer indianischen Nation, der sie nicht zugehörten, dann wurden sie mit Mißtrauen betrachtet, vermochten die Sprache nicht zu reden, und wenn sie nicht das sehr seltene Glück hatten, von einer Familie oder Sippe aufgenommen zu werden, sich in die Familie hineinzuheiraten, dann hatten sie kein Land und als Knecht oder Arbeiter konnten sie sich nicht verdingen, denn in diesen Gemeinden kennt man keine Lohnarbeit und darum auch keine Knechte.

Meist, oder man darf sagen, immer hatte jedoch keiner der Wilden auch nur die kleinste Möglichkeit, sein Glück außerhalb des Dschungels zu versuchen. Er lebte nicht lange genug dazu. Das Leben im Dschungel, ohne Behausung und ewig auf der Flucht, ist noch hundertmal härter als das der Muchachos in den Monterias. Wurden sie nicht vom Fieber gepackt und weggerafft, dann waren es Tiger oder Löwen oder wilde Schweine oder eine Schlange oder ein Reptil, die sich dieses armseligen Lebens erbarmten. Es war meist eine wirkliche Erbarmung des Himmels, wenn der Wilde rasch und kräftig von diesem Leben befreit wurde. Er mochte sich ein Bein brechen, und dann war er schon verloren.

Es arbeitete wohl nicht ein Muchacho in den Monterias, der nicht wußte oder sich wenigstens vorzustellen vermochte, was es bedeutete, auf eigene Rechnung im Dschungel zu leben. Diese Furcht der Muchachos vor den Schrecken des Dschungels war die Rettung der Monterias. Wäre das wilde Leben ein Vergnügen, dann würden die Monterias auch nicht einen Mann behalten – nicht unter den Bedingungen, wie sie waren.

Nur die verwegenen und tapfersten Muchachos wagten es, einer grausamen Strafe dadurch zu entgehen, daß sie in die Wildnis gingen.

Unter den vielen Gruppen, die sich mit dem großen Haufen der Rebellen vereinigten, die Mehrzahl von ihnen durch Boten herbeigeholt, andere von selbst gekommen, nachdem ihre Herren und Capataces ermordet worden waren, entweder von ihnen oder von den Muchachos benachbarter Monterias, befand sich auch ein Dutzend jener Salvajes.

Durch ihre früheren Arbeitskameraden, mit denen sie gelegentliche Verbindung hatten, wenn sie Salz oder sonst etwas brauchten, hörten einige von dem Aufstand. Andere fanden es merkwürdig, daß alle Muchachos aus den Distrikten abwanderten, ohne die Trozas weiter abzufahren, ohne angefangene Arbeiten zu beenden. Vorsichtig schlichen sie sich in die Nähe einer Oficina. Hier trafen sie dann entweder Burschen an, die sich zum Abmarsch rüsteten, oder sie fanden nur die ermordeten Capataces und verstanden, was sich ereignet hatte.

Da die Monteria La Armonia, eine der größten des Staates, auf dem Hauptwege zu dem wichtigsten Strom

lag, gab es für die Salvajes keine andere Möglichkeit, den abmarschierenden Muchachos zu folgen, als auf diesem Wege zu wandern. So kamen sie natürlich zur La Armonia, wo sie, ohne gefragt zu werden, wer sie seien und woher sie kämen, als Hermanos, als Brüder, willkommen geheißen und sofort als Gleichberechtigte aufgenommen wurden. Sie trafen hier immer Bekannte, ehemalige Mitarbeiter jener Monteria, der sie entflohen waren, und von ihnen wurden sie als alte Rebellen gefeiert; denn sie hatten durch ihre Flucht und ihr wildes Leben bewiesen, daß sie früher rebelliert hatten als die andern alle.

Drei dieser verwilderten Muchachos, Onofre, Nabor und Isaias, waren am letzten Nachmittag vor dem Generalabmarsch in dem Hauptlager angekommen. Nachdem sie Bekannte und Stammesgenossen begrüßt hatten, schlenderten sie auf dem Platze der Ciudad herum, hoffend, noch mehr alte Freunde zu finden.

Bei diesem Herumschlendern kamen sie an den Hütten vorbei, wo die Artesanos unter Bewachung waren. Sie hockten sich hier zu den wachhabenden Muchachos hin,

die ihnen Zigarren gaben.

„Warum bewacht ihr denn diese Spitzel und Denunzianten?“ fragte Nabor.

„Damit sie nicht ausrücken und sich wegschleichen und vielleicht nach einer Finca kommen und dort melden, was hier los ist.“

„Wer hat denn das angeordnet?“ wollte Onofre wissen.

„El Profesor.“

„Ihr seid die rechten Ochsen!“ sagte darauf Nabor.

„Wenn ich hier auf Wache wäre, dann würde ich nicht lange bewachen, das kannst du nun auch wissen. Diese Sorte bewachst du am besten und am sichersten in einer ganz anderen Weise, aber so, daß sie kein Unheil mehr anrichten können.“

Isaias war aufgestanden und dichter an die eine der Hütten gegangen. Die Türen der Hütten waren offen. Und mehrere der Handwerker hockten außerhalb zwischen den Hütten auf dem Boden und spielten Karten.

Andere lagen lang ausgestreckt und schnarchten. Wieder andere hatten ihre Köpfe im Schoße ihrer Frauen, die ihnen die Läuse absuchten. An verschiedenen Feuern kochten die Frauen das Essen für den Abend.

Während Isaias über die Gruppen hinsah, tat er plötzlich einen Ausruf: „Chicos, kommt doch hier nur einmal her. Wen habe ich denn hier?“

Seine beiden Genossen standen auf und kamen heran.

„Verflucht“, sagte Onofre überrascht, „das sind ja unsere beiden Hähnchen, El Poncho und La Ficha.“

„Das sind sie, schön und mollig. Wer hätte das gedacht?“

Die Muchachos, die hier Wache hielten, kamen neugierig näher. „Kennt ihr die beiden?“

„Kennen wir die, Manitos, meine Brüderchen?“ Onofre wiederholte das höhnisch. „Und ob wir die kennen. Das sind die gemeinsten und niederträchtigsten und schäbigsten Folterknechte, die es je in der ganzen Christenheit gegeben hat. Die beiden sind es, die uns zu

Salvajes machten. Die sind es, die uns drei in die Selva jagten. Diese brutalen Bestien. Die sind keine Menschen, sage ich euch, Manitos. Die sind nicht einmal Tiger. Tiger haben mehr Erbarmen und Mitleid als diese beiden.“

Isaias rief: „Hei, Poncho, und du, Ficha, wie gefällt es euch hier?“

Die angerufenen Leute, die auf dem Boden hockten und mit einigen anderen Karten spielten, blickten auf. Als sie die drei Muchachos erkannten, erbleichten sie und ließen die Karten, die sie in der Hand hielten, fallen.

„Es geht euch gut hier?“ rief Onofre. „Sitzt hier mit euren Weibern und euren Bastarden und habt ein fettes Leben.“

„Ist nicht so fett, Muchachos“, erwiderte darauf El Poncho mit dünner Stimme, während er ein dürres Lächeln versuchte.

„Ich glaubte, ihr wäret längst daheim und auf eurer Milpa und verheiratet“, sagte La Ficha. Auch er versuchte, ein zappelndes Lächeln auf seinem Gesicht erscheinen zu lassen. Aber es war nicht gesund genug, um die Blässe

seines Gesichtes aufzufrischen.

Die drei Muchachos kehrten sich um und gingen mit den wachhabenden Burschen weiter zurück in der Richtung auf das große Camp zu, jedoch nicht weiter, als den Wachleuten erlaubt war.

„Seit wann sind denn die beiden Capataces hier in La Armonia?“ fragte Isaias.

„Wie kann ich das wissen?“ antwortete einer der Wachhabenden. „Ich bin nicht von der La Armonia, ich bin von El Palo Quemado. Sind die Capataces?“

„Die brutalsten und gemeinsten unter den Himmeln Gottes.

„Wir haben alle Capataces erschlagen. Hier in der La Armonia auch. Aber die waren hier nicht als Capataces. Die waren hier als Arrieros. Sonst wären sie nicht Gefangene.“ Das sagte ein anderer.

„Das ist ja eine verdammte Wirtschaft,“ Nabo begann zu schimpfen. „Was sind das hier für Muchachos? Das sind

alte Weiber und keine Rebellen. Ha! Da kommen wir nicht weit mit. Rebellen brauchen wir, keine alten Heulfuntzen. Folterknechte fett machen und auch noch bewachen, damit sie nicht von Tigern weggeschleppt werden. Das ist mir auch eine Sache, verflucht noch mal.“

Nabor wandte sich an die Muchachos, die hier auf Wache standen. „Wann habt ihr denn eure Cena, euer Abendessen, Camaradas?“

„Müßten wir jetzt haben. Hungrig sind wir genug. Aber wir warten auf die Ablösung.“

„Oder auf den Teufel“, sagte darauf Isaias lachend. „Wer, zur Hölle, weiß, wann eure Ablösung kommt. In vier Wochen. Wir sind die Ablösung, wir drei. Los, schiebt ab und schüttet euch euren hohlen verknorpelten Bauch voll, bis er aufplatzt. Habt lange genug gehungert.“

Die wachhabenden Muchachos nahmen das Angebot mit Jubel auf. „Wir sind ganz krumm und schief von dem Herumhocken hier und dumm glotzen, was die Spione machen, und wie sie sich besaufen und herumfucken mit

ihren fetten Weibern, und Kartenspielen um Bohnen und Tabakblätter.“

„Was brauchen die überhaupt Tabak und Karten und Branntwein?“ antwortete Nabor. „Hat einer von den Hunden uns je ein Blatt Tabak gegeben oder euch vielleicht?“

„Uns? Nicht einer. Angeschrien haben sie uns, wenn sie uns nur sahen, und verklatscht, wo sie konnten und gelogen. Das kann ich euch sagen, Camaradas, wenn ich hier etwas zu sagen hätte, machte ich kurzen Schnitt mit der ganzen Lumpengesellschaft, genau wie mit den Patrones und den Capataces. Aber wir kommandieren hier ja nicht. Und wenn El Profesor und der Andrucho und der Celso das so haben wollen, gut, uns ist es recht.“

Darauf sagte Isaias: „Dann geht schon los, damit euch da drüben nicht alles weggefressen wird. Die haben Antilope und zwei junge Wildschweinchen. Eilt euch nicht mit dem Wiederkommen. Wir sind gute Wachen. Das könnt ihr drüben im Camp erzählen. Wir lassen keinen hier entwischen. Wir nicht. Um zehn wollen wir Ablösung

haben, erzähle das dem General.“

„Bueno, asi lo hago“, sagte einer der abziehenden Muchachos. Ich werde dem General melden, daß ihr hier auf Wache seid. Es ist überhaupt ganz gleichgültig, wer hier auf Wache ist. Und es ist auch dem General gleichgültig. Ich werde die Ablösung für euch selbst aussuchen und um zehn herschicken.“

„Laßt uns eure Machetes hier, Camaradas.“

„Sicher. Nehmt sie. Wir nehmen neue aus der Bodega. Ihr seid heute erst hier angekommen?“

„Ja. Wir waren wild für die letzten sechs Monate. Wir hatten unsere Machetes mit uns genommen, als wir wild gingen. Aber das ist eine lange Zeit. Ein Machete zerbrach, ein anderer versank im Sumpf und wir konnten ihn nicht fischen, und den dritten mußten wir liegen lassen, als eines Tages Capataces mit Hunden hinter uns her waren und wir nicht Zeit hatten, zu unserm Feuer zurückzugehen und den Machete zu holen. Wir hätten von den Muchachos Machetes stehlen können, wenn sie

vor den Bäumen waren; aber dann mußten die Muchachos dafür bezahlen. Und ehe wir dazu kamen, uns neue aus einer Bodega zu holen, da war die Monteria schon auf dem Marsch hierher.“

„Hier bei uns kriegt ihr alles, was ihr braucht, Muchachos. Ihr habt nur zu sagen, was euch fehlt. Hier nehmt auch noch unsern Tabak, wir gehen zur Tienda.“

Die Ablösung kam wie versprochen gegen zehn Uhr. Sie fanden die drei Burschen um ein kleines Feuerchen hocken.

„Die sind heute aber merkwürdig still“, sagte ein Muchacho der neuen Wache. „Sonst wenn wir kamen, dann schrien und johlten sie, so besoffen waren sie immer. Wißt ihr, die haben eine Menge Flaschen und sogar Fäßchen mit Aguardiente versteckt und vergraben, und daran besaufen sie sich, auch die Weiber und Kinder. El Profesor sagte, wir sollten ihnen diesen versteckten Aguardiente ruhig lassen, damit sie sich daran dumm und blöde saufen können. Und es wäre so sehr schade, sagte er auch, daß wir ihnen keine Marihuana für ihren Tabak geben könnten, damit sie sich gegenseitig abschlachten, wenn sie genug rauchen.“

„Habt nur keine Sorgen, Camaradas“, erwiderte Isaias. „Die haben ihr Hektoliter Aguardiente heute weg. Die sind alle so besoffen, daß sie nicht einmal mehr winseln, so dick voll gepumpt sind sie. Ihr habt eine gute Wache.“

Könnt schlafen wie faule Dormilones, die rennen euch nicht weg. Buenas Noches, gute Nacht!“

„Buenas Noches, Camaradas!“

Ehe der Morgen graute, hatten die Wachen noch dreimal in der Nacht gewechselt. Es waren immer andere Muchachos. Einer der Burschen ging gewöhnlich eine neue Wache suchen, ohne sich lange darum zu kümmern, wer die neuen Ablösenden waren. Solange abgelöst und gewechselt wurde, war es gut.

Ihre einzige Verpflichtung war, die Hütten der gefangenen Artesanos nicht ohne Bewachung zu lassen. Dazu brauchten sie keinen General und keine Befehle, um die Wache da zu haben, wo sie bestimmt war. Sie regelten das unter sich. Wer von den wachhabenden Muchachos eine neue Ablösung suchte, fand sie bei der ersten Gruppe der Schlafenden, zu der er kam und dort sagte, daß abgelöst werden müsse.

Als es dann Tag zu werden begann, sagte einer der neu ablösenden Muchachos: „Verflucht, die müssen gestern

Abend aber alle sehr besoffen gewesen sein. Keiner rührt sich.“

Er ging dichter zur ersten Hütte und blinzelte durch die Staketen.

„Hei, Muchachos, kommt einmal hierher. Das sieht da drinnen sehr lieblich aus. Der Aguardiente, den die gestern gesoffen haben, war rot wie Tinte.“

„Nicht einer muckt mehr. Auch die Bastardbrut ist dahin“, sagte ein anderer, der hinzugekommen war.

„Laßt einmal die anderen Hütten ansehen.“

In den anderen Hütten lagen die Leute gleichfalls alle in roter Tinte oder in Tomatentunke oder was es sonst sein mochte. Ein Muchacho ging hinüber zu dem großen Camp, wo die Muchachos bereits alle auf waren und an ihren Feuern kochten.

El General, El Profesor, El Coronel, Celso, Andreu, Matias, Fidel, Santiago, Cirilo, Pedro, Valentin, Sixto und noch einige der führenden Muchachos saßen in einer

Gruppe und hielten ihren letzten großen Kriegsrat vor dem Abmarsch der ersten Compania, die sich gegen acht Uhr in Marsch setzen sollte.

Der Muchacho meldete, was er in den Hütten der Artesanos gesehen hatte.

„Bist du sicher?“ fragte El Profesor. „Ganz sicher. Keiner rührt sich oder muckt auch nur.“

„Gracias por Dios!“ sagte darauf Celso, „Gott im Himmel sei Dank, daß diese lausige Krabbelei da endlich zu Ende gekommen ist.“

„Es war vielleicht nicht nötig.“ Andreu machte dabei ein hilfloses Gesicht, als er das sagte. „Die konnten uns nichts schaden. Hätten gut leben können.“

„Rede keine grüne Canela“, sagte Matias. „Weg damit. Wozu ist das Pack nütze? Chinchas. Wanzen.“

„Richtig, Manito“, unterbrach ihn Santiago. „Brauchen wir sie nicht mehr bewachen und füttern. Und es ist mir die ganze Zeit immer unbequem im Rücken gewesen,

wenn ich daran dachte, daß wir die hinter uns zurücklassen wie eine Herde von Spionen.“

El Profesor hob seine Hand auf und machte eine halbe Bewegung durch die Luft. „Was reden wir da lange herum? Sie sind zertreten wie Wanzen, und wie sie es verdienten mit ihrer ganzen Brut.“

Er sah sich um und sagte dann zu Fidel: „Du, nimm dir ein Dutzend Muchachos und steckt die Hütten alle in Brand. Seht zu, daß alles gut abbrennt, sonst stinkt es hier schon um Mittag wie die Pest. Wenn alles niedergebrannt ist, schüttet Erde drauf.“

Kapitel 19

01

La primera compania, die erste Kompanie, war um acht Uhr morgens nicht fertig zum Abmarsch. Natürlich nicht. In jenen fernen Gegenden ist nie eine Karawane zu der Stunde abmarschfertig, die am Tage vorher festgesetzt wurde. Das ist nicht Schuld der Leute, die für den Abmarsch verantwortlich sind, sondern es sind hundert Umstände und Bedingungen und Vorfälle, die alle und jegliche Pläne beeinflussen. Ein Eisenbahnzug oder ein Bus und sogar auch Passagierflugzeuge können genau zu der Sekunde abfahren, die wochenlang vorher bestimmt wurde. Denn es handelt sich immer um dieselbe mechanische Abwicklung derselben mechanischen Gegenstände mit den immer gleichen mechanischen Mitteln. Aber es braucht nur irgendwo ein Brückenpfeiler zu bersten, es braucht nur ein Flößchen so viel Hochwasser zu tragen, daß es einen Teil der Straße völlig überflutet, es braucht nur der flugbereite Pilot plötzlich eine akute Blinddarmentzündung zu bekommen, und der

schönste Fahrplan gerät in Verwirrung, und auf allen Stationen wird mit Kreide gearbeitet und das Wort Verspätung erscheint auf schwarzen Brettern.

In den Dschungeln und in den fernen unzivilisierte Regionen hilft selbst die beste, intelligenteste Organisation so gut wie nichts. Es wird geplant, daß die Karawane zehn Mules braucht. Die zehn Mules sind am Abend vor dem Abmarsch alle da. Am Morgen fehlen drei, die ausgebrochen sind, denn es gibt keine Zäune und keine Mauern. Und wenn man die Tiere anbindet, können sie sich ihr Futter nicht suchen und können sich nicht verteidigen, falls Tiger oder Löwen herankommen. Alle Packsättel sind am Abend vorher marschfähig. Aber in der Nacht fressen Ratten einige Riemen durch, oder herumstreifende hungrige Esel zupfen die Polsterungen der Sättel auf und fressen das hineingestopfte dürre Gras heraus. Die Arrieros und Treiber sind am Abend vorher alle gesund und kräftig. In der Nacht wird einer von einem Skorpion in den Fuß gestochen oder von einer Schlange gebissen oder vom Fieber angefallen. Am Abend vorher war das Camp trocken und der Himmel

sternenklar. In der Nacht gibt es einen tropischen Wolkenbruch. Alles ist überschwemmt, Reisepacken und Kisten und Sättel fortgeschwemmt, die Pfade in der Nähe unwägbar für wenigstens einen halben Tag, vorausgesetzt, es erfolgen nicht zwei oder drei neue und noch heftigere Chubascos, Wolkenbrüche, begleitet von Hurricanen, die Bäume abknicken wie Zahnstocher. Wird dann am Morgen gepackt, so stellt es sich heraus, daß die Packen umgeordnet werden müssen, weil dem einen Tier ein weniger schwerer Packen aufgeladen werden muß, als ursprünglich geplant war, und weil ein anderes Tier darauf besteht, zuletzt beladen zu werden und nicht zuerst, wie die Arrieros am Abend vorher beschlossen hatten.

So sind es hundert und tausend Dinge, die auf Marschpläne Einfluß ausüben. Jeder Hanswurst kann hunderttausend Faschisten auf einem Platz zu bestimmter Viertelstunde aufmarschieren lassen; denn seit fünfhundert Jahren vor seinem Auftreten in dem Zirkus sind von Demokraten gute Straßen, gute Telegraphen, gute Bahnen gebaut worden, deren er sich

bedienen kann. Derselbe Clown würde in jenen Regionen keine zweihundert gutgedrillte Mannschaften von einem Camp zum andern zu führen vermögen mit der gestellten Aufgabe, zwischen sechs Uhr früh und sechs Uhr abends an einem bestimmten Platze zu erscheinen. In den meisten Fällen würde er seine lieben Schwierigkeiten haben, wenn ihm ein Zeit-Umfang von drei Tagen gegeben ist, um noch als pünktlich zu gelten.

Am Abend im Kriegsrat war beschlossen worden, daß jede Compania einen Tag später abmarschieren sollte als die vorausgehende. Den großen Haufen auf einmal und zu gleicher Zeit durch den Dschungel zu führen, war selbst in der Trockenzeit nicht zu leisten. Nun, inmitten der Regenperiode, würde es von Unheil gewesen sein, den Marsch in geschlossenem und aufeinander gedrängtem Haufen zu unternehmen.

Es waren inzwischen mehr als fünfhundert Leute geworden, die den Trupp bildeten. Dazu kamen etwa hundert Mules, Pferde und Esel. Außer den Tieren, die zur La Armonia gehörten, waren noch alle jene hinzugekommen, die Don Acacio aus seinen beiden Monterias gebracht hatte. Auch die Muchachos aus den zahlreichen anderen Monterias hatten in den meisten Fällen Packtiere mitgeführt.

Die Ochsen wurden zurückgelassen. Sie fanden hier Weiden in genügender Menge, und sollten sie sich eines Tages entscheiden, zu ihren heimatlichen Fincas, von

denen sie aufgekauft worden waren, heimzukehren, so würden sie den Weg allein finden; denn sie waren ja denselben Weg hergetrieben worden.

Freilich wurde die Zahl jeden Tag geringer. Denn jeden Tag wurden zwei oder drei Ochsen geschlachtet.

Einmal brauchten die Muchachos ihr Fleisch, und dann wurden auch große Fleischvorräte auf den Weg mitgenommen. Andreu hatte das angeordnet. Das Fleisch wurde in Streifen geschnitten, gesalzen und getrocknet und hielt sich so lange Zeit auf dem Marsche.

Der Haufe mußte in kleinen Trupps von nur etwa fünfzig oder sechzig Mann und nicht mehr als fünfzehn, wenn möglich weniger Packtieren marschieren. Nur die erste Compania hatte achtzig Mannschaften und zwanzig Tiere. Die erste Compania übernahm die Aufgabe, jeden Paraje, Rastplatz, zu erweitern und Chocitas zum uebernachten zu bauen. Die Parajes waren meist nur kleine Plätze, eingezwängt im dichten Dschungel oder zwischen einem Fluß und einem steilen Berg, oder in einer schluchtähnlichen Gasse im dichten Busch. Für die

Karawanen der Händler genügten die kleinen Plätze, nicht aber für die Transporte größerer Massen von Leuten. Freilich waren die Parajes gelichtet worden, wenn die Agenten hundert oder hundertfünfzig angeworbene Burschen gleich in einem Zuge zu den Monterias gebracht hatten. Aber diese Parajes waren sechs Wochen später völlig zugewachsen und von dichtem, stachligem Gestrüpp überwuchert.

Auch brauchten die Tiere Futter. Und hundert oder hundertzwanzig hungrige Packtiere auf einmal zu einem Paraje zu füttern, hatte seine Schwierigkeiten. Aber in der Regenzeit wuchs das Grün ungemein rasch nach, und in vierundzwanzig Stunden, bis die nächste Compania nachgerückt kam, war ein gutes Teil Grün schon nachgewachsen. Es brauchte nur wenig tiefer in den Dschungel hineingeschlagen zu werden, um neues Laub heranzuschaffen oder futterreiches Gebüsch aufzulichten.

Das alles waren nur unbedeutende Schwierigkeiten. Was aber die Aufteilung des Haufens in zahlreiche Marschstage unbedingt nötig machte, war der aufgeweichte und versumpfte Boden. Das erste Hundert des Haufens kam

noch gerade durch. Aber das zweite Hundert sank bereits unheilvoll tief in den Schlamm ein, den die voraufmarschierenden Leute und Tiere mit ihren Füßen und Hufe n verursacht hatten. Das dritte Hundert blieb dann völlig im Sumpf stecken. Wurden jedoch die Trupps klein gehalten, so konnte die Erde in den vierundzwanzig Stunden nachsacken und sich um ein gut Teil festigen. Es regnete zwar unaufhörlich nach, aber an Hunderten von Strecken, die nicht eben waren, vermochte das Wasser abzulaufen, was nicht geschehen konnte, wenn unausgesetzt, ohne Unterbrechung, große Massen von Menschen und Tieren den Boden erneut zerweichten.

Die erste Compania wäre nach diesem Plan bereits zehn Tage voraus gewesen, wenn die letzte Compania noch in der Monteria lagerte.

An der ersten Siedelung am Ausgang des großen Dschungels sollte jede Compania warten, bis alle dort angekommen seien, um sich hier wieder zu einem Haufen zu sammeln. Es war freilich notwendig zu verhüten, daß jemand von jener Siedelung einen Bericht nach den großen Fincas am Wege nach Hucutsin oder Achlumal

brachte und dadurch die Rurales oder die Federaltruppen in den nächsten Garnisonen von dem Anmarsch der Rebellen unterrichtete. Früher oder später war es ja nicht zu vermeiden. Aber in ihren Plänen wünschten die Muchachos, daß sie wenigstens entweder Hucutsin oder Achlumal erreichten, ehe das erste Zusammentreffen mit den Polizeitruppen oder den Federalsoldaten erfolge.

Maultierkarawanen marschieren gewöhnlich, je nach der Jahreszeit und je nach dem Gelände, während einer Jornada, einer Tagesreise, vier bis neun Leguas, das sind sechzehn bis sechsunddreißig Kilometer. Neun Leguas galt als eine gewaltige Jornada. Sie war nur in der Trockenzeit möglich, und nur mit einer Karawane, die auf dem Rückmarsch war und leer ging. Die übliche Jornada war im Durchschnitt sieben Leguas oder achtundzwanzig Kilometer, und das war eine sehr gute Leistung.

Die erste Compania machte am ersten Tage nur drei Leguas. Und als die Muchachos am ersten Paraje anlangten, wußten sie, was sie getan hatten, so ermüdet und ausgepumpt waren sie. Da war auch nicht ein Schritt gewesen, bei dem sie nicht bis an die Knie im Morast wateten.

Die folgenden Companias, einen Weg vorfindend, der von den vorausmarschierenden Companias aufgeweicht war, waren nicht in der Lage, denselben Paraje während der Jornada zu erreichen.

El General hatte angeordnet, daß jede Compania unter allen Umständen während ihrer Jornada den Paraje zu erreichen habe, den die erste Compania gebaut hatte.

Als die Muchachos aber nun sahen, daß die folgenden Companias auf keinen Fall das zu leisten vermochten, was die erste, auf frischem Wege, leichter tun konnte, ordnete El General für die erste Compania an, daß sie stets nur eine Jornada von etwa drei Stunden tun solle, ganz gleich, wie weit sie während der drei Stunden komme oder wie wenig sie in dieser Zeit zu marschieren vermöge. Natürlich konnten diese drei Stunden nicht auf die Minute genau festgelegt werden, weil der Paraje stets davon abhing, ob Trinkwasser in der Nähe sei, ferner Bäume, die Futterlaub für die Tiere trugen und endlich auch genügend Platz für die Lagerung einer Compania. Denn, wenn nach drei Stunden Marsch ein Platz erreicht wurde, wo zur Rechten ein Fluß, zur Linken eine Felswand und der Pfad nur gerade breit genug war, daß auf ihm Mann hinter Mann und Mule hinter Mule in indianischer Marschformation marschieren konnte, so eignete sich der Platz nicht für den Bau eines Paraje; es

mußte entweder eine halbe oder eine ganze Stunde länger marschiert werden, oder die Compania kehrte um und ging zurück zu einem Platz, an dem sie bereits vorbeimarschiert war, der sich aber besser für einen Paraje eignete, ohne die Jornada zu lang werden zu lassen.

Es stellte sich später heraus, daß die Einteilung der Marschstationen nicht nach Weglänge, sondern nach Zeit eine sehr kluge Idee gewesen war. Einmal gewann die erste Compania ungemein viel Zeit, gute Chozas zum Uebernachten zu bauen, und zum anderen wurden ihre Leute und ihre Tiere nie übermüdet. Diese Vorteile wurden freilich nur der ersten Compania. Aber der Erfolg des Unternehmens wurde gerade durch diese Anordnung verbürgt, vielleicht überhaupt nur möglich gemacht. Für die erste Compania waren drei Stunden Marschzeit ohne Rücksicht auf die erzielte Weglänge wenig. Aber für jede folgende Gruppe setzten sich die drei Stunden Marschzeit der führenden Compania in Weglänge um; denn jede folgende Compania hatte den gebauten Paraje zu erreichen. Drei Stunden waren so wenig, daß, wie

schwierig und sumpfig auch immer der Weg sein mochte, der gebaute Paraje immer während einer Jornada erreicht werden konnte. Freilich wurden die drei Stunden Wegzeit der ersten Compania bereits vier für die zweite, um dieselbe Strecke machen zu können. El General achtete darauf, daß diese drei Stunden eher verkürzt als verlängert wurden. Immerhin brauchte die letzte Compania acht bis neun Stunden, um in einer Jornada zum nächsten Paraje zu gelangen. Aber auch die Jornadas der gewöhnlichen Händlerkarawanen währten acht bis zehn Stunden, eine Zeit, in der sie freilich größere Wegstrecken zurücklegen konnten als die marschierenden Companias.

Jeder fünfte Tag war Ruhetag. Das war vor dem Abmarsch bestimmt worden. An jedem fünften Tage blieb jede Compania einen vollen Tag in jenem Paraje lagern, wo sich die Compania am Abend vorher eingefunden hatte. Das gab Menschen und Tieren Zeit, sich zu erholen; und das gab dem Wege Zeit etwas zu versacken und fester zu werden.

Dieser Ruhetag wurde in anderer, sehr vorteilhafter

Weise ausgenützt. Jede Compañia sandte zwei Muchachos zur vorausmarschierenden und zwei zu der nachfolgenden, um Nachrichten zu empfangen und Nachrichten zu senden. Auf diese Weise blieben alle Compañias in steter Verbindung, sowohl mit der ersten als auch mit der letzten und alle übrigen miteinander.

Der größte Heerführer hätte es nicht besser machen können, als dieser ungeschulte Generalstab, an dessen Spitze ein Sergeant stand, der Mühe hatte, eine Meldung auszuschreiben, weil er im Schreiben wenig gewandt war. Aber als Offiziere hatte er Leute wie El Profesor, und er hatte Leute wie Celso, Andreu, Santiago und Matias, indianische Burschen, die zwar nicht gelehrt, aber in Herz und Seele Rebellen waren, solcher Art, die keinen Ehrgeiz für ihre eigene Person haben, sondern einen stetig wachsenden Ehrgeiz für eine Idee, die sie als richtig und durchführbar erkannt haben. Sie wußten genau, wohin sie steuern wollten, und sie steuerten, ohne mit irgendwem, der ihnen in den Weg kommen sollte, zu handeln oder zu verhandeln. „Wir wollen Erde und Freiheit!“ Das war ihr ganzes Programm. Kein anderes

hatten sie. Sie hätten nicht einmal einsehen können, daß es noch ein anderes Programm geben könnte. „Wir wollen Erde und Freiheit, Tierra y Libertad; und wenn wir Erde und Freiheit haben wollen, dann müssen wir sie uns holen, wo sie zu finden sind; und wir müssen darum kämpfen, wenn wir sie für immer behalten wollen. Kein anderes Programm ist vonnöten. Denn wenn wir Erde und Freiheit haben, dann haben wir alles, was der Mensch braucht auf Erden; selbst die Liebe ist da mit eingeschlossen.“ Dieses Programm war so einfach, so richtig, so unverfälscht, daß El Profesor keine stundenlangen Reden zu halten brauchte, um die Muchachos von der Weisheit dieser Forderung zu überzeugen; er brauchte keine Statuten ausarbeiten und beraten zu lassen, den Muchachos keine dicken Bücher über Staats-Oekonomie zum Lesen zu empfehlen, um ihnen die Wahrheit zu vermitteln, das je dümmer jemand ist, je beschränkter und idiotischer, er um so besser sich dazu eigne, ein Volk zu regieren – vorausgesetzt, man gibt ihm die Maschinengewehre und nimmt sie allen anderen weg.

Der Weg, den der Haufe zog, kreuzte nicht nur zahlreiche Flüsse, die jetzt während der Regenzeit teils reißend waren, teils ihre Ufer kilometerbreit überschwemmten, sondern er zog sich auch noch an den Ufern zahlreicher Seen entlang, die in jenen Dschungelregionen so häufig sind.

Mehrere dieser großen Seen hatten hohe, bergige Ufer, und der Pfad führte über jene hohen Ufer, die verhältnismäßig trocken waren, weil das Wasser der Wolkenbrüche von diesen felsigen Höhen rasch abließ und sobald die ewig heiße Sonne hervorbrach, sie einen solchen Weg in einer Stunde trocknete.

Viele der Seen vermochte man vom Wege aus nur durch die Stämme der Bäume zu erkennen, so tief lagen sie.

Aber an einigen Seen ging der Pfad dicht am Ufer des Sees entlang, der See war weit und flach, und der Weg lag während der Trockenzeit nur einen Viertelmeter höher als das Ufer. Die Ufer dieser Seen waren meist tief

verschilft, und es war oft schwierig, gutes Wasser zum Kochen und Trinken aus dem See zu bekommen, weil man tief in den verschilften Schlamm waten mußte, ehe man an das eigentliche Wasser kam.

Diese Art von Seen am Marschwege waren es, die alles kluge Planen des Generalstabes dem Scheitern nahe bringen konnten.

Am sechsten Marschtage erreichte die erste Compania den ersten dieser Seen. Es war El Lago Santa Lucina.

El General kam heran zu den Burschen, die weit voranmarschiert waren und als Vortrupp galten. Celso und Santiago waren unter ihnen.

„Das sieht verflucht böse aus hier“, sagte El General.

„Wem erzählst du das, General?“ erwiderte Celso lachend, der bis an den Hüften im Sumpf steckte.

„Hier kommt unser Revolutionsmarsch zu seinem ersten Stand.“

„Und zu seinem ersten Kampf“, fügte Santiago hinzu, der einige Schritte hinter Celso im Schlamm steckte und sich anstrengte, auf irgendeine neu entdeckte Art sich an seinem eigenen Haarwuschel herauszuzerren.

„Wahrscheinlich stecken wir hier eine volle Woche“, sagte El General, sich das überlaufene Ufer betrachtend. Er war nicht so dicht aufgekommen, um gleichfalls zu versinken. Als das erste Mule herankam, kletterte er ihm auf den Rücken, um einen besseren und weiteren Ueberblick zu erhalten. Was er sah, entlockte ihm einen neuen Satz: „Es kann auch sein, daß wir hier drei Monate bleiben, bis sich die Wasser bis auf das letzte Tröpfchen verlaufen haben.“

Celso watete mit Mühe zurück in die Richtung, aus der er gekommen war, um auf festeren Boden zu gelangen. Es glückte ihm und den übrigen Burschen des Vortrupps.

El General sandte sofort Meldung, daß die Compania für eine Weile halten solle, wo jeder stünde. Vom ersten Mann einer Compania bis zum letzten derselben war oft ein Abstand von ein und einem halben Kilometer.

Die Muchachos begannen die Gegend zu untersuchen und zu erforschen, die weiter vom Ufer entfernt lag, um herauszufinden, ob sich nicht ein neuer Weg bahnen lasse, der den See weit umginge. Der erste Bericht, der nach zwei Stunden anlangte, ergab, daß auf wenigstens fünf Kilometer weit zur Seite hin alles Sumpf und Schlamm sei.

„Das war vorausszusehen“, sagte Celso zum General, „denn wäre das nicht so, dann hätten die Hunderte von Pataches und Karawanen, die hier in den letzten Jahren vorüberzogen, längst einen neuen Weg gesucht.“

„Wohl richtig“, meinte El General. „Aber irgendwo muß ein anderer Weg zu finden sein. Weit hinter jenem Höhenzug. Ein solcher Weg wird freilich einen Umweg von zwei oder drei Tagen bedeuten; darum wird ihn auch ein Arriero nie gesucht haben. Wer will drei Tage verlieren auf einem solchen Marsch? Für uns ist das eine andere Sache. Wir können den Umweg machen. Wir kommen schon noch zur Zeit. Die Fincas und die Dörfer und die Erde, die wir wollen, und die Freiheit, um die wir kämpfen, laufen uns nicht weg.“

El Profesor war herangekommen. „Ob die Erde fortläuft, ist vielleicht nicht so fraglich. Aber Freiheit kann euch allen fortlaufen, wenn ihr nicht zur Hand seid. Wir, die wir Erde und Freiheit haben wollen, müssen nicht nur zu rechter Zeit ankommen, sondern auch noch alle zu gleicher Zeit. In großen Massen müssen wir ankommen. Sonst unterliegen wir. Wir können nur als Masse und in der Masse und mit der Masse gewinnen, weil wir nur als Masse etwas wert sind. Nehmt hier irgendeinen Mann heraus, dich, Celso, oder dich, Santiago: euch fehlt der geschulte Kopf, das kluge Hirn, um für euch allein etwas zu gewinnen. Jeder gewöhnliche Schreiber in irgendeinem Cabildo oder in einer Tienda ist euch überlegen, der nimmt euch den letzten Centavo aus der Tasche und die letzte Krume Erde weg, weil er geschulter ist als ihr. Einer von denen, die einen klugen Kopf haben, ist mehr wert als hundert von euch Dummen, die ihr nichts wißt, nichts gelernt habt, nicht schreiben und nicht rechnen könnt, und darum immer belogen, immer betrogen werdet, weil ihr jedem aufs Wort glaubt, der euch etwas vorredet. Aber in der Masse zählt ihr. In der Masse habt ihr tausend Köpfe und zweitausend starke

Arme, und in der Masse seid ihr allen überlegen. Und darum ist es, daß ich sage, die Freiheit kann auch weglaufen, wenn wir nicht alle zusammen in einer großen Masse und alle zu gleicher Zeit kommen. Gegen zehn Millionen Ameisen ist auch der stärkste Löwe machtlos, da gibt er den jungen Ochsen, den er sich schnappte, wieder her. Ihr seid die Ameisen, und die Patrones sind die Löwen.“

„Alles gut geredet, Profesor“, sagte El General. „Aber was gerade jetzt wichtiger ist, das ist, einen neuen Weg zu suchen. Zurück zur Monteria zu gehen und dort zwei oder drei Monate zu warten, bis hier der Weg ausgetrocknet ist, hat keinen Wert.“

„Richtig. Das hat keinen Wert. Wir bleiben am Marschieren. Dann können wir auch nicht verrosten. Und wer weiß, was drinnen im Lande jetzt los ist. Vielleicht kommen wir gerade zur rechten Zeit, alle Lässigen und Faulen unter den Peones aufzurütteln. Wenn sie unsern Zug sehen und unsere Waffen, dann bekommen sie Mut. Also, dann nur los, weiter marschier!“

Es war fürwahr harte Arbeit, einen neuen Weg durch den versumpften Dschungel zu schlagen. Der neue Weg bog mehr als sechs Kilometer seitlich vom See Santa Lucina hinweg, tief in den unberührten Dschungel hinein. Dann zog er sich mühselig über ein durchbrochenes, felsiges Gelände hinweg, steil einige dreihundert Meter hinauf und dann wieder hinab. Darauf wurde nach Nordwesten zu der Hauptweg wieder aufgesucht, den der Trupp unter unendlichen Mühen spät am Abend auch erreichte.

Dieser Umweg um das sumpfige Gelände des überschwemmten großen Sees hatte so viel Zeit verbraucht, daß die zweite Compañia aufkam und an diesem Abend mit der ersten ein gemeinsames Lager unterhielt.

Damit die beiden Compañias sich wieder trennen konnten, um die beschlossene Marschordnung aufrechtzuerhalten, sah sich die erste Compañia am nächsten Tage gezwungen, anstatt drei Stunden sechs Stunden zu marschieren. Die ersten drei Stunden

marschierten beide Companias gemeinsam. Als sich dann ein geeigneter Rastplatz fand, blieb die zweite Compania hier, während die erste drei Stunden weitermarschierte.

Die erste Compania hatte die schwierige Aufgabe, den Weg zu lichten, und am Rastplatz angekommen, den Platz zu weiten und Chozas zum Uebernachten zu bauen. Die folgenden Companias hatten es jedoch keineswegs etwa leichter, obgleich ihnen die Arbeiten erspart blieben. Sie mußten in dem Schlamm waten, der von Hunderten von marschierenden Füßen der voraufgezogenen Muchachos und Tragtiere verursacht worden war, und oft war der Weg so verschlammt, daß auch die folgenden Companias neue Seitenwege zu lichten hatten, um solche Stellen, die gar zu versumpft und verschlammt waren, umgehen zu können und nicht bis zum Halse stecken zu bleiben.

Der Umweg um den See Santa Lucina war nicht der einzige Umweg, der neu geschaffen werden mußte. An drei Flüssen konnte der Uebergang auf dem üblichen Karawanenwege nicht erfolgen. Es mußten neue Furten gesucht werden. Und es kam ein sehr kleiner See, der

mehr Mühe verursachte als die großen. Es war La Lagunita. Hier konnte, der felsigen Berge, einiger Flußläufe und zwei anderer Seen wegen, kein Umweg gesucht werden, der weniger als dreißig Kilometer Marsch erfordert haben würde. Es blieb nichts anderes übrig, als den Weg dicht an La Lagunita vorbei in der Weise mit Stämmen zu pflastern, wie Callejones im Dschungel gebaut wurden, um auf ihnen die Trozas entlangzuschleifen. Aber der Sumpf verschluckte die nebeneinander aufgereihten Stämme so rasch, daß jede nachfolgende Compania erneut diese Brücke bauen mußte.

Der Marsch bis zur ersten Siedelung an der äußeren Grenze des großen Dschungels hatte achtundzwanzig Muchachos, vier Mädchen und drei Kindern das Leben gekostet. Einige waren im Sumpf versunken und erstickt, andere waren ertrunken bei den zahlreichen Flußübergängen, andere waren von reißenden Strömungen fortgerissen und gegen Steine und Stämme geschmettert worden, wieder andere waren von abbrechenden Pfaden in Schluchten gestürzt oder von

Felsbrocken zermalmt worden, die sich gelöst hatten und auf den marschierenden Haufen schlugen. Es gab ein Dutzend zerbrochene Beine und Arme. Ein halbes Hundert aufgeschlagene Schädel gab es, und ein weiteres halbes Hundert von Muchachos schleppte sich dahin, vom Fieber gepeitscht, mit verschrumpften, matten Augen, grünlichgelben Gesichtern und faustgroßen, grauen Höhlen in den Backen. Sechs der Gefallenen waren sicher einer nach dem andern in verschiedenen Nächten von Tigern oder Löwen geschnappt worden. Immer des Nachts, wenn infolge des Regens die Feuer verlöscht waren, oder die Burschen sich in der Dunkelheit zu weit von dem Kern des Lagers entfernten. Es war freilich nicht gewiß, ob die Tiger sie geholt hatten. Niemand hatte es gesehen. Aber sie waren am Morgen verschwunden, und, vom Regen halb verwischt, wurden mehrere Male die Spuren der mächtigen Tatzen eines Tigre Real nicht weit vom Lager entdeckt.

Ein Drittel der Packtiere waren verloren gegangen. Die Ursachen waren dieselben wie bei den Muchachos, und zwar so ziemlich in einem gleichen Verhältnis in den

verschiedenen Arten der Ursachen. Die Tiere erkrankten zwar nicht am Fieber, jedoch an Kolik. Das war der einzige Unterschied. Und die Hälfte, trotz aller Vorsicht, hatte Wunden auf dem Rücken, in denen fingerlange Maden sich wanden. Und andere trugen böse Wunden an den Beinen, verursacht von glasscharfen Felskanten oder von Bissen der Schlangen oder Tigretes, der Tigerkatzen.

Trotz dieser Verluste, trotz aller Krankheiten, trotz der Müdigkeit und Erschlaffung aller, war der Trupp zuversichtlicher Stimmung. Es herrschte eine große allgemeine Fröhlichkeit nicht nur in den einzelnen Marschgruppen und Kochgemeinschaften, sondern in jeder Compania. Ganz gleich, wie hart auch der Weg während des Tages gewesen sein mochte, ganz gleich, wie traurig hier und da der Verlust eines Kameraden auch von dem einen oder anderen gefühlt wurde, am Abend im Lager schien alles vergessen zu sein. Die Toten waren begraben, und man ließ sie begraben sein. Es ging lustig zu in jedem Lager einer jeden Compania. Lustig freilich in der Weise, wie es der ernste Charakter der Indianer zuläßt.

Aber sie waren alle so hoffnungsvoll, so zuversichtlich, so fröhlich, so voller Glauben, daß sie auf dem Marsch in ihr gelobtes Land zu Freiheit und Erde seien, daß sich auch nicht einer von ihnen erinnern konnte, je in seinem ganzen Leben so fröhlich und so voller Hoffnung gewesen zu sein, wie jetzt auf diesem Marsche.

Alle hatten während der letzten Monate und Jahre gelebt ohne irgendwelche Hoffnung auf auch nur die kleinste Aenderung ihrer Lage. Sie waren trotz aller geschriebenen Kontrakte, trotz aller Versprechungen, trotz all der schönen Gesetze und Paragraphen der Konstitution gegen Schuldhaft, gegen Peonentum, gegen Leibeigenschaft, gegen Körperstrafen nur einer Tatsache gewiß: Einmal in der Monteria unter Kontrakt, und du siehst weder deine Heimat noch deine Familie wieder. So hatten sie in der Monteria dahingelebt und dahingedämmert, abgestumpft gegen alles, was den Menschen vom Tier unterscheidet, und nur dann froh, wenn sie an einem Abend nicht gepeitscht oder gehenkt wurden und man sie in Ruhe ließ. Dankbar waren sie bis zur kriecherischen Unterwürfigkeit eines völlig

gebrochenen Hundes, wenn ihnen der Patron oder der Capataz mit breitgezogenem Maule sagte: „Nun gut, Muchacho, ich werde dir diesmal deine Prügel schenken; komme her, knie nieder und küsse mir die Hand!“

Und jetzt kamen sie, Compania nach Compania, zur ersten Siedelung. Hinter sich den Dschungel und die Monterias mit ihren Grauen und Schrecken. Vor ihnen ihre Dörfer, Väter und Mütter. Vor ihnen Freiheit und Erde. Vor ihnen: „Tierra libres para todos, tierra sin capataces y sin amos! Freie Erde für alle, Erde ohne Peitscher und ohne Herren.“

Es wurde ihnen so wohl ums Herz, daß sie hätten weinen können, als El Profesor den ganzen Haufen um sich versammelt hatte und sagte: „Oiga, Muchachos, selbst wenn wir verlieren sollten, selbst wenn wir alle von den Kugeln der Rurales und Federales niederkartätscht werden sollten, selbst wenn keiner von uns Freiheit und Erde je gewinnen sollte: Daß wir die Monterias überwältigten, daß wir den Marsch für uns taten, daß wir heute nach eigenem Willen und als freie Männer hier sind, ledig aller Leibeigenschaft, das allein ist unser

Leben und das Leben eines jeden einzelnen von uns wert gewesen. Einmal frei gewesen zu sein, war es auch nur für drei Monate, ist mehr wert denn hundert Jahre Leben als gehorsamer Knecht. Wenn wir jetzt fallen, fallen wir nicht länger mehr als Peones und als Gehenkte und Gepeitschte, wenn wir jetzt fallen, dann fallen wir als freie Bürger der Erde, als freie Rebellen, als wahre Soldaten der Revolution.“

„Si, si, profesor. Es la verdad!“ schrien die Hunderte versammelter Muchachos. „Somos libres y somos los luchadores para la libertad para todos, para campesinos y para obreros, todos unidos!“

„Richtig! Muchachos, richtig gesagt!“ rief El Profesor von dem Ast des Baumes herunter, auf dem er saß, um einen weiten Ueberblick über das ganze Feld der versammelten Muchachos zu haben. „Wir sind frei. Aber wir sind nicht nur frei für uns allein. Als Freie haben wir auch eine Aufgabe zu erfüllen. Als Freie sind wir Kämpfer für die Freiheit aller, die heute noch unfrei sind, für alle Bauern und Arbeiter, und alle vereinigt für den gleichen Freiheitskampf.“

„Viva la libertad! Viva El Profesor! Arriba la lucha para
Tierra y Libertad!“ Die Muchachos schrien es in voller
Begeisterung.

An diesem Tage war die letzte Compania hier angelangt, und der Trupp war nun vollzählig.

Bekannte und Freunde und Arbeitskameraden, die in verschiedenen Companias marschiert waren, fanden sich wieder, hockten an gemeinsamem Feuer nieder und erzählten sich ihre Erlebnisse des Marsches.

Es ging lustig zu. Viele musizierten auf Mundharmonikas, andere auf einfachen Fiedeln und Gitarren. Es wurde gesungen. Jämmerlich genug war das Singen. Aber es war ihr eigenes Singen, und darum gefiel es ihnen. Es wurde getanzt, gelacht, gelärmt. Das Gefühl, den Dschungel mit seinen Schrecken, Anstrengungen, Sümpfen, Morästen und seinen grausigen Nächten hinter sich zu haben, löste in allen einen Taumel der Freude aus. Es war die Erholung von dem harten Marsch und den nassen Nächten.

Der Dschungel als Ganzes war hier bei dieser Siedelung zu Ende. Seine Ausläufer freilich ragten noch

tagereisenweit ins Land hinein. Die Wege wurden nur merklich besser, an vielen Stellen waren sie ebenso schlecht wie im Dschungel. Der Regen dauerte noch an, vielleicht noch Wochen; aber er begann nun, dünner zu werden. Schon in den letzten Tagen auf dem Marsche war der Regen weniger häufig gewesen. Es gab sogar schon drei Tage ohne Regen. Dafür mochte er freilich morgen oder noch in dieser Nacht mit einem schweren Wolkenbruch neu anfangen und eine weitere Periode von zwei oder drei Wochen einleiten.

Aber der Dschungel war verlassen. Auf einem Marsch von fünfzehn Kilometern konnte man nun schon zwei oder drei Hütten, eine Siedelung oder einen Rancho antreffen. Dann nach weiteren fünfzehn Kilometern kam man bereits zu den ersten größeren Fincas. Dann abermals etwa fünfzig oder sechzig Kilometer mehr, und die ersten kleinen vorgeschobenen Städtchen, wie Hucutsin und Achlimal, wurden erreicht.

Von hier an traf man kleine Pataches, kleine Mulekarawanen, auf den Wegen, sowie Gruppen von indianischen Kleinbauern, die ihre Waren zu Märkte

brachten. Bis zu jenen kleinen Städtchen, und noch darüber hinaus, befanden sich zwar hin und wieder immer noch Strecken von Dschungel, weite Gelände mit Busch und große Wälder, durch die man halbe Tage marschierte. Aber der Dschungel als Ganzes, als ein Tag und Nacht drohendes Ungeheuer war zu Ende.

Jetzt begannen schon die Felder mit Mais und Bohnen, hier und da verstohlen eingeschoben und eingebettet in den Urwald und in den Busch. Und je weiter der Marsch ging, um so häufiger wurden sie, bis sie sich in den Fincas so weit ausdehnten, wie man mit den Augen sehen konnte.

Und da es Mais und Bohnen gab, so gab es nun auch eine größere Sicherheit, daß die Muchachos nicht verhungerten. Bis zu dieser Siedelung hatten die Monterias den Marsch bezahlt. Was die Muchachos von den Monterias mitbrachten, mochte noch eben für die nächsten drei oder vier Marschtage reichen. Dann aber kamen ja die Finquas mit ihren reichen Vorräten an Mais, Bohnen, Schweinen, Kälbern, Salz, Zucker und noch vielen anderen guten Dingen, aus vollem Herzen

begehrt von einem großen Trupp gesunder junger Burschen, der seit Monaten, in vielen Fällen seit Jahren, alles entbehren mußte, was Menschen brauchen, um das Leben erträglich zu finden. Denn Mais allein tut es nicht, auch nicht Bohnen mit Chile, und selbst nicht einmal Schweinefleisch, auch wenn es noch so frisch ist und noch so schmackhaft auf indianische Weise geröstet wurde.

Auf den Finquas, in den Hütten der Peones, warteten nicht nur Tortillas und Frijoles, da waren auch andere Dinge wert, sie nicht achtlos am Wege liegen zu lassen. Und selbst, wenn kein Muchacho ein Bandit oder Räuber oder Notzüchtiger ist, eine Rebellion kann nicht leben ohne Rebellen. Und Rebellen müssen leben, wenn sie eine Rebellion machen wollen. Nicht die Rebellen sind Schuld an der Rebellion und an den Folgen der Rebellion, die den Satten peinlich und unbequem sind. Schuldig an den Rebellionen und an allem, was Rebellen tun und begehen, sind diejenigen, die glauben, man könne Menschen ungestraft lange Zeit aufs Maul schlagen, ohne daß sie sich jemals widersetzen würden. Sie widersetzen

sich nicht heute, vielleicht nicht. Aber morgen stehen sie auf und rebellieren, weil es morgen süßer ist, zu rebellieren, als zu gehorchen und das Maul zu halten.

Kapitel 20

01

El Requemado, die Siedlung hier am Eingang des Dschungels, hatte etwa dreißig Jahre früher als Monteria begonnen. Nachdem alle Caoba geschlagen war und, wie in allen übrigen Monterias, auch nicht ein einziges neues Bäumchen gepflanzt worden war, obgleich die Konzessionen das ausdrücklich bestimmten, hatte ein Freund des Jefe Politico die Monteria für einige hundert Pesos von der Regierung erworben, einige indianische Familien hergelockt, um hier als Peones zu arbeiten, einen Mayordomo eingesetzt und diese ehemalige Monteria in einen Rancho umgewandelt. Dieser Rancho war recht armselig und brachte seinem Besitzer, der nie herkam, sondern in Jovel lebte und dort einen kleinen Kramladen unterhielt, so gut wie nichts ein, vielleicht hundert Pesos im Jahr. Der Mayordomo erhielt keinen Lohn, sondern mußte sich bezahlt machen durch den Verkauf von Lebensmitteln an die Karawanen und an Caobaleute, wenn sie auf ihrem Marsch in die Monterias

hier vorbeikamen und für eine Nacht rasteten.

Don Chucho, der gegenwärtige Mayordomo, bekam einen fürchterlichen Schrecken, als die erste Compania angerückt kam und in der Nähe des Ranchos zu lagern begann. Er machte Versuche einige der Muchachos zu fragen, ob die Monteria geschlossen habe oder ob sie entlassen seien und warum sie Mules und Pferde der Monterias mit sich führten, ohne von Capataces begleitet zu sein. Die Antworten, die er erhielt, waren dürftig und verworren. Aber er war vorsichtig genug, nicht zu eingehend zu forschen, warum die Muchachos auf dem Marsch seien. Schließlich beruhigte er sich damit, daß es ihn ja wirklich im Grunde gar nichts angehe, warum die Muchachos die Monterias verlassen hätten.

Als dann aber mit jedem folgenden Tage eine weitere Compania angerückt kam und keine der früher angelangten abmarschierte, sondern das Lager immer größer wurde, beschloß er, einen seiner Peones mit Nachricht zu einer der nächsten Fincas zu senden. Seine Frau jedoch riet ihm von diesem Vorhaben ab. „Dir ist bis jetzt nichts gestohlen worden, Chucho. Die Muchachos

bezahlen, was sie kaufen. Wenn es auch nicht viel ist, was sie kaufen, es ist doch immerhin etwas. Und wenn die Muchachos etwas unter sich abgemacht haben, was geht's uns an. Kommt es raus, daß du einen Mann zu den Fincas geschickt und die Muchachos an die Rurales verraten hast, dann geht es uns allen trübe hier. Das weißt du recht gut. Lasse darum die Finger davon.“

Don Chucho sah ein, daß seine Frau wieder einmal recht hatte. Das schmerzte ihn mehr als die Nähe eines so großen Lagers von Indianern, die auf dem Marsch waren und, was das Unangenehmste war, Waffen mit sich führten. Wo die Muchachos die Revolver, Jagdgewehre und Schrotbüchsen herhatten, ahnte er wohl. Aber er war weise genug, sich das nicht laut einzugestehen, weil er fürchtete, vor Schreck tot umzufallen, wenn er sich klar ausdenken würde, was in den Tiefen des Dschungels und in den Monterias geschehen sein mochte. Seine Frau hatte die gleiche Empfindung. Ohne daß sich beide darüber beraten hätten, unterließen sie es völlig, je einen der Gedanken, die sie in dieser Hinsicht hegten, gegeneinander zu äußern. Es war unter allen Umständen

und auch für den kühlen Verstand bei weitem besser, anzunehmen, daß es sich nur um einen ganz unbestimmten Verdacht handle. Gewißheit würde sie in eine Panik versetzt haben.

Der entscheidende Grund jedoch, warum Don Chucho keine Nachricht abschickte, war ein kluger und wahrhaft strategischer. Er sagte zu seiner Frau ganz richtig: „Wenn die Rurales von dem Anmarsch dieser Masse meuternder Muchachos unterrichtet werden, dann kommen die Rurales nicht hierher, sondern sie bleiben nahe den Fincas und Domänen und kleinen Städten, wo sie den Haufen erwarten und ihm dort eine Schlacht liefern. Die Muchachos verlieren die Schlacht und fliehen zurück, um sich im Dschungel zu verstecken, bis sie sich einzeln zu ihren Dörfern schleichen können. Wenn sie zurückgehen, dann müssen sie an dieser Siedlung wieder vorüberkommen; denn der Dschungel ist ihre einzige Rettung, und von dort aus haben sie keinen Angriff zu befürchten. Kommen sie zurück, ein geschlagener Haufe, besiegt und gedemütigt, hungrig, verärgert, erbost und verzweifelt, so bleibt von dieser Siedlung kein Halm,

kein Schwein, keine Ziege, kein Huhn übrig. Aber was das Schlimmste ist, ich werde erschlagen wie ein kranker Hund und du auch, und wer weiß, was sie sonst noch mit dir machen. Denn sie würden inzwischen erfahren haben, daß ich sie verriet an die Rurales.“

Don Chucho erkannte die Sachlage gut. Das mußte sogar seine Frau anerkennen. Sie sagte „Du bist viel klüger, als ich je gedacht habe, Chucho.“

Worauf er antwortete: „Gut, daß du das endlich einmal einsiehst, Vieja, wer von uns beiden das größte Hirn im Schädel hat. Es ist selten, daß du die Weisheit deines Mannes zu schätzen weißt.“

„Schade, daß du so selten deine Weisheit offenbarst.“ Sie winkte ihn in das Adobe-Haus, das sie bewohnten. Als er drin war, sagte sie: „Es ist besser, du läßt dich nicht so viel draußen herum sehen.“

So sehr dicht war das Lager freilich nicht bei der Siedelung. Dazu wäre in dem kleinen Rancho nicht genügend Platz gewesen; denn es war nur gerade soviel Dschungel gelichtet, daß Platz für die Hütten der Peones war sowie für die Maisfelder und Bohnenäcker. Jedoch weiter hin, auf dem Wege zu den Fincas, etwa einen Kilometer entfernt von dem Rancho, war eine Lichtung am Ufer eines Flusses, dicht bewachsen mit gratigem Dschungelgras und hohem Schilf. Und es war auf dieser Lichtung, wo El General den Haufen zu lagern angeordnet hatte.

Diese Lichtung hatte den strategischen Vorteil, daß von dem Rancho kaum jemand zu den Fincas gehen konnte oder umgekehrt ohne an dem Lager vorüberkommen zu müssen; denn hier war die einzige Furt über den Fluß, der jetzt infolge des Regens hoch war und wahrscheinlich nur gekreuzt werden konnte, wenn ein langer Umweg, der Tage dauern mochte, unternommen wurde. Diesen Umweg zu finden und zu erforschen, konnte allein eine

volle Woche Zeit gebrauchen.

Es gab also genügend Gründe, warum der Generalstab des Rebellentrupps keinen Angriff von den Rurales oder den Federalsoldaten zu erwarten brauchte. Auf keinen Fall hier, auch nicht innerhalb der nächsten sechs Tage. Keine noch so tapferen Polizeimanschaften des Diktators würden bis hierher kommen, um den Trupp abzuschlachten. Der Dschungel war noch zu dick und zu dicht hier draußen.

Maschinengewehre hatten hier gar keinen Wert, und selbst die vortrefflichen Karabiner reichten in diesem Gelände nicht weit. Hier konnte nichts von alledem verwendet werden, was Soldaten auf Exerzierplätzen und Kasernenhöfen und während der Manöver so schwer gelernt hatten. Hier waren die Muchachos, die barfuß liefen, die den Dschungel kannten, immer und jedesmal im Vorteil gegenüber regulären Soldaten. Hier ging es Mann gegen Mann, und ohne Erbarmen und ohne Gnade. Hier waren Knüppel, Machetes, Messer, Steine und die harten Fäuste der Hacheros von größerem Kriegswert als die schönsten Karabiner. Das alles wußten

natürlich auch die Offiziere der Polizei und der Soldaten recht gut. Und deshalb waren die Muchachos, selbst wenn die Rurales Nachricht von der Rebellion erhalten haben würden, hier, wo sie jetzt lagerten, vor jedem Angriff sicher.

In dem Kriegsrat, der nun gehalten wurde, ging es lebhaft zu. Doch offenbarte sich hier nicht jenes traurige Schicksal aller Revolutionen und deren Parlamente, in den beraten und beraten, geredet und geredet wird und – wenn dann endlich ein Entschluß zustandegekommen ist – die Reden aufs neue beginnen, ausgedehnt und wiederholt werden, nämlich nun darüber, wie jener Entschluß durchgeführt und ausgeführt werden solle.

Es sind immer die Revolutionsparlamente und deren Sitzungen, die eine Revolution veröden und sie endlich zu Fall bringen. Während in langen und ermüdenden Sitzungen diskutiert wird und lange Streitigkeiten darum geführt werden, wer nun das Wort haben solle und wer nicht, was auf die Tagesordnung gesetzt werden und wie die Fahne der Revolution aussehen solle, findet der Gegner Zeit und Ruhe, sich in der Konfusion zurechtzufinden, sich zu sammeln und loszumarschieren. Und ehe sich die diskutierenden Revolutionäre darüber geeinigt haben, wer das Recht habe, Nachtpässe

auszustellen, und wer das Recht, sein Bureau im Stadthaus einzurichten, sind die Gegner bereits unten an der Tür des Saales, in dem die Revolutionäre reden, haben die Wachposten verhaftet und kommen nun die Treppe herauf, um die ganze Versammlung gefangenzunehmen. Draußen gibt es inzwischen keine Revolutionäre mehr, ein Zehntel ist erschossen, zwei Zehntel sind in den Kasernen, wo sie in diesem Augenblick verprügelt werden, ein weiteres Zehntel ist auf der Flucht oder in Verstecken und alle übrigen sind zufrieden, daß nun endlich die Revolution vorbei ist und jeder wieder ruhig und vergnügt zu seiner Arbeit gehen und mit Unterstützung seiner Frau einen verelendeten Proletarier in die Welt setzen darf. Glücklicherweise waren die Muchachos keine alten und geübten Revolutionäre, die ihr bisheriges Leben damit verbracht hatten, in Versammlungen das Wort zu ergreifen, feuerrote Artikel für revolutionäre Blätter zu schreiben und ständig um Extrabeiträge für diesen oder jenen Zweck der Bewegung zu betteln. Wenn jenen geübten, alten und erfahrenen Revolutionären eines Tages, ihnen ganz unerwartet, eine Revolution Geknechteter und

Tyrannisierter in den Schoß fällt, ganz ohne ihr Zutun, und im Grunde genommen gegen ihre Willen und ihre Absichten, dann stehen sie hilflos da, wissen nicht was zu tun und wie es zu tun, fühlen sich unglücklich und unbeholfen und sehnen sich nach der alten Ruhe und Ordnung, wo sie Opposition machen durften und dafür gefeiert wurden, aber sonst nichts zu riskieren hatten.

In dem Kriegsrat der Muchachos ging es aus anderen Gründen lebhaft zu, und aus anderen Gründen ergaben sich trotz langer Reden keine Ergebnisse. Es wurde hier nicht geredet um irgendwelche Programmpunkte, nicht darum, welche Ansicht die revolutionärste sei und welche als Verrat angesehen werden müsse, sondern der Streit ging darum, welche der Companias von nun an, wo es ernst zu werden begann, an der Spitze marschieren sollte. Die Compania, die den Trupp führte, hatte die ruhmvolle Aussicht, bis auf den letzten Mann niedergemäht zu werden, sobald die Rurales ein Maschinengewehr auf den Boden brachten. Vorher, ehe das Maschinengewehr von den Mules abgeladen war, blieben die Rurales nicht untätig. Dafür hatte ja jeder einzelne einen neuen

Magazin-Karabiner und einen Revolver Colt. Und die Rurales und Federales waren darin geübt worden, von den Waffen, die ihnen der Casique, der Diktator verliehen hatte, Gebrauch zu machen, sobald sich eine Gelegenheit bot. Gegen rebellische Proletarier und meuternde Indianer, die nicht für den Lohn, der ihnen gnädigst geboten wird, arbeiten wollen oder sogar noch aufsässig werden, ist der Gebrauch von Karabinern angenehmer als gegen einen schwer bewaffneten Landesfeind, der ebenfalls Karabiner und Maschinengewehre besitzt.

Freilich, hier im Kriegsrat und im Streit darum, welche Compania an der Spitze marschieren sollte, handelte es sich nicht um den Ruhm, welche Compania sich für die Revolution aufopfern und ihre Körper als Schutzwall für die nachfolgenden Kameraden gebrauchen sollte. Für solche idealen, in Gedichten und Geschichten schön aussehenden Handlungen hatten die Muchachos auch nicht den geringsten Sinn. Glücklicherweise waren sie nicht verdummt und verblödet worden, von Artikelschreibern und Versammlungsrednern. Sie waren nüchtern und praktisch. Es war ihnen nicht darum zu

tun, Ruhm zu gewinnen, sondern sie hatten keinen anderen Gedanken als den, den Rurales und Federales die schönen neuen Karabiner, Revolver und Maschinengewehre abzunehmen. Keiner der Muchachos, mit Ausnahme des El Profesor, hatten je einen Artikel in einem revolutionären Blatt gelesen, je die Geschichte einer Revolution oder eines Auftandes studiert, je einer Versammlung beigewohnt, je von einem Programm gehört. Aber alle besaßen einen guten natürlichen Instinkt, der sie lehrte: „Wenn du die Waffen hast und dein Gegner hat keine Waffen, dann gewinnst du die Revolution oder die Rebellion oder die Meuterei oder den Streik oder wie du das nennst, das den Proleten Gerechtigkeit verbürgt; denn in seiner letzten Form handelt es sich bei allen wahren Revolutionen nicht um mehr Lohn, nicht um Aufteilung allen Besitzes, nicht um Privilegien, sondern um unverbrämte und unverkleidete Gerechtigkeit.

Der Sinn ihrer Rebellion bestand für die Muchachos vorläufig in nichts anderem als darin, nicht mehr geknechtet, nicht mehr geprügelt, nicht mehr versklavt zu

werden. Seit seiner Kindheit hatte jeder einzelne der Muchachos erfahren und gesehen, daß immer derjenige, der einen Revolver auf dem Hintern trägt oder einen Karabiner umgehängt hat, den Indianer knechten, ausbeuten, prügeln und ihm befehlen darf; und weil er, der indianische Prolet, eben keinen Revolver hat, darum muß er gehorchen und sich alles, was ihm angetan wird, gefallen lassen, und wenn er das Maul auftut, um ein Wort dagegen zu sagen, wird ihm der Revolverkolben auf das Maul geschlagen und der Karabinerkolben in den Magen gestoßen. So war es ganz natürlich, daß für die Muchachos der Besitz der Waffen gleichbedeutend wurde mit dem Sieg der Rebellion; und allen ihren Gegnern die Waffen abzunehmen, bedeutete für sie, die Ergebnisse der Revolution zu sichern für alle kommenden Zeiten und Ereignisse.

Die Compania, die an der Spitze marschierte, hatte das erste Zusammentreffen mit denen, die Waffen besaßen. Daß von der Compania wahrscheinlich dreiviertel niederkartätscht werden würden, war einem jeden der Muchachos völlig klar. Aber ein Viertel würde

wahrscheinlich überleben. Und dieses Viertel hatte Anrecht an alle Waffen, die gewonnen wurden. So wie jeder Mensch anderswo, der ein Lotterielos kauft, hofft, den großen Preis zu gewinnen, so hoffte jeder einzelne Muchacho hier, zu dem überlebenden Viertel zu gehören und sich unter den gewonnenen Waffen die auszusuchen, die ihm am besten gefielen.

Den langen Reden und Streitigkeiten darum, welche Compania von jetzt an den ersten Stoßtrupp bilden sollte, machten El General und Celso plötzlich ein rasches Ende.

El General schrie mit einem Male: „Gottverfluchtes Gesindel, seid ihr denn eine Horde von alten Weibern und Heulfunzen, so lange hier herumzuquasseln? Wir waren die erste Compania, und wir bleiben die erste Compania. Schluß und Ruhe nun!“

Weil diese kurze und entscheidende Ansprache an die Armee dem Celso noch nicht deutlich genug schien, stand er auf vom Feuer und rief: „Gottverdammte Hurensöhne und Camaradas, wer nicht einverstanden ist mit dem, was euch El General eben gesagt hat, kriegt eins in die

Fresse. Verstanden. Wir sind in der Rebellion. Und in einer Rebellion wird nicht geredet, sondern gekämpft. Ihr kommt alle dran. Nur ja keine Sorge. Und in sechs Tagen ist sowieso und auf alle Fälle die Hälfte von euch nicht mehr am Leben.“

„Viva! Bravo!“ riefen die Muchachos. Und mehrere schrien:“Richtig, Celso, aber die andere Hälfte hat die Gewehre und die Patronen. Tierra y Libertad!“

Während dieser Rede waren die indianischen Männer, die als Peones in der Siedelung lebten, hier ins Lager gekommen. Sie kannten einige der Muchachos von früher her. Es war Nacht. Am Tage hatten sie sich nicht hergewagt aus Furcht vor dem Mayordomo des Ranchos.

Zaghaft kamen sie heran, weil sie nicht recht wußten, wie der Trupp sie aufnehmen würde. Sie gehörten ja nicht zu ihnen, hatten bis jetzt und während der Tage des Aufmarsches der vielen Companias nichts getan, sich das Vertrauen oder die Freundschaft der rebellischen Muchachos zu verdienen. Es wäre durchaus natürlich gewesen, daß die Muchachos sie für Spione ansahen, die nicht herkamen, Genossen im allgemeinen Kampf zu finden, sondern die sich hierher schlichen, um die Pläne der Muchachos zu erforschen und sie dann ihrem Mayordomo mitzuteilen oder sich gar einen Peso zu verdienen und die Rebellen an die Rurales oder an den nächsten Finquero zu verraten.

Aber durch die Burschen, die sie von früher kannten, weil

sie aus denselben Dörfern stammten und derselben Nation angehörten, hatten sie zwar nicht viel, aber doch einiges erfahren. Sie wußten, daß die Muchachos sich in einer Rebellion befanden, daß sie die Monterias gründlich reingefegt hatten und nun auf dem Marsch waren, um auch in den Fincas einmal ebenso gründlich aufzuräumen.

Weil sie das wußten, kamen sie gleich auf den Kern der Sache, sobald sie einmal im Lager waren.

Sie fragten nach dem Leader, dem Capitan, und man nannte ihnen El Profesor und El General. Sie gingen zu dem Feuer, wo der Generalstab hockte und, ihre Hüte höflich abnehmend, sagten sie: „Jefe, was tun denn wir hier, willst du uns das nicht sagen?“

„Ich bin euer Jefe nicht, Hombres“, antwortete El Profesor. „Es gibt keine Jefes mehr und auch keine Patrones. Ich bin euer Camarada. Und wenn ihr Peones seid und Campesinos hier auf diesem dreckigen Ranchito, dann seid ihr willkommen, und ihr seid unsere Camaradas. Tierra y Libertad! Erde und Freiheit für alle,

ohne Capataces und Patrones!“

„Camaradas, das ist es ja, was auch wir wollen. Ein Stückchen Erde, das uns gehört, und Freiheit, damit wir das Stückchen Erde in Frieden bebauen können ohne Prügel der Mayordomos, und daß wir miteinander reden und beraten dürfen, was wir wollen, und wir nicht aufs Maul geschlagen werden. Das ist alles. Und wenn wir das haben, sind wir zufrieden und machen keine Rebellion mit.“

„Gut, wenn ihr das wollt, dann seid ihr Camaradas buenos, treue Genossen. Wir brauchen mehr Kämpfer, denn es werden genug niedergeschossen werden. Dann kommt nur gleich hier mit uns. Morgen früh marschieren wir.“

„Mire, Jefecito, sieh mal hier“, begann der Wortführer.

„Verflucht noch mal, habe ich dir nicht gesagt, du sollst nicht Jefe zu mir sagen, oder ich haue dir mächtig eins in deine Fratze.“

„Perdoneme, Camarada. Mire. Sieh hier. Ich habe da eine

kleine Milpa, ein Stückchen Feld, und da habe ich den Mais nun schon gepflanzt. Wenn ich mit euch gehe, dann kann ich den Mais nicht einern. Und ich habe drei kleine Schweinchen. Was mache ich mit denen?“

„Du willst doch Erde haben und Freiheit?“

„Sicher will ich das haben. Aber, sieh hier, Camarada, und da habe ich auch eine Frau. Die ist nun gerade jetzt kräftig dick. Es wird wohl nur noch drei Wochen dauern, sagt die Madrona, die ihr dann helfen wird, wenn es soweit ist. Da kann ich nun meine Frau nicht allein lassen.“

„Gut dann bleibst du eben hier. Und besser, ihr bleibt alle hier auf eurem Rancho, laßt euch weiter verprügeln und weiter die Fressen breitschlagen, wenn ihr sie aufmacht.“

„Wir würden das alles freilich gern ändern. Den Rancho können wir gut für uns gebrauchen. Wir haben jeder hier, kannst uns alle fragen, nur gerade ein kleines Fleckchen, wo wir unsern Mais pflanzen und unsere Bohnen. Dafür, daß wir das Fleckchen haben, müssen wir jeden Monat

drei Wochen für den Rancho arbeiten, ohne daß uns der Mayordomo auch nur einen kleinen Centavito zahlt.“

„Habt ihr jeder einen Machete?“ nahm nun El General die weitere Unterredung auf.

„Freilich, Camarada, haben wir jeder einen Machete.“

„Gut dann. Wenn du eine neue Milpa aus dem Dschungel lichtetest und dir ist ein Busch im Wege, was machst du denn da?“

„Ich wetze meinen Machete und schlage den Busch kurz und klein.“

„Richtig, Amigo. Und wenn du Erde und Freiheit auf dem Ranchito haben willst, wo du jetzt arbeitest, schlecht behandelt wirst, und keinen kleinen Centavito verdienst, wer ist dir dann da im Wege?“

„Das weißt du doch, Camarada. Da ist Don Chucho, der Mayordemo.“

„So, der ist euch im Wege in eurem Verlangen nach Erde

und Freiheit?“

„Das habe ich gesagt, und das weißt du ja auch.“

„Ihr habt doch alle Machetes?“

„Freilich haben wir Machetes. Hier Florencio und Marcos, die haben sogar zwei.“

„Und gut zu wetzen versteht ihr eure Machetes auch?“

„Sehr gut. Wir machen das ja jeden Morgen zwei Stunden ehe die Sonne aufgeht, weil wir alle mit gewetzten Machetes lange vor der Sonne beim Mayordomo antreten müssen.“

„Dann nehmt nur eure Machetes auf, wetzt sie gut und räumt alles das weg, was euch im Wege ist, wenn ihr den Rancho haben wollt.“

Als die Peones gegangen waren, rief El General den Capitan einer jeden Compania herbei, um die Befehle für den nächsten Tag auszugeben.

Es war beschlossen worden, daß von nun an alle Companien näher zusammenbleiben sollten, weil an einem der nächsten drei Tage wahrscheinlich die ersten Zusammenstöße erfolgen würden. Die erste Compania, geführt von El General, seinem Generalstabschef Celso und El Profesor, marschierte voran als Stoßtrupp. Eine halbe Stunde Marschzeit darauf folgte die zweite und dritte Compania. Darauf, abermals mit einer halben Stunde Marschzeit dazwischen, folgte die vierte und fünfte Compania. Die sechste, siebente und achte bildeten die Rückendeckung, bei der dreiviertel aller Mules und Pferde geführt wurden und sich die Reserven der Verpflegung befanden. Jeder Muchacho trug außerdem seinen gewöhnlichen Packen wie auch sonst im Leben, wenn er marschierte. Die Frauen und Kinder, die im Trupp waren, gingen in den Companias, in denen ihre

Männer und Väter marschierten. Einige Frauen, darunter Modesta, marschierten im Stoßtrupp; sie trugen ihre Packen so gut wie die Männer.

Was die Muchachos tun würden und wie sie sich benehmen sollten, wenn sie die Fincas und die Dörfer erreichten, das berieten sie nicht. Es kam ihnen nicht einmal der Gedanke, daß sie beraten müssten, was zu geschehen habe, wenn die Rurales und die Federales endlich besiegt sein sollten.

Ohne es zu wissen, und lediglich wieder einmal nur ihrem Instinkt als Unterdrückte folgend, handelten sie durchaus richtig. Es hat keinen Wert, tagelang und wochenlang zu beraten und sich in Sitzungen herumzuschlagen, was man tun müsse, wenn die Revolution gewonnen ist, der Gegner am Boden liegt und sich nicht mehr rühren kann. Gewinne die Revolution, vernichte alle Gegner, und alle, die deine Gegner werden könnten, und wenn du das getan hast, dann berate darüber, was nun zu geschehen hat!

„Du verkaufst ja auch nicht das Fell des Tigers, ehe du

den Tiger geschossen hast und er nicht mehr weglaufen kann“, sagte El Profesor zu Andreu, als Andreu riet, sie sollten einen Plan machen, wie die Finca aufzuteilen wäre, wo er geboren worden war und wo seine Eltern als Peones arbeiteten.

„Aber es ist doch vielleicht gut, sich schon vorher nach jemand umzusehen, der vielleicht das Fell kaufen möchte, damit man nicht so lange mit dem Fell herumlaufen muß.“

„Weißt du, Andrucho“, belehrte ihn El Profesor, „laß nur die Käufer von Fellen sich vorläufig um sich selbst kümmern. Wenn du die Felle erst einmal sicher hast, dann kommen die Käufer schon, und dann ist es Zeit, über den Preis und die Zahlungsweise zu sprechen.“

Es war noch tiefe Nacht, etwa drei Uhr morgens, als El General die Mannschaften der ersten Compania aufrief, sich marschbereit zu halten. Die übrigen Companias hatten je eine halbe Stunde mehr Zeit für den Abmarsch.

Vier Tage lang war wenig Regen gewesen. Jetzt aber, kurz nach Mitternacht, hatte es wieder heftig zu regnen begonnen. Freilich waren es nun nicht mehr die schweren Ströme, die aus den Wolken schossen. Aber es war doch ein guter, kräftiger Regen, der innerhalb von zwei Stunden nicht nur das ganze Lager aufgeweicht hatte, sondern auch alle die kleinen, rasch aufgebauten Palmhäuserchen zusammensinken ließ. Der ganze Trupp war in der Stunde, als El General das Marschsignal für die erste Compania gab, so durchnäßt, als wäre er durch einen hohen Fluß gewatet. Es kostete unendliche Mühe und Geduld, die Camp-Feuer in Gang zu bringen und sie am Brennen zu erhalten. Die Muchachos trockneten ihre nassen Lumpen, kochten sich Kaffee und wärmten Bohnen und Reis an.

Gegen vier Uhr ließ der Regen nach und El General gab den Befehl für die erste Compania, zu marschieren.

Die Muchachos nahmen gerade ihre Packen auf, um sich in Marsch zu setzen, als die Peones, die am Abend im Lager gewesen waren, herbeikamen und nach dem General fragten.

„Da habt ihr euch nun überlegt, mit uns zu marschieren?“ fragte El General.

„No, Camarada“, erwiderte der Wortführer. „Das haben wir nun nicht mehr nötig. Wir haben jetzt, was wir wollen. Wir haben Tierra y Libertad. Der Ranchito ist nun unser. Wir teilen ihn heute auf unter uns.“

„Und der Mayordomo hat euch den Ranchito gegeben?“

„Ja. Freilich, als wir ihm sagten, daß wir den Ranchito seit Jahren bebaut hätten und daß darum der Ranchito nun uns gehören müsse, weil wir ihn geschaffen und aus dem Dschungel herausgelichtet haben, da sagte der Mayordomo, Don Chucho, das habe er sich schon denken können. Die verdammten, verlausten und verdreckten

Meuterer aus der Monterias hätten uns aufgehetzt, sagte er, und wenn wir nicht das Maul hielten, dann werde er jedem von uns hundert überziehen, sobald die verfluchten, stinkigen und dreckigen Aufwiegler aus den Monterias erst einmal von hier fortgezogen seien.“

„Und was habt ihr darauf gesagt?“

„Wir haben sehr wenig gesagt; denn wir hatten gleich am Abend noch unsere Machetes gewetzt. Als wir nun näher auf Don Chucho loskamen, da feuerte er seinen Revolver los, gleich darauf waren Calixto und Simeon erschossen, und drei andere wälzten sich herum, weil sie ein Stück Blei in die Gedärme gekriegt hatten.“

„Und da habt ihr Angst bekommen und seid weggelaufen?“

„No, Camarada. Da sind wir nicht weggelaufen, sondern wir haben daran gedacht, daß man mit einem guten Machete arbeiten muß, wenn man eine Milpa aus dem Dschungel lichten will. Wir haben dann gleich Don Chucho und Dona Amalia und die Kinder eingegraben,

damit sie am Morgen niemand sehen sollte. Natürlich haben wir, ehe wir Don Chucho eingruben, ihm den Revolver abgenommen und auch die Jagdflinte, die er hatte. Wir können sie ganz gut für uns gebrauchen. Sein Haus wollen wir nicht. Das ist voll von Ratten. Und nun wirst du wohl verstehen, Camarada Jefecito, daß wir nicht mit euch zu marschieren brauchen. Denn wir haben, was wir wollen, und mehr wollen wir nicht. Tierra y Libertad para todos, sin mayordomos y sin patrones. Wir sind jetzt die patrones hier und die Herren. Aber wenn ihr noch einige Tage hier lagern wollt, Muchachos, wir geben euch gern die Erlaubnis.“

„Das ist schon gut, amigos“, sagte El General. „Wir marschieren heute früh noch alle ab und niemand stört euch hier in eurer Verteilung der Erde und in eurer Arbeit. Aber wenn die Rurales hier herkommen sollten und euch fragen: 'Wo ist Euer Mayordomo Don Chucho?' Was sagt ihr da?“

„Wir sagen, daß Don Chucho und doña Amalia Furcht hatten und in die Selva, in den Dschungel geflohen sind, und mehr wissen wir nicht. Und wenn die Rurales damit

nicht zufrieden sind, dann wetzen wir wieder unsere Machetes, und wir haben ja auch einen Revolver und die Escopeta, die Schrotflinte. Ueberhaupt kommen jetzt keine Rurales mehr, Jefecito. Ihr besiegt sie alle und auch die Federales. Und wir werden nun gehen, denn die Muchachos haben ein kräftiges Schwein geschlachtet, das doña Amalia so gut gepflegt hatte, und wir haben nun frisches Fleisch zum Braten, das ist jetzt gerade fertig zum Essen. Aber für euch ist es zu wenig, darum können wir euch nicht einladen, mit uns zu frühstücken. Adios, Camarada Jefe y adios a todos los capitanes y muchisimas gracias. Habt alle einen guten und fröhlichen Marsch.“

El Profesor rief Andreu heran und sagte zu ihm leise: „Du hast gut her aufgemerkt, Andrucho. Das ist praktische Revolution. Sie laden uns nicht einmal zum Frühstück ein, obgleich wir keine Zeit gehabt hätten, anzunehmen.“

„Was meinst du mit praktischer Revolution, Profesor?“ fragte Andreu

„Der Besitz und das Eigentum sind fester begründet als

zuvor hier in dieser Nachbarschaft. Es hat sich nur der Name des Besitzers geändert. Und ich kann dir sagen, Camarada, morgen oder übermorgen werden sich die neuen Besitzer hier mit ihren Machetes gegenseitig zerfleischen, eben des neuen Besitzes wegen, bis einer oder keiner übrig bleibt sich des neuen Besitzes zu erfreuen. Wer den Revolver gewann, wird wahrscheinlich der neue Patron werden, und wer die Schrotflinte hat, der neue Mayordomo. Und die noch übrig bleiben, werden wieder Peones sein.“

„Dann hatte doch die Revolution hier keinen Zweck.“

„Hier nicht. Bei diesen Leuten ist die Revolution zu leicht gewesen und zu rasch gegangen. Das tut Revolutionären niemals gut. Sie wechselten die Aecker und die Schweine. Was aber das Wichtigste ist, die Ideen, auf denen das ganze System aufgebaut ist, diese Ideen wurden hier nicht geändert, nicht einmal berührt, ja, nicht einmal begriffen. Das System bleibt dasselbe. Gestern war der Herr hier Don Chucho, heute Eusebio, morgen Florencio. Es sind immer wieder Herren da, und weil Herren da sind, darum sind auch Knechte da. Im Grunde hat sich

hier nichts geändert. Sie haben nicht einmal ein Körnchen Dankbarkeit für uns, die wir ihnen geholfen haben. Sie würden dich und mich verhungern lassen, nur um nicht ein Stück Schweinefleisch für sich weniger zu haben.“

„Wie können die armen Muchachos das besser wissen, wenn es ihnen niemand erklärt?“ verteidigte Andreu die Peones.

„Eine Revolution, die erklärt und vielleicht sogar begründet werden muß, ist keine Revolution, sondern nur ein Streit um Besitz und Aemter. Die wirkliche Revolution, die fähig ist, Systeme zu ändern, sitzt dem wahren Revolutionär im Herzen. Der wahre Revolutionär denkt nicht daran, was er persönlich durch eine Revolution verdienen könnte, sei es ein Ministerposten oder ein Bürgermeisterämtdchen oder ein vernichteter Geschäftskonkurrent. Der wahre Revolutionär rührt die Grundfesten des Systems auf, unter dem er leidet und unter dem er andere Menschen leiden sieht. Und er opfert sich und stirbt dafür, um die Grundfesten zu zerstören und neue Ideen zu verwirklichen.“

Andreu schüttelte den Kopf und sagte: „Profesor, das ist mir alles zu hoch. Ich sollte doch erst einmal Profesor werden, wie du einer bist, ehe ich das verstehe.“

„Brauchst dich nicht zu sorgen, Andrucho“, sagte darauf El Profesor, „du, El General, El Coronel, Celso, das Mädchen Modesta, Santiago, Matias, Fidel, Cirilo und noch eine gute Anzahl von uns hier sind die richtigen Leute, die wir brauchen. Ihr habt es im Herzen, und wer es im Herzen hat, dem braucht man nichts zu erklären.“

Da brüllte eine Stimme durch die Bäume: „Alo, zum Teufel, wo ist El Profesor? Profesor! Los, wir marschieren!“

Es war El General, der seinen Comisario zu sich rief.

„Estoy, da bin ich, General!“ sagte El Profesor, nahe herankommend.

„Laß uns nun heftig vorankneten, Camarada, durch den gottverfluchten Dreck hier. Wir müssen zum Vortrupp. Der ist schon ein gutes Stück voraus.“

„Ich sprach noch soeben mit Andreu. Hölle und Teufel mögen mir helfen, was das hier für Leute sind, die Peones meine ich. Morgen werden sie sich gegenseitig abzuschlachten beginnen, weil der eine einen Fetzen mehr Land verlangt, als ihm die anderen bewilligen wollen oder weil einem ein Stück besser gefällt, auf das sich bereits sein Nachbar hingesezt hat.“

„Das laß nur nicht unsere Sorge sein, Camarada Profesor. Mit solchen Kleinigkeiten können wir uns jetzt nicht aufhalten. Auch dafür wird einmal Zeit kommen.“

„Richtig, General. Wir werden in den nächsten Wochen

anderes zu tun bekommen.“

„Aha, gut geahnt, Comisario, vielleicht schon in den nächsten Tagen. Losgehopst wir beide, kneten wir heftig voran, hier an den stöhnenden Muchachos vorüber, daß wir nach vorn kommen. Immer vorn voran sein, Profesor, dann hört man nicht so viel von den kleinen Aergerlichkeiten. Je weniger man denen zuhört, Camarada, umsomehr Vertrauen behält man dafür, daß eine Revolution nicht nur Systeme zu ändern vermag, sondern vielleicht auch den ärmlichen Hökersinn der Menschen.“

„Wo hast du denn das her, General? Das möchte ich doch gern wissen.“

„Das habe ich mir in der letzten Nacht so ausgedacht, nachdem die Peones gegangen waren und ich außen um das Lager herumstolperte und von weitem zwischen den Bäumen hindurch die Feuer brennen sah und hier und da etwas auffing von den Hunderten und Hunderten von Reden und Gesprächen, die da in der Luft herumschwirrten. Ausgedacht habe ich es mir. Es kam so

ganz wie von selbst.“

„Vorzüglich ausgedacht, General, das könnte man hübsch und sauber aufschreiben, damit es nicht verloren geht.“

Und während sie so sprachen, wateten sie hurtig voran, stolpernd über Aeste, Wurzeln und Steine, hier und da bis an die Knie versinkend in dem zähen Morast des Dschungels, erneut aufgeweicht durch den heftigen Regen der Nacht.

Kalt, grau und wässrig kroch zögernd der Morgen herauf und wehte mißvergnügt und schlecht geschlafen um die Kronen der Urwaldbäume. Hier auf dem Pfade, im dichten Gebüsch und unter dem verstrickten Laubdach des Dickichts, das nicht einmal einen Glimmer der sich langsam grauenden Wolken hindurchließ, war es noch stockfinster.

Die marschierenden Muchachos verursachten ein merkwürdiges eintöniges Geräusch durch das Quaatschen und Fluutschen und schlüpfende Spritzen der Löcher und Röhren des Morastes, wo die Marschierenden ihre nackten Beine hineinquetschten und wieder herauszerzten. Sie grunzten, knurrten, stöhnten und ächzten, wenn sie plötzlich tiefer als erwartet, gleich bis an die Hüften, einsanken, und wenn sich dann noch, beim leisesten Windhauch, Bäume und hohe Sträucher bewegten und einen dicken Guß im Laube angesammelten Wassers auf die darunter herknietenden Muchachos ausschütteten.

El General und El Profesor, obgleich sie infolge der Finsternis kaum voransehen konnten und nur zuweilen neben sich die Schatten der schwerbepackten Leute, die sie hinter sich zurückließen, undeutlich gewahrten, wußten mit einem Male, daß sie nahe dem Vortrupp sein müßten. Denn sie hörten die kräftige Stimme des Celso brüllen, als wollte sie das Dickicht zu Spänen zerfetzen.

„Ihr lausigen Indianer, die ihr seid, ihr seid mir auch gerade die richtigen Begleiter. Rebellen wollt ihr sein? Einen Schitt seid ihr. Einen Hundeschitt. Nichts weiter. Rebellen? Ha! Daß ich doch nicht aufplatze vor Lachen. Rebellen. Heulfuntzen seid ihr. Alte verschrumpfte Weiber. Das seid ihr. Habt ihr denn auch so gestöhnt, gewinselt und gejammert, wenn ihr für die Patrones im Mist und Dreck in der Schitt bis zum Halse gesteckt habt und dann noch die dickste Troza mit langgezottelt? Da habt ihr Lausefetzen nicht mal Mumm gesagt, keiner hat das Maul aufgerissen, nur geschuftet hat jeder einzelne, schlimmer als vier Ochsen. Das freilich war für die gottverdammten und verhurten Patrones und Cabrones. Und jetzt, wo es endlich einmal für euch selber geht, da

reißt ihr das Maul, das dreckige, gleich bis hinter eure verfilzten Ohrlappen auf, wenn auch nur die kleine Zehe hier mal nur gerade so bis an den abgequetschten Nagel in den gottverfluchten Matsch reinrutscht. Flucht meinewegen von früh bis in die Nacht hinein, wenn ihr eure Freßtore aufsperrt, aber winselt mir hier nicht herum, wenn es nun einmal für eure eigene Rebellion geht. Ihr kennt mich doch wohl, oder vielleicht nicht? Ihr kennt doch meine Flossen. Und das sage ich euch, gottverdammte und verlauste Indianer, die ihr seid, wenn ich auch nur noch ein einziges Mal nur einen einzigen von euch hier winseln oder auch nur schüchtern husten höre, dann komme ich euch einmal auffrischen. Aber gründlich. Rebellen. Ha! Rebellen. Los nun, verdammt noch mal und die Stelzen gerührt und voran. Los! Los! Nur nicht so schüchtern und zaghaft.“

El Profesor und El General waren stehen geblieben.

„Du hast dir da ein Prachtstück von einem Generalstabschef ausgesucht, General. Auf den und auf deine Wahl kannst du stolz sein.“

„Bin ich auch.“

„Was ist er denn jetzt?“

„Teniente, Leutnant.“

„Teniente nur. Ich schlage vor, daß du ihn zum Capitan ernennst. Camarada General.“

„Du bist der Comisario, Camarada Professor, und da du ihn zur Beförderung empfohlen hast, gut, er ist zum Capitan ernannt.“

„Muchas gracias, Camarada!“

„Aber da fällt mir ein, Camarada Comisario, ich habe einen Coronel, ich habe zehn Capitanes und ein halbes Hundert Tenientes. Was mir dringend fehlt, ist ein Mayor. Mit deiner Erlaubnis, Camarada, werde ich ihn heute Abend im Lager zum Mayor ernennen.“

El Profesor hatte sich schon wieder in Marsch gesetzt. In derselben Sekunde jedoch stolperte er über eine dicke Baumwurzel und fiel der ausgestreckten Länge nach hin.

Mit den Armen bis zum Ellbogen und mit dem Gesicht bis zu den Ohren steckte er im Schlamm. Das war der Grund, warum er jetzt nicht antworten und die Beförderung sofort bestätigen konnte.

ENDE

Endredaktion

der PDF des gescannten Buches, mit Absicht ohne jegliche textliche Änderung, am 14.10.2016